

Bilder und Skizzen aus der Landwirtschaft

W. Marx


LIBRARY
OF THE
NIVERSITY
OF
ALIFORNIA


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868





W. Marx

Bilder und Skizzen aus der Landwirtschaft

▽ ▽ ▽



Archiv für Landwirtschaft.
(Beilage zur „Wiener Landwirtschaftlichen Zeitung“.)

Herausgegeben
von
Robert Hitschmann und Hugo Hitschmann,
Herausgebern der „Wiener Landwirtschaftlichen Zeitung“.

XLII.

Bilder und Skizzen aus der Landwirtschaft.

Von
W. Marx,
Redakteur.

Mit 33 Abbildungen.

Wien, 1907.
Selbstverlag von Robert Hitschmann und Hugo Hitschmann.
Buchdruckerei Carl Gerold's Sohn.

Im Kommissionsverlage von Carl Gerold's Sohn.

Bilder und Skizzen aus der Landwirtschaft.

Von

W. Marx,
Redakteur.

Mit 33 Abbildungen.

Wien, 1907.
Selbstverlag von Robert Hitschmann und Hugo Hitschmann.
Buchdruckerei Carl Gerold's Sohn.

Im Kommissionsverlage von Carl Gerold's Sohn.

Buchdruckerei Carl Gerold's Sohn, Wien, VIII., Hamerlingplatz 10.

Den

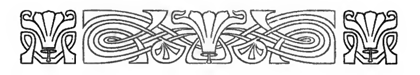
Manen

Hugo H. Hitschmanns,

Gründers und Herausgebers der „Wiener Landwirtschaftlichen Zeitung“ etc.,

gewidmet

vom Verfasser.



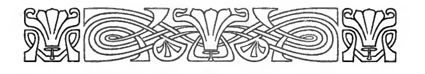
Vorwort.

Die vorliegenden „Bilder und Skizzen aus der Landwirtschaft" behandeln die Landwirtschaft, bezw. verschiedene Gegenstände derselben vorzugsweise von kulturhistorischem und ethischem Standpunkte. Sie bilden eine Auswahl aus den Aufsätzen, die von dem Verfasser während der letzten zwanzig Jahre größtenteils in der „Wiener Landwirtschaftlichen Zeitung" veröffentlicht wurden, doch haben die meisten hier eine weitgehende Um- und Neubearbeitung erfahren. Wenn sich der Verfasser zu der Herausgabe dieser Aufsätze in Buchform entschloß, so geschah das aus dreierlei Gründen: Erstens gibt es in der landwirtschaftlichen Literatur nur wenige derartige Schriften, die, frei von allem gelehrten Apparat, in der Behandlung des Stoffes das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden und für jeden halbwegs Gebildeten lesbar sind. Zweitens erscheint es heute, in der Zeit des Materialismus und Pessimismus und der allgemeinen Landflucht, mehr als je notwendig, die ideale Seite der Landwirtschaft hervorzukehren. Sind doch die Ideale allein imstande, den Menschen, wenn er unter der Bürde des Lebens schwer aufseufzt, zu stärken und zu stählen, daß er wie ein

tapferer Soldat mutig auf seinem Posten ausharre. Drittens — und das ist der Hauptgrund — wollte der Unterzeichnete ein kleines Scherflein zum Nutzen der studierenden Jugend beitragen, vor allem der studierenden Jugend an landwirtschaftlichen Lehranstalten, dann aber auch jener an Gymnasien, Realschulen, Lehrerbildungsanstalten usw. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß z. B. in den Bibliotheken unserer allgemeinen Mittelschulen gerade der schönste und wichtigste Zweig der Volkswirtschaft oder öffentlichen Tätigkeit, die Bodenkultur, fast gar nicht vertreten ist, obwohl sie eine Fülle des Interessanten aufweist. Die Sammlung, Sichtung und systematische Bearbeitung des Materials war keineswegs leicht. Wenn es aber dem Buche gelingt, bei einem Teile der studierenden Jugend einerseits die Lust und Liebe zum landwirtschaftlichen Berufe zu erhöhen, anderseits Interesse für die Landwirtschaft zu erwecken, so ist sein Zweck zum größten Teil erreicht.

Wien, den 25. März 1907.

W. Marx.



Ackerbau.

Allgemeines über den Ackerbau im Altertum.

Wenn wir unser Zeitalter der Maschinen und des Dampfes und des auf Grundlage wissenschaftlicher Lehrsätze geleiteten Landbaues mit jenen Zeiten vergleichen, da Hunderttausende von Menschen und Tieren dem Boden mit den einfachsten Geräten seine Erzeugnisse abrangen und die Landwirtschaft nur nach den Vorschriften roher Erfahrung betrieben wurde, so könnten wir uns veranlaßt sehen, im Gefühle unendlicher Ueberlegenheit vornehm lächelnd auf die land- und volkswirtschaftlichen Bestrebungen des Altertums herabzublicken. Man braucht indes kein laudator temporis acti[1]) zu sein, um — unter Berücksichtigung der grundverschiedenen Verhältnisse — anzuerkennen, daß auch das Altertum in einzelnen Zweigen der Landwirtschaft Hervorragendes geleistet hat.

Nicht alle Getreidearten, die wir gegenwärtig anbauen und schätzen, wurden auch im Altertum in gleicher Weise geschätzt. Der Anbau von Gerste und Weizen war zwar all-

[1]) Lobredner der vergangenen Zeit.

gemein verbreitet, Roggen und Hafer dagegen galten weniger als Getreide denn als Unkräuter, welche den Ertrag der Ernte verminderten. Das aus Roggen bereitete Brot fand man unschmackhaft und unverdaulich und es wurde nur zur Zeit der Not gegessen. Was die Kultur der Hülsenfrüchte anlangt, so war diese eine viel intensivere als heutzutage. Unter ihnen nahmen die Linsen die erste Stelle ein, denn sie galten als köstliche Speise; wurde doch schon Esau von dem Dufte eines Linsengerichtes derart bezaubert, daß er seinem jüngeren Bruder dafür das Recht der Erstgeburt verkaufte. In zweiter Linie stand die Kultur der Bohne, in dritter die der Erbse. In geradezu gewaltiger Menge aber wurden zwei Gewächse angepflanzt und als allgemeines Nahrungsmittel verwendet, die bei uns nur zum Würzen anderer Speisen dienen: Knoblauch und Zwiebel. In Ägypten standen beide in hohem Ansehen; man machte sie sogar zum Gegenstande religiöser Verehrung und rief sie beim Schwören als Zeugen an. Mit Beziehung hierauf spottet Juvenal in einer seiner Satiren, daß die Götter der Ägypter im Küchengarten wüchsen. Auch die Israeliten, welche diese Speise bei ihrem Aufenthalte in Ägypten schätzen gelernt hatten, verbrauchten hiervon erstaunliche Mengen und sie sehnten sich bekanntlich auf dem Durchzuge durch die Wüste ebensosehr nach den Lauchgewächsen wie nach den Fleischtöpfen des Landes zurück. Bei den Griechen dienten die Zwiebeln als Zukost zum Weine und auch im alten Italien waren beide Pflanzen sehr beliebt; der Römer von echtem Schrot und Korn roch nach Zwiebeln und Knoblauch. Als Gewürzpflanze wurde besonders der Kümmel angebaut, bei dessen Aussaat man Flüche und Lästerungen ausstieß, weil man dies nach Theophrast für ein Haupterfordernis seines Gedeihens ansah.

In der Obstbaumzucht spielten — namentlich in Griechenland und Italien — der Weinstock, der Öl- und der Feigen-

baum die größte Rolle. Der Weinstock konnte von den Alten mit Recht zu den Bäumen gerechnet werden; es gab von ihm geradezu Riesenexemplare. Wurden die Reben an eigens zu diesem Zwecke gepflanzten Bäumen (Pappeln, Ulmen, Platanen) emporgezogen oder, wie der gewöhnliche Ausdruck lautet, mit ihnen „vermählt", so rankten sie hoch über deren Wipfel hinaus; blieben sie aber ohne Stützen, so dehnten sie ihr Wachstum in die Breite aus und ersetzten an Umfang, was ihnen an Höhe abging. Neben der Rebe erfreute sich der Ölbaum der sorgfältigsten Pflege und bildete namentlich in Attika den Hauptreichtum des Landes, obzwar wir ihn auch auf den griechischen Inseln, in Jonien, in Italien und Gallien sehr verbreitet finden. Das Öl der Olive diente anfangs jedoch nur als Schmuckmittel, später als Brennmaterial und zuletzt erst wie die Frucht selbst zur Nahrung. Ebenso gebührt Attika in der Kultur des Feigenbaumes der Vorrang. Getrocknete Feigen bildeten hier neben der Olive die beliebteste Speise, besonders der unteren Volksklassen, und hatten für das Land eine so große Bedeutung, daß ihre Ausfuhr gesetzlich verboten war. Auch in der Anpflanzung anderer Obstbäume kann uns das Altertum als Muster dienen. Italien war z. B. schon zur Zeit des Varro mit Nutzbäumen aller Art reichlich gesegnet und dieser Schriftsteller konnte daher mit Recht sagen, Italien sei ein großer Obstgarten. Zur Zeit des Plinius war das Obst ein gesuchtes und hochbezahltes Genußmittel; die Früchte mancher Bäume in der Nähe der Stadt wurden von den Landwirten jährlich bis zu 2000 Sesterzen (etwa 360 Kronen) verpachtet. In nicht geringerem Ansehen stand die Obstbaumzucht in dem alten Persien und Syrien, aus welchen Ländern manche Nutzbäume (der Pfirsich-, Nuß-, Pistazien- und Zitronenbaum) zu uns gekommen sind.

Auch in der Tierzucht haben die Alten große Erfolge erzielt. Durch die Zucht vorzüglicher Pferde war vor allem

Thrakien berühmt, dann Thessalien, das „rossenährende" Argos mit seinen ausgedehnten Triften, in Attika der Gau Kolonos, der von Sophokles wegen seiner blühenden Pferdezucht in einem der schönsten Chorgesänge verherrlicht wird; auch in den grasreichen Ebenen Asiens wurde ihr große Sorgfalt gewidmet. Das Pferd diente indes keineswegs als landwirtschaftliches Arbeitstier, sondern sein Gebrauch blieb fast ausschließlich auf den Krieg beschränkt. Die Gehilfen des Landmannes bei seinen verschiedenen Arbeiten waren das Maultier, der Stier und der Esel. Letzterer war insbesondere wegen der Maultierzucht geschätzt und stand sehr hoch im Preise. Nach Angabe des Plinius übertraf der Gewinn, den man von ihm zog, den der einträglichsten Landgüter und in Celtiberien soll eine einzige Eselin durch die Zucht der Jungen, die sie warf, 400.000 Sesterze (72.000 Kronen) eingebracht haben. Den ersten Rang unter den Haustieren nahm jedoch der Stier ein, der unermüdliche Gefährte des Landmannes bei der Feldarbeit, von Hesiod eine der Grundlagen der Bauernwirtschaft genannt. Einen Pflugstier zu töten, war bei den Römern ein Verbrechen, worauf das Exil stand. Von großer Bedeutung für den landwirtschaftlichen Haushalt war auch die Ziege und nicht minder das Schaf, welches den Stoff zu den Geweben und Kleidern lieferte, die von den Frauen im Hause selbst angefertigt wurden. So alt das Schaf aber als Kulturtier ist, so fand die Kunst des Scherens doch erst ziemlich spät Eingang, vielmehr wurde in der älteren Zeit die Wolle mit den Händen ausgerupft — ein unbequemes und wenig tierfreundliches Verfahren — wobei man die Schafe, damit sich dieselbe leichter ablöse, vorher drei Tage lang hungern ließ. Von den Hebräern wurde die Abnahme der Wolle sogar als ein ländliches Freudenfest gefeiert.

In der Geflügelzucht hat das Altertum einzelne Zweige zu hoher Entwicklung gebracht. Als ein Zeichen dafür kann es

gewiß gelten, wenn wir bei Cicero lesen, jeder Bewohner der Insel Delos, wo besonders die Hühnerzucht betrieben wurde, hätte beim Anblicke eines Eies erkannt, von welcher seiner Hennen es gelegt worden. Bekannt ist auch, daß schon die alten Ägypter die gleichmäßige Wärme des Düngers dazu benützten, Hühnereier künstlich auszubrüten, was ein griechischer Schriftsteller als die wunderbarste aller Erfindungen bezeichnet. Dagegen war ein bedeutendes Nutztier, welches heute in keiner Wirtschaft fehlen darf, die Gans, verhältnismäßig wenig verbreitet; in den Aviarien (Vogelhäusern) der vornehmen Römer wurden zwar Gänse in Menge gehalten und durch entsprechende Mästung jene großen, von Feinschmeckern teuer bezahlten Lebern erzeugt, sonst aber waren sie mehr Luxusvögel und spielten „wegen der Lieblichkeit ihres Anblickes" eine ähnliche Rolle wie bei uns etwa der Pfau. Außerdem wurden viele damalige Wald- und Jagdtiere mehr oder weniger gezähmt, z. B. der Storch, der Kranich, die Wachtel, das Rebhuhn ꝛc. und deren Zucht in großartigem Maßstabe betrieben. So verdanken wir auch den Ägyptern, diesem hochgebildeten, rätselhaften Volke, die Erwerbung eines wichtigen Haustieres, der Katze. Da dieselbe bei ihnen als heilig galt, wurde jeder, der ein solches Tier, wenn auch nur zufällig und unfreiwillig, getötet hatte, mit dem Tode bestraft. Es konnte wohl nur einem so zähen und unendlich geduldigen Volke, wie das der Ägypter, gelingen, aus der wilden, scheuen Falbkatze, die als Stammutter unserer Hauskatze gilt, ein so zahmes und schmeichlerisches Geschöpf zu machen, und wahrscheinlich waren hiezu Jahrhunderte erforderlich. Die Griechen und Römer lernten die Hauskatze erst in der Kaiserzeit kennen. Zur Vertilgung der Mäuse, von denen sie oft arg genug zu leiden hatten, hielten sie bis dahin das Wiesel und den Marder, die beide von ihnen gezähmt wurden.

So sehen wir denn, daß das Altertum auf dem Gebiete der Landwirtschaft so manches aufzuweisen hat, was

des Interesses nicht ganz unwert ist. Wenn wir aber außerdem einen Blick werfen auf das großartig durchgeführte Bewässerungssystem, welches ganze Landstriche wie ein Netz durchzog und unfruchtbare Einöden in lachende Gefilde umwandelte; auf die Trockenlegung ausgedehnter Sumpfgebiete und die Verwertung derselben für den Ackerbau; auf die Anlage vorzüglicher, teilweise noch jetzt — nach 2000 Jahren — benutzbarer Straßen; auf die zahlreichen Wasserleitungen im römischen Reiche, welche die größeren Städte mit einem gesunden, frischen Quellwasser versorgten, staunenswerte Schöpfungen der antiken Baukunst, gegen die unsere heutigen Wasserleitungen wahre Kinderspiele sind: so werden wir zugestehen müssen, daß das Altertum, wenn es von unserem Jahrhunderte in vielen Stücken auch bedeutend überragt wird, doch auch manches besitzt, worin es ihm ebenbürtig, ja einiges, worin es für uns immer noch mustergiltig ist.



Der Ackerbau im alten Griechenland.

Ein eigentümliches Geschick hat die drei Kulturstaaten des Altertums: Ägypten, Griechenland und Italien getroffen. Sie sind nur noch ein Schatten ihrer früheren Größe; der ehedem so ergiebige Boden ist zum großen Teil erschöpft und fast nichts erinnert daran, daß die Götter hier einst das Füllhorn des Überflusses ausgeschüttet hatten. Nirgends tritt aber der Gegensatz zwischen einst und jetzt so grell hervor wie in Griechenland. Was ist aus dem Lande mit seinem herrlichen Klima, dem ewig

heiteren, tiefblauen Himmel, der reinen, balsamischen Luft, den lebensfrohen Menschen, in deren Mitte das Allgemein-Menschliche eine Stätte fand und sich in unsterblichen Werken der Kunst verkörperte, was ist aus dieser Leuchte der späteren Jahrhunderte geworden? Fürwahr, ein Gegensatz, wie er nicht schroffer gedacht werden kann: einst von ausgedehnten Wäldern bedeckt, von wasserreichen Bächen und Flüssen durchströmt, durch häufige Niederschläge befruchtet, in üppiger Fruchtbarkeit prangend, ist es jetzt infolge der Ausrodung der Wälder wasserlos, der Boden dürr und zum Teile versumpft, der Ackerbau aber unergiebig und vernachlässigt. Es dürfte nicht ohne Interesse sein, einen Blick zu werfen auf den Ackerbau des alten Griechenlands, also jener Periode, da dieser die allgemeine Beschäftigung war und der fruchtbare Boden noch reiche Ernten trug. Wir berücksichtigen hiebei zwar hauptsächlich die Zeiten Homers und Hesiods, lassen aber auch die spätere Zeit nicht ganz außeracht.

Unter dem Worte Ackerbau verstand man im Altertum nicht allein die Bearbeitung des Bodens, sondern auch die Viehzucht und die Pflege der Obstbäume. Wenn die Landwirtschaft auch erst in der Entwicklung begriffen war, so wußte man doch mit den geringsten Mitteln die schönsten Erfolge zu erzielen. Die Bestellung der Äcker war eine ebenso einfache als sorgfältige. Dreimaliges Pflügen vor der Aussaat ist das Gewöhnliche; hiezu bediente man sich entweder des einfachen, nur aus einem Stück bestehenden oder des „gefügten", d. h. aus mehreren Teilen zusammengesetzten Pfluges. Die Egge war und blieb ein unbekanntes Gerät. Bei der Ernte wurde das Getreide mit Sicheln geschnitten, in Garben gebunden und sofort auf die kreisrunde, aus festgestampftem Lehm hergestellte Tenne gebracht und durch die Hufe der Stiere oder Maultiere ausgedroschen. Die Reinigung der Körner von der Spreu geschah — wie auch

heute in zurückgebliebenen Wirtschaften — mittels der Wurfschaufel. Natürlich gab es noch keinen geordneten Fruchtwechsel, sondern der Acker blieb, nachdem er einige Jahre getragen, eine bestimmte Zeit als Brache liegen; es war jedoch auch schon die regelmäßige jährliche Düngung der Felder mit dem Dünger der Maultiere und Rinder gebräuchlich. Auch kannte der Landmann bereits den großen Nutzen der Bewässerung der Äcker, Wiesen und Gärten und diese konnte bei der großen Anzahl und dem Wasserreichtume der Bäche und Flüsse in ergiebigster Weise vorgenommen werden. Als Kulturpflanzen werden erwähnt: Bohnen, Erbsen, Hafer, Spelz, Weizen, vor allem aber die „heilige" Gerste, welche bei Darbringung von Opfern — und jede Schlachtung eines Tieres war mit einem solchen verbunden — nicht fehlen durfte. Um aus dem Getreide Mehl zu erzeugen, benützte man eigene Handmühlen, deren Betrieb in den reicheren Häusern tagsüber nie stockte; so sind im Palaste des Phäakenkönigs Alkinoos täglich fünfzig Dienerinnen mit dieser Arbeit betraut, während dieses Geschäft im Palaste des Odysseus von zwölf Sklavinnen besorgt wird. Als Futterkräuter nennt Homer das Riedgras, den Klee, den „würzeduftenden" Galgant und den „sumpfentsprossenen" Eppich, als Gartengewächse den Mohn und die Zwiebel. Letztere war eine beliebte Zukost zum Weine — offenbar keine Geschmacksverirrung, wofür es einige Erklärer des Homer halten, wenn man annimmt, daß damit die süße Zwiebelart von milderem Geschmack und Geruche gemeint ist, wie sie noch jetzt in den südlichen Ländern kultiviert und von der ärmeren Bevölkerung mit Vorliebe gegessen wird. Die Zwiebel spielt im ganzen Altertum als Nahrungsmittel eine wichtige Rolle, und wenn Herodot im zweiten Buche seines Geschichtswerkes berichtet, daß bei dem Bau der großen Pyramide des Cheops allein für Rettige, Knoblauch und Zwiebeln, welche die Arbeiter verzehrten, von

den Ägyptern 1600 Talente Silber (nach unserem Gelde ungefähr 7,680.000 Kronen) aufgewendet wurden, so dürfen wir uns über die enorme Summe nicht wundern. — Der Ackerbau galt zur Zeit Homers als eine ehrenvolle und jedes freien Mannes würdige Beschäftigung; allerdings wurden die Feldarbeiten auf größeren Gütern von Sklaven und Taglöhnern verrichtet, während der Herr nur die Oberaufsicht führte. Später aber schwand die Liebe zum Ackerbau immer mehr, obwohl ihn die eleusinischen Mysterien mit der Weihe eines sinnbildlichen Gottesdienstes umgaben und seine Wichtigkeit stets anerkannt war. Die freien Bürger fanden keinen Geschmack mehr daran, sondern hielten nur die geistige Arbeit und die Beschäftigung mit den Staatsangelegenheiten ihrer Beachtung wert; vergebens rief Aristoteles seinen Mitbürgern zu, die besten Staatswesen seien da, wo die Bürger sich dem Ackerbau widmeten.

Nicht minder wichtig als der Getreidebau, ja vielleicht noch wichtiger war die Viehzucht, denn nach der Anzahl der Herden wurde der Reichtum eines Mannes geschätzt. Auch wird der Preis der Dinge stets nach Rindern angegeben; so hat z. B. Eurykleia, die Wärterin des Odysseus, zwanzig Rinder gekostet. Je nach der Bodenbeschaffenheit herrschte die eine oder die andere Gattung der Haustiere vor. Als solche werden genannt: Pferde, Maultiere, Esel, Rinder, Schafe und Ziegen. Berühmt durch Pferdezucht war vor allem Argos mit seinen weiten Ebenen, weshalb es auch „das rossenährende" heißt; ferner Thessalien, wo mächtige Tiere von oft ungebändigter Wildheit gezüchtet wurden, Tiere wie der bekannte Bukephalos Alexanders des Großen. Ithaka wiederum, die Heimat des Odysseus, eignete sich wegen seines gebirgigen Terrains nur zur Zucht von Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen; darum lehnt Telemach das Gastgeschenk des Menelaos, be-

stehend aus drei feurigen Rossen, ab und bittet ihn, es mit einem Kleinod zu vertauschen (Od. 4, 600 ff.). Als Ideal eines Weidelandes aber galt bis in die späteste Zeit Arkadien. Das arkadische Schäferleben erschien der Phantasie als ein Zustand überschwenglicher Wonne, hier glaubte man das verlorene Paradies wiedergefunden zu haben. Leider stehen — wie so oft — Dichtung und Wahrheit einander schroff gegenüber. Der Stand des Hirten und Viehzüchters war, wenigstens im heroischen Zeitalter, ein harter und mühseliger, sein Leben beständig von Gefahren bedroht. In den Bergschluchten hausten Wölfe und Löwen und bald fiel dieses, bald jenes Stück der Herde ihren Angriffen zum Opfer. Der Hirt hatte daher oft schwere und gefährliche Kämpfe zu bestehen. Zu diesem Zwecke war er mit einem mächtigen Speer, „dem Schrecken der Menschen und Hunde", ausgerüstet; auch standen ihm mehrere Gehilfen und starke Hunde zur Seite. Selbst in der Nacht mußte Wache gehalten werden. Denn da das Vieh bei dem milden Klima in Pferchen unter freiem Himmel übernachtete (geschlossene Ställe waren nur für den Winter, d. h. für die Regenzeit nötig), so kam es sehr häufig vor, daß ein Löwe, von Hunger getrieben, über die Hürden sprang, um sich ein Rind oder ein Schaf zu holen. Dann wieder gab es einen Überfall plündernder Räuber abzuwehren; brach eine Fehde zwischen zwei griechischen Stämmen aus, so drangen sie gegenseitig verheerend in ihr Gebiet, trieben die Herden als Kriegsbeute weg und erschlugen die Hirten. Bei der großen Bedeutung der Viehzucht ist es natürlich, daß ein Mann, dem die Obhut einer Herde anvertraut war, als eine wichtige Persönlichkeit galt; die Epitheta (Beiwörter) „männerbeherrschend", „göttlich", welche dem biederen Sauhirten Eumaios beigelegt werden, zeigen das deutlich, ebenso der Umstand, daß das Verhältnis des Königs zu seinem Volke unter dem Bilde des Hirten und der Herde dargestellt

wird: Agamemnon ist nicht nur der „Rufer im Streit“, sondern noch öfter der „Hirt der Völker“.

Im einzelnen sei bemerkt, daß die Benutzung des Pferdes eine sehr eingeschränkte war; es diente weder zum Reiten noch zur Feldarbeit, sondern war ausschließlich für den Krieg und zum Wettrennen bestimmt. Im Kampfe wurde es vor den zweiräderigen Streitwagen gespannt, auf dem die Krieger standen und ihre Speere in die Reihen der Feinde schleuderten. Nur ausnahmsweise schirrte man es an den Wagen, wenn man eine längere Reise vorhatte, oder wenn Eile notwendig war. Erst in ziemlich später Zeit finden wir die Reiterei als wesentlichen Bestandteil des griechischen Heeres. Alle Arbeiten, welche jetzt bei uns das Pferd verrichtet, verrichteten Stier und Maultier. Hesiod bezeichnet neben Haus und Weib den Ackerstier geradezu als Grundlage der Bauernwirtschaft. Auch der Esel scheint bereits Haustier gewesen zu sein. Zwar geschieht seiner nur an einer Stelle der Ilias Erwähnung, allein gerade diese Stelle macht das wahrscheinlich. Es ist nämlich die Rede von der Halsstarrigkeit eines Esels, der von Knaben des Weges geführt wird; er aber dringt fressend ein in das Saatfeld und vergebens zerschlagen die Knaben viele Stecken an ihm, denn „schwach ist die Stärke der Kinder und sie vertreiben ihn kaum, nachdem er mit Fraß sich gesättigt“. In der späteren Zeit war er als verständiges, geduldiges und arbeitsames Tier außerordentlich geschätzt; er besorgte die Geschäfte des Hauses, trieb die Mühle und den Brunnen und begleitete, mit Körben beladen, den Landmann an Markttagen in die Stadt.

Von dem Geflügel erwähnt Homer als Haustier nur die Gans, die jedoch nicht des Nutzens, sondern des Vergnügens wegen gehalten wird; so hält Penelope auf ihrem Hofe eine kleine Schar von zwanzig Gänsen, an deren Anblick sie sich erfreut. Abweichend von unserer Anschauung

galt die Gans bei den Griechen als ein lieblicher Vogel, zugleich auch als Symbol der Wachsamkeit; die Figur einer Gans, auf dem Grabhügel einer Hausfrau angebracht, war ein ehrendes Zeugnis ihrer Tüchtigkeit. Alles, was wir an diesem Tiere schätzen, besonders die uns unentbehrlich erscheinenden Federn, hatte für das Altertum wenig Wert und es ist interessant zu sehen, wie sich selbst noch in der römischen Kaiserzeit Stimmen erheben, die vor der Einführung und dem Gebrauche der Federkissen als einer verderblichen, zur gänzlichen Verweichlichung führenden Neuerung warnen. Auch Plinius gibt seiner Mißbilligung im zehnten Buche seiner Naturgeschichte Ausdruck, indem er sagt: „Wir sind jetzt bis zu dem Grade von Weichlichkeit gelangt, daß sogar Männer ihr Haupt ohne eine solche Vorrichtung nicht niederlegen können.“ — Alle anderen Geflügelarten, wie wir sie gegenwärtig züchten, sind bei Homer noch unbekannt. Die Taube wird zwar häufig erwähnt, allein Homer kennt sie nur im wilden Zustande; erst bei Sophokles findet sich der eigentliche Name für die Haustaube und sie ist nun ein allgemein verbreitetes Haustier. Da sie der Aphrodite heilig war, wurde sie auch in großer Menge in den Tempeln der Göttin gezüchtet. Den Hahn und die Henne lernten die Griechen erst kurz vor den Perserkriegen kennen. Der Pfau war bei ihnen nie eigentliches Haustier, sondern wurde meist in den Heiligtümern der Hera gehegt und als Inbegriff aller Herrlichkeit angestaunt. Dagegen wird schon in der ältesten Zeit eines anderen kleinen Nutztieres, der Biene, Erwähnung getan; natürlich wurde sie noch nicht in Bienenstöcken gezüchtet. Ihre Ansiedlungen in hohlen Baumstämmen und ausgehöhlten Felsen wurden eifrig ausgeforscht und Honig und Wachs zur geeigneten Zeit gewonnen. Auch unterschied man bereits zwischen Arbeitsbienen und Drohnen, „welche der Bienen errungene Speise auffressen in arger Arbeitsscheu“. Ebenso ist

der Fischfang mit Netz und Angel bekannt, von einer Zucht ist aber noch keine Rede. Die Fische dienten übrigens nur ärmeren Leuten zur Nahrung.

Der dritte wichtige Zweig des Ackerbaues ist die Baumzucht. Wie der Anbau des Getreides als ein so wichtiger Fortschritt galt, daß man das Eingreifen und die Hilfe wohltätiger Götter annehmen zu müssen glaubte, so erschien auch der Gedanke der Anpflanzung von Nutzbäumen als ein so großartiger, daß man diese Erfindung einem sterblichen Menschen nicht zutraute. Wie also der Getreidebau der Demeter zugeschrieben wurde, so hielt man die für Griechenland wichtigsten Kulturgewächse, den Ölbaum und den Weinstock, für Geschenke der Athene und des Dionysos. Und in der Tat sind beide so außerordentlich wichtig, daß ihre Anpflanzung als der bedeutsamste Kulturfortschritt angesehen werden muß. Die Entwicklung des griechischen Dramas, der Tragödie sowohl als der Komödie, dieser unsterblichen Geistesschöpfungen, zu deren Aufführung im Theater des Dionysos in Athen ganz Griechenland zusammenströmte, hängt mit dem Dionysoskultus, der Verherrlichung des Spenders der Rebe und des Gebers alles Guten, auf das innigste zusammen. Die Anpflanzung der Weinrebe reicht tief in das mythische Zeitalter zurück. Bei Homer spielt sie neben dem Getreide die wichtigste Rolle; *σῖτος καὶ οἶνος*, Brot und Wein, ist die immer wiederkehrende Formel zur Bezeichnung der notwendigsten Lebensbedürfnisse. Die Reben wurden mit der größten Sorgfalt an Pfählen gezogen; um den Weingarten wurde in der Regel ein Graben aufgeworfen und zum Schutze gegen Menschen und Tiere ein Zaun aus Dornen aufgeführt. Die Weinlese war ein fröhliches Fest; so ist auf dem Schilde des Achilleus (Il. 18. G.) außer einem Brach- und Erntefelde und anderen Szenen des ländlichen Lebens ein Rebengefilde abgebildet, in welchem fröhliche

Winzer und Winzerinnen die Traubenlese unter Gesang und Tanz feiern. Der ausgekelterte Wein wurde in großen irdenen Krügen aufbewahrt, transportiert aber in kleineren Amphoren oder in geißledernen Schläuchen. Auf verschiedene Weinsorten deuten die Beinamen: rot, schwarz, funkelnd, honigsüß. Daß der Wein an Güte zunimmt, je älter er wird, war auch schon bekannt; Nestor bewirtet z. B. den Telemach, um ihn zu ehren, mit elfjährigem Weine. Auch der Ölbaum wird von Homer genannt, doch scheint auf seine Anpflanzung noch wenig Wert gelegt worden zu sein. Jedenfalls hatte die Olive auch nicht entfernt jene Bedeutung, welche ihr später nebst der Feige als allgemeines Nahrungsmittel zukam. Das Olivenöl diente weder zur Beleuchtung noch zur Nahrung, sondern war noch ausschließlich Schmuckmittel; man rieb damit den Körper ein, um ihn geschmeidig zu machen. Auch benutzten es die Hausfrauen, um dem mit der Spindel gesponnenen Wollgarne sowie den Geweben Geschmeidigkeit und Glanz zu verleihen; von einem solchen Gewebe heißt es dann oft: „und es glänzte wie ein Stern". Das Holz des Ölbaumes war wegen seiner Härte und der schönen Politur, die es annimmt, sehr gesucht und wurde zur Herstellung verschiedener Geräte verwendet. Ferner sind als Nutzbäume angeführt: der Feigenbaum mit seinen „angenehm schmeckenden Früchten", der Birnbaum, der Apfel- und Granatapfelbaum. Obstbäume zu pflanzen, galt als ein großes Verdienst; die Obhut und Pflege derselben war den Schwächeren und Greisen anvertraut, während die Bestellung des Ackers und das Abmähen der Wiese Sache der kräftigen Jünglinge und Männer ist.

Was das häusliche und öffentliche Leben betrifft, so herrschte überall die größte Einfachheit, es wurde die ausgedehnteste Gastfreundschaft geübt und zwischen Herrn und Diener bestand noch ein patriarchalisches Verhältnis. Die Speisen dienten nur der Befriedigung des Bedürfnisses und

nie verfielen die Griechen in die widerliche Schlemmerei der Römer. Zu Homers Zeiten war die Nahrung vorzugsweise eine animalische; gebratenes Fleisch durfte in keinem wohlhabenderen Hause bei der Mahlzeit fehlen. Gebraten wurde das Fleisch aber an Spießen über der Kohlenglut; von einer Zubereitung durch Kochen wird nichts erwähnt. Das gewöhnliche Getränk bei der Mahlzeit ist Wein, und zwar zu drei Vierteilen mit Wasser oder auch mit Honig gemischt. Beliebt war auch eine Art Weinmus, welches in der Art bereitet wurde, daß man in den Wein Ziegenkäse rieb und Mehl hineinstreute. In der späteren Zeit herrschte die vegetabilische Kost vor, denn abgesehen von Getreide und Gemüsepflanzen bildeten die Hauptnahrungsmittel frische oder getrocknete Feigen, Oliven und Wein. Ebenso einfach waren Kleidung und Lagerstätte. Die Kleidung, im Hause selbst von der Hausfrau angefertigt, bestand aus dem Leibrock und dem Mantel; an die Füße band man aus Stierleder zugeschnittene Sandalen. Als Lager benützte man eine Lage von Fellen, der Mantel vertrat die Stelle der Decke. Die Beschäftigung der Frauen war die Spindel und der Webestuhl, auf dem sie kunstvolle Gewebe anzufertigen verstanden; ferner führten sie die Aufsicht über die Sklavinnen, deren Arbeit meist das Auszupfen der Wolle (das Scheren der Schafe war, wie früher erwähnt, noch nicht gebräuchlich) und das Krämpeln derselben bildeten. Sogar Königstöchter hielten es nicht unter ihrer Würde, die Wäsche für die Familie eigenhändig zu besorgen.

Auch die Rechtsverhältnisse sind in der heroischen Zeit noch einfach und Streitigkeiten ohne großen Aufwand an Zeit und Mühe zu entscheiden. Dieselben nach Recht und Billigkeit zu schlichten, galt als die erste und wichtigste Pflicht der Könige; unter einem Herrscher, welcher die Gerechtigkeit schützt, blüht überall Glück und Wohlstand:

„— — — — — — Die fetten Hügel und Täler
Wallen von Weizen und Gerste, die Bäume hangen voll Obstes,
Häufig gebiert das Vieh und die Wasser wimmeln von Fischen
Unter dem weisen König, der seine Völker beseligt."



Der Ackerbau der Römer zur Zeit der Republik.

Ein markiges Geschlecht war es, das am linken Ufer des Tiber die kleine Ansiedlung gründete, die so schnell zu ungeahnter Macht emporwachsen sollte. Die Stadt war eine Ackerstadt; aus der Beschäftigung mit dem Ackerbau schöpften die Bürger die Kraft zur Unterwerfung des Erdkreises und entwickelten sich jene altrömischen Nationaltugenden, die wir noch heute bewundern: die Einfachheit, Mäßigkeit, Achtung vor dem Rechte, Sittenreinheit und Mannhaftigkeit nach jeder Richtung, die Grundpfeiler eines tüchtigen Gemeinwesens. Welches andere Volk hat eine so große Zahl von Helden aufzuweisen, deren Einfachheit ihrem Ruhme gleichkommt? Die Sittenstrenge eines Cato, die Einfachheit eines Cincinnatus, der, eben mit dem Pflügen seines Ackers beschäftigt, zum Diktator ernannt wird, die Genügsamkeit und Seelengröße eines Curius Dentatus sind von den Schriftstellern stets als das leuchtendste Vorbild hingestellt worden. Letzterer bebaute nach den glänzenden Siegen über die Samniter und den König Pyrrhus wieder mit eigener Hand seinen Acker. Als ihm einst die Samniter, um ihn zu bestechen, eine große Summe Goldes brachten, trafen sie ihn gerade, wie er, am Herde sitzend, sein Rübengericht verzehrte;

abgewiesen mit den Worten: es scheine ihm nicht rühmlich, Gold zu besitzen, wohl aber über die zu herrschen, welche Gold besäßen, mußten sie ihrem Feinde unwillkürlich jene Bewunderung zollen, welche wahre Seelengröße, gepaart mit Einfachheit der Sitten, stets einflößt.

Wie einfach die Lebensweise in der älteren Zeit der Republik war, geht schon daraus hervor, daß selbst bei den Vornehmen die Hauptmahlzeit nur aus zwei Gängen bestand. Das Nationalgericht war ein Brei aus Dinkel (Spelz) oder aus Weizen, sehr häufig begnügte man sich jedoch mit der einfachsten Kost: Bohnen und Zwiebeln. Fleischspeisen kamen nur selten auf den Tisch, die Nahrung war vorzugsweise eine vegetabilische. Über das Übermaß derselben scherzt der Koch bei Plautus (Pseudolus):

> „Nicht koch' ich mittags wie die anderen Köche, die
> Gesott'ne Wiesen in Schüsseln bringen auf den Tisch
> Und aus den Gästen Ochsen machen, sie mit Kraut
> Vollstopfen und als Zutat wieder nehmen Kraut."

Freilich sollte das später anders werden. Als die Reichtümer und Schätze der eroberten Provinzen in Rom zusammenströmten, entwickelte sich die maßloseste Genußsucht, welche schließlich in jenen sinnlosen Materialismus ausartete, der in der raffiniertesten Befriedigung jedes Gaumen- und Sinnenkitzels das einzige Ziel des Lebens erblickte. Mit Ekel wenden wir uns von einer Zeit ab, in der nur die Kochkunst Triumphe feierte und deren geistige und sittliche Verirrungen in den Satiren des Horaz, namentlich aber das Juvenal und Petronius sowie in den Epigrammen des Martial in den grellsten Farben dargestellt und scharf gegeißelt werden.

In der älteren Zeit erzeugte das Landgut alle Lebensbedürfnisse in reicher Fülle, denn der Boden Italiens zeichnete sich damals durch große Fruchtbarkeit aus. Mit Bezug hier-

auf teilt Cato denselben in seiner Schrift über den Landbau in folgende sechs Klassen: 1. Boden, geeignet zu Weinanlagen, 2. zu Gärten, 3. zu Weidenpflanzungen, 4. zu Olivenwäldern, 5. zu Wiesen, 6. zu Ackerfeldern. Diese natürliche Fruchtbarkeit suchte man zu erhöhen durch zweckmäßige Bewässerung und Entwässerung, durch regelmäßige und kräftige Düngung sowie durch die sorgfältigste Bestellung der Äcker; ein und dasselbe Feld wurde drei- bis fünfmal gepflügt und geeggt, ehe die Aussaat begann. Auf welch hoher Stufe der Entwicklung speziell das Düngerwesen stand, lehrt uns ein Einblick in die erhaltenen, den Ackerbau behandelnden Schriften eines Cato, Varro u. a. So erfahren wir, daß die Römer aus den verschiedensten Stoffen Dünger zu gewinnen wußten, daß sie ihre großen Columbarien (Taubenhäuser) mehr der Exkremente der Vögel als des Fleisches wegen hielten und also bereits die kräftige Wirkung des Guanos kannten. Dieser intensiven Kultur entsprach natürlich Jahr für Jahr eine segenschwere Ernte; Ceres und Bacchus wetteiferten in der Austeilung ihrer Gaben.

Zum Ackerbau bediente man sich des Pfluges ohne Räder, dessen Bild — sehr bezeichnend für die damalige Anschauung — auch auf die Münzen geprägt wurde; ferner der Egge, des Exstirpators, des Spatens, der Hacke usw. Was die Feldfrüchte betrifft, so wurden die meisten der bei uns einheimischen Getreidearten angebaut, jedoch vermissen wir zwei Pflanzen, die in unserem Haushalte eine große Rolle spielen, nämlich den Roggen und den Hafer; jener war unbekannt, dieser galt sogar als Unkraut. Außerdem kultivierte man die verschiedenen Arten der Hülsenfrüchte, Futterkräuter und Gemüse. Daß der Weinbau im alten Italien unter den Zweigen der Landwirtschaft eine der hervorragendsten Stellen einnahm, brauchen wir nicht erst zu erwähnen. Erzeugte doch Italien damals eine Unzahl von

Weinen, von den edelsten Sorten bis herab zu den geringsten! Die feinsten Weine aber, die selbst bis nach Indien ausgeführt wurden, lieferte das Weinland Campanien. Wer denkt bei den Namen: Setiner (Lieblingswein des Augustus), Albaner, Fundaner, Falerner, Caecuber (die Perle der italischen Weine) nicht an das begeisterte Lob, das ihnen in den Liedern der römischen Dichter erklingt? Nicht minder bedeutend war die Baumzucht. Abgesehen davon, daß zum Zwecke des Weinbaues eigene Baumpflanzungen, bestehend aus Ulmen, Eschen, Schwarzpappeln, Öl- und Feigenbäumen, angelegt wurden, an deren Stämmen sich die Reben emporrankten, waren große Flächen mit wohlgepflegten Weidenpflanzungen bedeckt, welche das Material zur Verfertigung von Körben und anderem Flechtwerk, zum Anbinden der Obstbäume und der Reben lieferten. Auch der Obstbau fand — und zwar in weit ausgedehnterem Maße als bei uns — die eifrigste Pflege und es wurden die verschiedensten Arten des herrlichsten Obstes gewonnen. Da es nicht nur überall Obstgärten gab, sondern auch meist die Sitte bestand, die Felder mit Nutzbäumen zu umpflanzen, so konnte Varro Italien mit Recht mit einem großen Obstgarten vergleichen. Endlich sind auch die Leistungen in der Tierzucht hervorzuheben, und zwar wurden außer unseren Haustieren die seltensten Arten des Geflügels des In- und Auslandes gezüchtet, obwohl sich die eigentliche, im großen betriebene Geflügelzucht erst in der Kaiserzeit entfaltete, wie auch die Fischzucht erst später ihre volle Würdigung fand.

Was die Wirtschaftsgebäude betrifft, so waren diese einfache und schmucklose, nur für das praktische Bedürfnis berechnete Bauten. Als später mit zunehmendem Reichtume die Mehrzahl der vornehmen Römer die Selbstbewirtschaftung ihrer Güter aufgab und die Stadt zum ständigen Aufenthalte wählte, entstand eine Menge der prächtigsten Landhäuser

(villae urbanae genannt, im Gegensatze zu den villae rusticae, den Wirtschaftshöfen), auf denen der Besitzer zeitweise Erholung von den entnervenden Genüssen der Hauptstadt suchte. Gewöhnlich war ein solches Herrenhaus von Gärten, Wiesen, Weinbergen, Tiergehegen, Lusthainen, Weihern usw. umgeben und zeichnete sich durch bedeutenden Umfang aus; so klagt schon Sallust, daß die Villen seiner Zeit das Ansehen und den Umfang von kleinen Städten hätten. In der villa rustica, mit dem Herrenhaus in der Regel durch eine Allee verbunden, schaltete jetzt ein Verwalter (villicus) und leitete die Bewirtschaftung des Gutes. Als sich mit der Zeit infolge der massenhaften Einfuhr des Getreides aus den Provinzen der Getreidebau nicht mehr lohnte und die Besitzer kleinerer Wirtschaften diese verkauften und nach Rom zogen, bildeten sich ungeheuere Güterkomplexe (latifundia), auf denen nicht nur Getreidebau, Viehzucht, Öl- und Weinbau, sondern auch verschiedene, mit der Landwirtschaft zusammenhängende Zweige der Industrie betrieben wurden, z. B. die Töpferei, die Ziegel- und Kohlenbrennerei rc. Allein die Erträge sanken von Jahr zu Jahr. Denn um der sorglosen Verschwendung des Herrn stets reichlich fließende Mittel zu Gebote zu stellen, suchte der Verwalter mit Hilfe seiner Sklavenschar aus dem Boden mit den geringsten Kosten die größten Einnahmen zu erpressen. Dieses Aussaugungssystem hatte zur Folge, daß Mißernten immer häufiger wurden, bis der kraftlose, erschöpfte Boden endlich ganz brach lag.

Zur Vernachlässigung der Felder trugen die häufigen, aus der unerträglichen Bedrückung entspringenden Aufstände der Sklaven nicht wenig bei. Das Los dieser ländlichen Arbeiter (der familia rustica), deren mancher vornehme Römer oft 10.000, ja 20.000 besaß, war in der Tat ein äußerst trauriges. Wie wenig beneidenswert ihre Lage war, erhellt schon daraus, daß unter den über Sklaven verhängten

Strafen die Versetzung aus der familia urbana (die Sklaven im städtischen Hause) nicht wenig gefürchtet war. Völlig recht- und schutzlos, waren sie oft wegen des kleinsten Vergehens den ärgsten Mißhandlungen, ja selbst der furchtbaren Marter der Kreuzigung ausgesetzt. Wie viele Tausende seufzten, Hände und Füße von den schweren Ketten wundgerieben, in den furchtbaren unterirdischen Gefängnissen (ergastula), die sie nur verließen, um die Ketten bei schwerer Feldarbeit hinter sich zu schleppen, durch die Geißelhiebe der Aufseher zu neuer Tätigkeit angetrieben, wenn die matten Glieder den Dienst zu versagen drohten. Die Lage dieser Unglücklichen kennzeichnet Juvenal (Sat. VI) treffend in den Versen:

„Hefte den Sklaven ans Kreuz!" „„Was verbrach der Sklave des Todes Würdiges? Wer ist Zeuge der Tat? Wer klagete? Hör ihn! Gilt's beim Menschen den Tod, dann währt kein Zaudern zu lange.""
„Alberner, also der Sklav' ist Mensch? Nichts hab' er getan, sei's: Ich will's, forder' es so, statt Grundes gelte mein Wille!"

Kein Wunder, daß die Verzweiflung ihnen wiederholt die Waffen gegen ihre unmenschlichen Peiniger in die Hand drückte! Aber was vermochte ein ungeübtes Sklavenheer gegen die kriegsgeschulten römischen Legionen? Selbst der große, über ganz Italien verbreitete Sklavenaufstand unter dem tapferen Spartacus hatte keinen besseren Erfolg: 6000 Sklaven, längs der via Appia ans Kreuz geschlagen, zeugten von der Niederlage ihrer Waffen wie nicht minder von der Erbarmungslosigkeit der Sieger. Die Stellung der Sklaven ist überhaupt ein großer Schandfleck im römischen Staatsleben. Erst das Christentum mit seiner milden Lehre hat das Los dieser Millionen mit Mühsal Beladenen erleichtert.

Bei dem auf das Praktische gerichteten Sinne der Römer ist es leicht erklärlich, daß ihre Literatur eine große Anzahl landwirtschaftlicher Schriftsteller und Dichter aufweist,

die das Lob des Landbaues in allen möglichen Tonarten besingen; wir erinnern vor allem nur an Cato, Varro, Vergil, Columella und Plinius. Nach Cato schafft der Ackerbau nicht bloß tapfere, sondern auch edelgesinnte Männer, wie gerade er der rechtschaffenste menschliche Erwerb ist, der den Leidenschaften am besten entgegenwirkt; und in Ciceros Schrift „Über das Greisenalter" sagt Cato, es scheine ihm, daß sich die Freuden des Landlebens am nächsten an das Leben eines Weisen anschließen. Vergils Georgica sind ein begeistertes Lobgedicht auf den Landbau und hatten den Zweck, den höheren Ständen die verloren gegangene Lust am Ackerbau und an ländlicher Einfachheit zurückzurufen. Aber auch andere römische Schriftsteller berühren dieses Thema wiederholt und mit Vorliebe; das berühmte Beatus ille (Epode II) des Horaz wird wegen der unvergleichlichen Schilderung der Freuden des Landmannes immer und immer wieder gelesen und zitiert werden. — Allein selbst die reizendste Schilderung vermochte auf den genußsüchtigen, blasierten Städter keine andere Wirkung hervorzubringen, als daß er höchstens der Kunst des Dichters bewunderndes Lob zollte. Der Sinn für die einfachen, reinen Freuden, die aus dem Verkehre mit der Natur entspringen, war für immer verloren und Rom eilte unaufhaltsam dem Verhängnisse entgegen, das der Entfremdung und Abkehr von der Natur, der Überfeinerung und Verweichlichung der Lebensweise und der Lockerung der Sitten stets und unausbleiblich folgt.



Der Ackerbau in den Geoponicis.

o reich die römische Literatur an Werken über den Ackerbau und andere Zweige der Landwirtschaft ist, so arm ist daran die griechische. In so hohen Ehren wie zu Rom stand eben der Landbau in Griechenland niemals. Wenn wir die „Werke und Tage" Hesiods, den „Oikonomikos" (Wirtschaftslehre) des Xenophon, gelegentliche Erörterungen landwirtschaftlicher Gegenstände in erhaltenen Schriften von Prosaikern und Dichtern und einzelne Bruchstücke von Werken, welche auf die Landwirtschaft bezügliche Stoffe behandelten, abrechnen, so bleiben nur noch die „Geoponica", ein Sammelwerk in 20 Büchern von ganz eigentümlichem Gehalte und hinsichtlich der verschiedenen Materien von sehr ungleichem Werte. Vieles ist allerdings während der langen Nacht des Mittelalters verloren gegangen, denn Varro, Columella und Plinius nennen eine große Anzahl von griechischen Autoren, welche über das Gebiet der Landwirtschaft oder einzelne ihrer Teile geschrieben haben. Den Titeln nach kennen wir noch jetzt Monographien (Einzelschriften), wie z. B. über unsere Medicago sativa und arborea, über den Rettig 2c. Auch poetische Bearbeitungen aus alexandrinischer Zeit werden genannt, die Vergil zum Vorbilde dienen konnten.

Was nun die Geoponica anlangt, so nehmen diese, wie schon erwähnt, in der Literatur eine eigentümliche Stellung ein. Sie sind eigentlich nichts anderes als eine Kompilation oder Zusammentragung aus einer großen Reihe landwirtschaftlicher Schriften, und zwar zum größten Teile griechischer; aber gerade der Umstand, daß die letzteren uns verloren gegangen sind, macht diese Kompilation sehr wertvoll. Dem Redakteur der Exzerptensammlung, einem gewissen Cassianus Bassus aus Bithynien, welcher dieselbe auf Befehl

des Kaisers Konstantinos VII. Porphyrogenetos um das Jahr 950 n. Chr. unter dem genannten Titel veranstaltete, lag bereits eine im vierten Jahrhunderte von Vindanios Anatolios bewerkstelligte Sammlung vor, woraus er das Wissenswürdigste zusammenfaßte.

Der Wert der Geoponica ist je nach dem behandelten Stoffe ein sehr ungleicher; neben ganz verständigen Ansichten und praktischen Ratschlägen, deren Beherzigung auch unseren heutigen Landwirten zu empfehlen wäre, findet sich der krasseste Aberglaube, ein beständiges Haschen nach allem Wunderbaren. Was in dieser Hinsicht auf Rechnung des Originals zu setzen ist, läßt sich jetzt natürlich schwer ermitteln, doch sprechen triftige Gründe dafür, daß wir es in zahlreichen Fällen mit Zutaten des Sammlers selbst zu tun haben. Da es eine gute Übersetzung des Werkes aus der neuern Zeit nicht gibt (dem Verfasser liegt die griechisch-lateinische Ausgabe von Niclas aus dem Jahre 1781, Leipzig, vier Bände, vor), so dürfte nur eine Minderzahl von Landwirten von der Existenz dieser in kulturhistorischer Hinsicht nicht uninteressanten Sammlung Kenntnis besitzen.

Die ersten drei Bücher der Geoponica handeln vom Ackerbau im engeren Sinne. Das erste Buch ist eine Art Witterungslehre, denn „der Verwalter eines Landgutes muß vor allem den Wechsel der Zeiten kennen, den Einfluß, welchen die Stellungen der Sonne in den Zeichen des Tierkreises, der Auf- und Untergang der Gestirne sowie die Phasen des Mondes und seine Stellung zur Erde auf die Atmosphäre der letzteren ausüben, um danach seine Vorkehrungen treffen zu können". Es werden also die Anzeichen eines schönen und ruhigen, eines schlechten, regnerischen und stürmischen Wetters, eines langen oder kurzen Winters, eines heißen oder kalten, fruchtbaren oder unfruchtbaren Jahres usw. eingehend erörtert. Wir finden hier so ziemlich alle Wetterregeln, wie sie noch

heutzutage gang und gäbe und mehr oder minder bewährt sind. Die Griechen waren eben, da sie im vertrautesten Verkehre mit der Natur standen, gute Beobachter, wovon z. B. die naturhistorischen Schriften des Aristoteles und seines Schülers Theophrast beredtes Zeugnis ablegen. Dies bestätigt auch die Anekdote, welche Aristoteles aus dem Leben des Thales von Milet berichtet. Dieser — nebenbei bemerkt der erste, welcher auf rein physikalischer Grundlage eine Sonnenfinsternis vorausgesagt hat — schloß nämlich aus gewissen meteorologischen Erscheinungen, daß eine ungewöhnlich reiche Olivenernte in Aussicht stehe, und mietete daher für das kommende Jahr sämtliche Olivenpressen in Milet und Chios. Als nun der vorausgesehene Überfluß in der Tat eingetreten war, zog er aus der Wiedervermietung der Pressen beträchtlichen Gewinn und bewies so, daß auch ein Philosoph, wenn er will, aus seiner Wissenschaft irdischen Vorteil ziehen könne.

Am Schlusse des ersten Buches werden verschiedene Schutzmittel gegen Hagel- und Blitzschlag angeführt; was davon zu halten ist, möge der Leser aus der folgenden Probe ersehen: „Vergrabe den rechten Flügel eines Adlers in der Mitte des Ackers und es werden weder die Reben noch die Saaten durch Hagel geschädigt werden." „Manche behaupten, der Hagel gehe vorüber, wenn man der herannahenden Wolke einen Spiegel entgegenhält."

Das zweite Buch enthält ausführliche Vorschriften über den Ackerbau und was damit zusammenhängt. Treffliche Bemerkungen finden sich namentlich in den Kapiteln über die Kultur der Getreidearten, Hülsenfrüchte und Gespinstpflanzen, die Auswahl des Saatgutes und die Nützlichkeit des Samenwechsels, über die Anzeichen unterirdischen Wassers, über Dünger und Düngung, über den Zeitpunkt, wann die verschiedenen Feldfrüchte geerntet, und die Art und Weise, wie sie aufbewahrt werden sollen usw. Vieles erscheint noch jetzt

zeitgemäß und der allgemeinen Beachtung wert, so daß man, von der griechischen, bezw. lateinischen Sprache absehend, glauben könnte, es sei für unsere landwirtschaftlichen Verhältnisse, nicht aber für jene vor zweitausend Jahren geschrieben worden.

Wie sehr sich das Bedürfnis fühlbar machte, den Samen vor der Aussaat mit ätzenden Stoffen zu beizen, um ihn vor Vogel-, Mäuse- und Insektenfraß zu schützen, beweist das lange Verzeichnis der zu diesem Zwecke empfohlenen Mittel, darunter auch Kalk, für sich allein oder mit Urin gemischt.

Interessant ist der Abschnitt von der Bekämpfung der Unkräuter, nicht wegen der meist abergläubischen Vertilgungsmittel, sondern deshalb, weil wir daraus ersehen können, daß die Landwirte des Altertums durch die verheerenden Wirkungen einzelner Unkräuter nicht weniger zu leiden hatten als die unsrigen. Um nur ein Beispiel anzuführen, so sei hier der Orobanche (Hanfwürger, Kleeteufel) erwähnt, die auch in der Gegenwart zu den verderblichsten Unkräutern zählt. Unter den verschiedenen Vertilgungsmitteln der Orobanche ist eines der merkwürdigen Ideenverbindung wegen sehr sonderbar. Da nämlich die Orobanche auch *Λέων*, Löwe (Herba leo) genannt wurde, der Löwe aber den Anblick des Hahnes nicht ertragen und schon vor seiner Stimme die Flucht ergreifen soll, so wird folgender Rat erteilt: „Eine Jungfrau gehe mit aufgelöstem Haar, einen Hahn in den Händen haltend, rings um das Feld und das Unkraut Leo wird sofort zugrunde gehen. Manche besprengen auch den Samen, bevor sie ihn aussäen, mit Hahnenblut, damit die Pflanzen nicht vom Unkraute Leo geschädigt werden."

Wenn man auch nicht die Gründe anzugeben vermochte, so wußte man doch bereits sehr gut, daß gewisse Pflanzen den Boden mit Nährstoffen bereichern, wie es z. B. von der

Lupine heißt: man säe sie am besten in schwachen Boden, ohne zu düngen, denn sie selbst diene demselben an Stelle des Düngers und mache ihn für die Zukunft fruchtbar. Nebenbei gesagt, betrieb man auch schon die Entbitterung der Lupine, indem man sie in Meer- und Flußwasser drei Tage hindurch auslaugte. Auch was über Dünger und Düngung gesagt wird, ist fast durchweg verständig und zweckmäßig. Wir wollen einige Stellen herausheben: „Einen guten Boden macht der Dünger besser, einem schlechten aber nützt er viel. Ein guter Boden braucht also nicht viel Dünger, ein mittlerer ein wenig mehr, ein schlechter aber sehr viel. Man darf aber nicht haufenweise und übermäßig, sondern muß öfter düngen, denn ein mehr als nötig gedüngter Boden verbrennt. Der beste Mist ist der von Vögeln, ausgenommen den der Gänse und Wasservögel, wegen seiner Wässerigkeit, obwohl auch dieser, mit anderem gemischt, nützlich sein wird. Unter dem Vogelmiste ist wieder der beste der Taubenmist, durch seine Wärme ausgezeichnet." Nach dem Taubenmiste werden die menschlichen Fäces als der beste Dünger bezeichnet; die dritte Stelle wird dem Esel-, die vierte dem Ziegen-, die fünfte dem Schaf-, die sechste dem Rindermiste angewiesen. Als der schlechteste galt der Dünger der Pferde und Maultiere. Über die Bereitung von Kompost heißt es: „Manche heben einen tiefen Graben aus und werfen allen Dünger hinein, sowohl den besseren als auch den schlechteren, aber auch die Asche aus den Backöfen, Schlamm und Straßenkot, die Exkremente aller Tiere, vor allem die menschlichen Fäkalien, Urin, Pflanzen, Laub, Abfälle von Leder und Kehricht. Viele breiten auch die nach der Ernte ausgerissenen Stoppeln unter das Vieh, damit daraus Dünger werde, und werfen sie ebenfalls in die Gräben. Dann übergießen sie die ganze Masse mit Wasser, damit sie schneller in Fäulnis übergehe. Hierauf mischen sie alles gut durcheinander, bis ein

gleichförmiger Dünger geworden. Sehr nützlich ist es, das Regenwasser von den Wegen auf die Düngerstätte zu leiten, denn dasselbe ist schlammig und vermehrt den Dünger und macht ihn noch besser."

In dem Kapitel über die Prüfung des Bodens findet sich folgende Stelle: „Die beste Erde ist die schwarze, denn sie erträgt sowohl Regen als auch Trockenheit; die nächstbeste ist die braune und die von Flüssen angeschwemmte..... Die Prüfung der besten Erde kann auch nach dem Anblicke geschehen: wenn sie nämlich bei trockener Zeit nicht sehr rissig noch, wenn reichliche und heftige Regengüsse niedergehen, kotig wird, sondern das ganze Regenwasser in ihren Schoß aufnimmt, ferner wenn ihre Oberfläche zur Zeit der Kälte keine Kruste zeigt. Eine andere gute Art der Prüfung ist auch diese: Wenn in dem Boden große und dicht stehende Waldbäume wachsen, so kann er als vorzüglich bezeichnet werden; als mittelmäßig, wenn er nur mittelmäßige Bäume trägt; falls er aber Dornen und schütteres, niedriges Gestrüpp und kurzes Gras hervorbringt, ist er kraftlos und von geringem Werte. Manche, mit dem Urteile des Gesichtes nicht zufrieden, nehmen noch den Geruch und Geschmack zuhilfe. Sie graben nämlich in die Tiefe und nehmen etwas Erde heraus und beurteilen nach dem Geruche deren Güte; oder sie geben die Erde in ein Gefäß, gießen Trinkwasser hinzu und prüfen den Geschmack. Andere prüfen eine gute Erde so: Sie machen eine Grube und werfen dann die ausgehobene Erde wieder hinein; und wenn die hineingeworfene Erde die Grube wieder ausfüllt oder gar überquillt, halten sie dieselbe für gut, im anderen Falle aber für schlecht."

Hierauf folgen Vorschriften, in welche Bodenarten die verschiedenen Gewächse gepflanzt werden sollen. Aus dem ganzen Kapitel ist zu ersehen, wie sorgfältig man bei der Auswahl des für die einzelnen Kulturpflanzen passendsten Bodens vorging,

und daß man, wenn auch die chemische Bodenanalyse und die feineren Methoden der Untersuchung noch unbekannte Dinge waren, gestützt auf eine verständige Naturbeobachtung, doch im allgemeinen das Richtige traf.

Das dritte Buch der Geoponica, welches noch vom Ackerbau im engeren Sinne handelt, stellt eine Art Wirtschaftskalender dar, worin die Arbeiten des Landwirtes in den einzelnen Monaten aufgezählt sind.



Mi-Li-Fo,

der chinesische Gott des Ackerbaues.

Wie die bezopften Bewohner Chinas in ihrer Kultur und in ihrer ganzen Lebensführung von den übrigen Kulturvölkern durchaus abweichen, so unterscheiden sie sich von diesen auch in Hinsicht auf jenes Wesen, welches sie als Schutzgeist des Ackerbaues verehren. Während dasselbe bei den anderen Völkern feminini generis ist, bezw. war (was darauf hinzuweisen scheint, daß die Anfänge des Ackerbaues von den Frauen ausgingen), ist es bei den Chinesen masculini generis — von der Art der bildlichen Darstellung ꝛc. ganz zu geschweigen. Soll damit etwa angedeutet sein, daß der Ackerbau erst dort zur Bedeutung gelangen kann, wo der Mann sich desselben annimmt? Sei dem, wie ihm wolle: jedenfalls ist Mi-Li-Fo ein sehr wohlwollender Gott, dessen Herzensgüte sich deutlich in seinen Zügen ausprägt. Der Leser wird uns sicherlich recht geben, wenn er das wohl-

getroffene Bild Mi-Li-Fos (Fig. 1) betrachtet. Er präsentiert sich als ein behäbiges, feistes Männchen in sitzender Stellung, mit einer Perlenschnur in der Linken. Der Kopf ist glatt geschoren und rund wie eine Kugel, das Bäuchlein



Fig. 1. Mi-Li-Fo, der chinesische Gott des Ackerbaues.

von erklecklichem Umfange. Ein Bild seligen Behagens, ein Beispiel des sorglosen, heiteren Daseins der „leicht lebenden Götter"! Fast will es uns dünken, als ob die Beine den Körper, der von Fett ordentlich zu triefen scheint, gar nicht mehr zu ertragen imstande wären und als

ob Mi-Li-Fo sein Leben ewig in sitzender Stellung zubringen müßte. Ohne Zweifel deutet seine äußere Gestalt darauf hin, daß der Ackerbau den Menschen die reichlichste Nahrung spendet, daß er aber Seßhaftigkeit und feste Bodenständigkeit verlangt.

Warum wohl Mi-Li-Fo, während sein Blick in die Ferne schweift, so vergnügt vor sich hinlächelt? Freut er sich über das reichliche Opfer, das ihm andächtige Gläubige nach Einheimsung des Erntesegens gerade darbringen? Oder wird etwa das große Ackerbaufest gefeiert, an dem der „Sohn des Himmels", der Kaiser, umgeben von sämtlichen Reichsgroßen, ihm zu Ehren eigenhändig ein Stück Land umpflügt? Gewiß ist letzteres der Fall, weil der alte Herr gar so aufgeräumt aussieht, und wir wollen daher den Leser mit den Zeremonien dieses Festes näher bekannt machen.[1])

Die Anbauzeit wird in China alljährlich von Staatswegen durch Feierlichkeiten eingeleitet, welche in Peking vom Kaiser, anderswo von den Statthaltern, Kreis- und Bezirksvorstehern durchgeführt werden. Dieselben zeugen von der die Chinesen auszeichnenden hohen Verehrung der Landwirtschaft und von der politischen Wichtigkeit der ackerbautreibenden Bevölkerung in diesem Reiche. Das größte landwirtschaftliche Fest findet statt am Tage Hoi des zweiten Jahresmonats; dasselbe soll vom Kaiser Schun geschaffen worden sein, welcher, wie die chinesischen Geschichtsschreiber behaupten, vor etwa 4100 Jahren regierte und die Landwirtschaft so sehr liebte, daß er ihrem praktischen Betriebe täglich mehrere Stunden widmete. Am großartigsten fällt die Festlichkeit natürlich in der Residenz des Kaisers aus. Bekanntlich handhabt der Kaiser dabei persönlich den Pflug und wird in der Vollziehung der hiebei stattfindenden Zeremonien von

[1]) Nach L. Katschers „Skizzen und Bilder aus China".

sämtlichen kaiserlichen Prinzen unterstützt. Die bei dieser Gelegenheit benützten Pflüge sind von gelber, die bei der Feierlichkeit in der Provinz zur Anwendung kommenden von roter Farbe. Die Gebräuche, wie sie Gray zu Kanton beobachtet hat und wie sie ganz ähnlich in Peking vor sich gehen, sind folgende:

Am frühen Morgen des genannten Tages begeben sich der Vizekönig, der Statthalter, der Provinzialschatzmeister, der Zollamtsdirektor, der Literaturkanzler und der Oberrichter in den Tempel des Ackerbaugottes, dessen Hauptaltar die Höhe von zwei Stockwerken hat. Der von Backsteinmauern umringte Hof enthält drei Gemächer, in deren erstem einige Ackerbaugeräte aufbewahrt sind, während sich im zweiten Sämereien und zu Opfergaben bestimmtes Getreide, im dritten gemästete Opferschweine und Opferschafe befinden. Die Mandarinen (Staatsbeamten) stellen sich vor dem großen Altare auf, werfen sich nieder und berühren mit dem Kopfe neunmal den Fußboden. Der Statthalter bringt nun der Gottheit ein aus einem Schafe und Schweine bestehendes Sühnopfer, ferner neunerlei Getreide und Gemüse als Dankopfer dar. Dann fallen die Beamten abermals auf die Knie und berühren mit dem Haupte wieder neunmal die Erde. Hierauf wird folgender an den Gott des Ackerbaues gerichteter Brief verlesen, wobei der Lesende das Gesicht dem Götzenbilde zuwendet:

„An diesem glückverheißenden Tage, o segenspendender Gott, stehen wir, die hervorragendsten Beamten dieser Stadt und dieser Provinz, vor deinem Altare, um dir, wie es sich gebührt, unsere tiefgefühlte Huldigung darzubringen. Wir rechnen darauf, o Gott, daß du dem Pfluge Schnelligkeit verleihest und so viel wachsen lässest, daß die Bedürfnisse der von uns beherrschten Bevölkerung zur Genüge gedeckt seien. Die Größe deiner Tugenden gleicht der Höhe, in der sich der Himmel über die Erde erhebt. Die Pflügezeit hat heute begonnen und alle Landwirte sind bereit, sich mit Eifer ihrer Beschäftigung hin-

zugeben. Selbst Seine Majestät, der einen so hohen Rang einnehmende Kaiser, ist mit seinen Vorbereitungen für die Erfüllung dieser wichtigen Pflichten keineswegs im Rückstande. Daher bitten wir, die Mandarinen dieser Stadt, dich pflichtschuldigst, uns ein günstiges Jahr zu gewähren. Wir flehen dich an, uns fünf windige und dann zehn regnerische Tage zu bescheren, damit jeder Stengel zwei Ähren trage. Nimm unsere Opfergaben an und segne uns — wir bitten dich darum!"

Die Beamten werfen sich nunmehr zum dritten Male nieder und berühren die Erde neunmal mit dem Kopfe. Sodann begeben sie sich auf ein benachbartes, dem Staate gehöriges Feld, um je neun Furchen zu pflügen. Jeder von ihnen erhält eine Peitsche und wird von einem Landmanne zu einem Pfluge geleitet, vor dem ein Büffel ins Joch gespannt ist. Neben dem Kopfe des Büffels steht ein mit einer gelben Jacke bekleideter Bauer, welcher die vom Pfluge einzuschlagende Richtung bestimmt. Auf ein Zeichen des Zeremonienmeisters werden die Pflüge in Bewegung gesetzt. Hinter jedem Pfluge schreiten drei bis vier untergeordnete Zivilbeamte einher und säen bei jedem Schritte Sämereien in die frischen Furchen. Während dieser Vorgänge singen Jünglinge in bunten Gewändern mit möglichst lauter Stimme Loblieder auf den Gott des Ackerbaues. Nachdem alle höheren Mandarinen je neun Furchen gepflügt haben, kehrt der Vizekönig in seinen Palast zurück und nimmt hier die Glückwünsche sämtlicher Mandarinen und eines Teiles der Großgrundbesitzer entgegen.

Man sieht, welch wichtige Rolle der unscheinbare Mi-Li-Fo in China spielt.

o o o

Die Veranlassung zu diesen Zeilen gab ein Ehrengeschenk, welches der Herausgeber der „Wiener Landwirtschaftlichen Zeitung", Hugo H. Hitschmann, anläßlich eines Jubiläums von einem in China lebenden Reichsdeutschen in Gestalt einer Porzellanfigur erhielt, welche den chinesischen Gott des Ackerbaues darstellte.



Sprache und Ackerbau.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß die Sprachen — namentlich in grammatischer Hinsicht — um so vollkommener sind, je weiter zurück in der Geschichte wir sie verfolgen. Allerdings haben die Sprachen, was sie an Formenschönheit, Klangfülle und lebendiger Kraft verloren, auf der andern Seite an Beweglichkeit und geistigem Inhalt gewonnen, so daß die schweren Verluste wenigstens einigermaßen durch diese Vorzüge aufgewogen werden. Den großen, ehernen Gesetzen, welche alles Irdische beherrschen, ist eben auch die menschliche Sprache unterworfen: auch hier gibt es eine Zeit des Wachstums und der höchsten Blüte, worauf unausbleiblich die Periode des allmählichen Niederganges folgt. Wir haben nur von dem Verfalle der Sprachen, nicht aber von ihrem Wachstume Kunde. Obwohl unserer jetzigen neuhochdeutschen Sprache keine andere an Bildsamkeit und Tiefe, an Ernst, Kraft und Innigkeit gleichkommt, so ist sie doch im Vergleiche mit dem Gotischen oder Althochdeutschen verblaßt und nur noch ein Schatten ihrer früheren Gestalt; sie gleicht einer Goldmünze, deren Gepräge durch den vielfachen Gebrauch fast vollständig abgegriffen erscheint und nur hie und da an schwachen Umrissen die ehemalige Schönheit der Plastik erkennen läßt. Dieser Mangel an Klarheit und Durchsichtigkeit hat zur Folge, daß wir vor den meisten Wortgebilden unserer Sprache wie vor einem dunklen Rätsel stehen, uns vergebens mit dessen Entzifferung quälend, und daß es erst eines eingehenden, vieljährigen Studiums bedarf, um die Sprache, die wir von frühester Jugend an sprechen, wenigstens teilweise auch wirklich zu verstehen. In diesem Sinne hat der bekannte Goethesche Ausspruch: „Der Deutsche ist gelehrt genug, wenn er sein Deutsch versteht“, volle Berechtigung.

Die Sprachwissenschaft gilt heute mit Recht als ein wichtiges Hilfsmittel der anthropologischen Forschung, denn in der Sprache offenbart sich der Geist und die Eigenart eines Volkes am deutlichsten. Die Sprachforschung gibt uns Kunde von dem Kulturzustande längst entschwundener Zeiten, sie wirft auf die Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche der einzelnen Völker, auf die Tiefen und Höhen des Lebens oft ein helles Licht. Naturgemäß gewähren die Wörter der ältesten Stände des Volkes, also namentlich die Ausdrücke des Acker- und Gartenbaues, für die Geschichte der Sprache und Sitte eines Volkes die ergiebigste Ausbeute. Im folgenden wollen wir einige dunkle oder schwer verständliche Ausdrücke des Ackerbaues herausheben, um daran weitere Betrachtungen zu knüpfen.

Zunächst sei jedoch an einigen Beispielen gezeigt, wie stumpf unser Sprachgefühl geworden und wie sehr uns das Verständnis der Muttersprache abhanden gekommen ist. Wer denkt z. B. heute noch bei dem Worte Grummet an groun mât (das grün Gemähte); bei Born, Brunnen an das Stammwort „brennen" (eine poetische Naturanschauung der Altvordern, die das Sprudeln der Quelle mit dem Flackern der Flamme verglichen oder die Quelle als eine kalte Flamme auffaßten, die aus dem Schoße der Erde hervorflackert)? Oder wer denkt noch an den eigentlichen Sinn der Ausdrücke: Marschall (marahscalc = Pferdeknecht [ahd. marah = Mähre, Pferd; scalc, Schalk = Knecht], ein einflußreicher Hofbeamter unter den fränkischen Königen, der Aufseher über den Marstall, also ursprünglich ein Sklave); Spanferkel (= Saugschweinchen, von spanjan, spanen = saugen); Meier (major domus, Haus- oder Hofverwalter); Heuschrecke (ahd. matoscric, wörtlich: Mattenspringerin, von scrican, schrecken = springen) usw.? Die Stumpfheit unseres Sprachgefühles geht so weit, daß uns Wortverbindungen, deren Teile sich gegenseitig widersprechen, gar nicht mehr

auffallen (Silbergulden, Papiergulden) und daß wir die in früheren Epochen aus fremden Sprachen aufgenommenen Wörter meist gar nicht als fremde empfinden. Ja, was noch merkwürdiger ist: Wir haben sogar echt deutsche Worte, die nicht mehr verstanden wurden, umgewandelt und so aufs neue mundgerecht gemacht; so z. B. Maulwurf (= moltwurf, Erdwerfer, molte, multe, mull = Erde), Sündflut (= sinflut, große Flut, sin = groß, stark), sinngrün (= singrün, immergrün).

Lenken wir unsere Aufmerksamkeit nun auf einzelne bestimmte Ausdrücke in den verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft und beginnen wir mit dem wichtigsten Geräte des Landwirtes, das nach dem Dichter den Erdkreis überwunden: mit dem Pfluge. Gleich hier stehen wir vor einem Rätsel. Es sind zwar verschiedene Versuche zur Deutung des Wortes Pflug gemacht worden, die aber wohl kaum befriedigen. Manche leiten es von „pflegen" ab, so daß also der Pflug ein Gerät wäre, womit man den Acker pflegt. Grimm stellt es mit dem Sanskritworte plava = Schiff (griech. *πλοῖον*) zusammen. „Sowie nämlich die Arier von einem das Meer durchpflügenden Schiffe sprechen, so sprechen sie auch von einem über das Feld hinsegelnden Pfluge", und so sei es gekommen, daß derselbe Name beiden Werkzeugen beigelegt wurde. Anderseits scheinen, wie Viktor Hehn („Kulturpflanzen und Haustiere") annimmt, *ἄροτρον*, *ἀροῦν* (griech.), aratrum, arare (lat.), arjan (got.), orati (slaw.) darauf hinzuweisen, daß die Bekanntschaft mit dem Pflügen und dem Pfluge bei den Völkern des indoeuropäischen Sprachstammes schon vor ihrer Trennung auf europäischem Boden her datiert, obwohl die Gleichheit der Ausdrücke an und für sich noch nichts beweist. Denn die einzelnen Völker traten ja nach und nach in die Kultur ein und lernten voneinander: Die Griechen wurden vom Oriente angeregt, die Italer von den

Griechen, die Kelten lernten mancherlei von den graecoitalischen Stämmen, von den Kelten lernten wieder die Germanen, noch später von den Germanen die Slawen. Doch hat die oben erwähnte Annahme Viktor Hehns viel Wahrscheinliches. Die Erfindung des Pfluges in seiner einfachsten Form war ja nicht schwer zu machen; gewiß ging derselbe aus dem Haken hervor und bestand ursprünglich, wie wir dies noch heutzutage bei manchen auf einer niedrigen Stufe der Kultur stehenden Völkerschaften sehen, aus einem Baumaste oder Baumstämmchen, an dessen stärkerem Ende man einen aus- oder aufwärts gebogenen Ast kürzte und zuspitzte und welchen man zum Aufreißen einer Samenfurche über den Boden hinzog. In noch früherer Zeit wurde das mürbe Erdreich — und nur solches wählte man aus — zu diesem Zwecke mittelst der Hand oder auch mit dem Fuße aufgelockert. Eine Erinnerung an diese Art der Bearbeitung hat die Sprache in dem Worte Kräuel (auch Kreuel, Krail), herzuleiten von krauen, kratzen, aufbewahrt, welcher als Gartengerät ganz ähnlich einer kratzenden Hand geformt ist und drei bis fünf Zinken hat, während der Dungkrail (Misthaken) nur zwei unter einem rechten Winkel nach abwärts gebogene, sonst mäßig gekrümmte Zinken besitzt.

Um bei dem Pfluge und der Feldbestellung zu bleiben, sei ferner erwähnt, daß von altersher zur Bestimmung der Ackermaße die Fläche diente, welche an einem Vormittage oder ganzen Tage mit dem Pfluge (daher Pflughufe, ahd. huoba, von haben, besitzen) bearbeitet oder umgepflügt werden konnte. Darauf beziehen sich die in manchen Ländern und Gegenden noch jetzt üblichen Bezeichnungen für bestimmte Feldflächen: Morgen, Tagewerk, Joch oder Juchart (ein Stück Land, das ein Ochsengespann an einem Tage umzupflügen imstande ist). Andernorts wieder bestimmte man die Größe der Grundstücke nach dem Getreidemaße, welches

man zur Aussaat brauchte, ein ziemlich zuverlässiger Anhaltspunkt, daher die Ausdrücke: ein Strich, Metzen usw.

Ein zweites wichtiges Ackerbaugerät, die Egge, lernten unsere Vorfahren von den Italern kennen und entlehnten von ihnen auch den Namen (occa). Die Geschichte des Werkzeuges ist leicht aus seiner Gestalt zu lesen: ursprünglich — wie auch noch heute in manchen Fällen — leistete denselben Dienst zusammengebundenes Dorngesträuch. Auch das Grabscheit sei an dieser Stelle genannt, in dessen Namen sich schon die alte Form widerspiegelt.

Ein uraltes, viele merkwürdige Seiten darbietendes Wort ist das Wort Arbeit. Es wird von Grimm mit dem schon oben genannten arjan, arare sowie mit dem Slawischen rabota, robota und dem Lateinischen labor (Metathesis oder Umstellung der Anfangsbuchstaben) in Zusammenhang gebracht, wonach der Anfang aller Arbeit, der körperlichen wie der geistigen, im Ackerbau zu suchen wäre.

Interessant sind die Namen der verschiedenen Getreidearten sowie der anderen Feld- und Gartenprodukte. Getreide selbst ist ein Wort, welches heute nicht jeder mehr versteht; im Mittelhochdeutschen heißt es getregede, im Althochdeutschen gitragidi = was (vom Boden) getragen wird, also Bodenertrag. Der allgemeine Ausdruck für die wichtigste und häufigste Getreideart, meist die eigentliche Brotfrucht, Korn (bei uns und in Deutschland der Roggen, in Schottland der Hafer, in Schweden die Gerste, in Frankreich und Italien der Weizen, anderwärts der Mais oder Reis) hängt nach Grimm mit dem Got. qvairnus, ahd. quirn = Handmühle zusammen, so daß das Bedürfnis, die Körner zu mahlen, den Anlaß zu einer festen Bezeichnung derselben gebildet hätte. Roggen, ahd. rocco, wird von Benfey als „Rotkorn" erklärt, während Weizen, got. hvaiteis, das „weiße" Korn ist. Was den Hafer betrifft, so hat Grimm die Behauptung auf-

gestellt, daß die bei den europäischen Völkern üblichen Namen dieser Frucht zwar verschieden, insgesamt aber vom Schafe oder Bocke hergenommen sind, „sei es, daß das Tier dem Hafer nachstellt oder vormals damit gefüttert wurde". Der Hafer sei also das „Bockskraut". Wahrscheinlicher dürfte jedoch die Ansicht Viktor Hehns („Kulturpflanzen und Haustiere") sein, nach welcher diese Getreideart deshalb Bockskraut genannt wurde, um sie damit als nichtiges, unfruchtbares, dem Getreide nur ähnliches Unkraut zu bezeichnen. Bei den Griechen und Römern galt nämlich der Hafer für ein bloßes Unkraut, das sich unter das Korn mischte oder in welches das Korn sich verwandelte, in beiden Fällen den Ertrag vermindernd oder aufhebend. Die im Deutschen gebräuchlichen Namen der meisten übrigen Feld-, Baum- und Gartenfrüchte beweisen, daß diese im Laufe der Jahrhunderte aus Italien und Südfrankreich eingeführt worden sind. Ebenso stammen die Benennungen für die Hand- und Kunstgriffe bei der Veredlung und für die Verrichtungen in der Kellerwirtschaft größtenteils aus dem Lateinischen, bezw. Griechischen. Es sind dies lebendige Zeugen des Kultureinflusses, den das klassische Altertum auf die ganze folgende Zeit geübt hat.

Daß für die Namengebung der Tiere die besonders ins Auge fallende Seite ihres Wesens oder ihrer Tätigkeit maßgebend war, sehen wir z. B. aus den Namen Spinne, Fliege, Wespe (für Wepse, das webende, Nester bauende Insekt), Ameise (von emsig), Hahn, Henne (canere, singen), Biene (vom Sanskritstamme pâ = bi, trinken. Im Sanskrit heißt die Biene madhupa, Mettrinkerin; Met [Honig] erschien dann entbehrlich und die Bezeichnung des trinkenden Tierchens hinreichend), Nachtigall (= Nachtsängerin, von galan, singen), Taube (vom Adjektiv taub = düster, dunkelfarbig; die Wildtaube, von der unsere zahme stammt, ist bekanntlich schieferblau), Gans (gr. χήν, Stamm χαν = gähnen,

mit Bezug auf die Gewohnheit der Gans, Fremde mit aufgesperrtem Schnabel anzuzischen) usw. Was speziell unsere Haussäugetiere anlangt, so haben wir in Kuh (gr. βοῦς, lat. bos) ein Beispiel der Schallnachahmung, während sich Bock von bochen = stoßen herleitet. Pferd ist das Mittellateinische paraveredus, ursprünglich ein Postpferd, das nur auf den Nebenstraßen (gr. παρά neben, veredus Pferd) diente. Im Mittelalter hieß so jedes Pferd, das dem Landesherrn für Reisezwecke zu liefern war. Später trat das Wort aus den Gesetzbüchern mit erweitertem Begriff in die Sprache des Volkes ein, ohne Rücksicht auf den öffentlichen Dienst; nur im Gegensatze zum Streitrosse nannte man jetzt so alle Pferde, die man außerhalb der Schlacht benützte. Das neuhochdeutsche Wort Pferd hat alle Einschränkung des Sinnes abgeworfen und ist zum Gattungsnamen geworden (Grimm).

Wie die Bezeichnungen für die Erzeugnisse des Pflanzenbaues, so weisen auch jene der meisten tierischen Produkte auf graecoitalischen Ursprung hin, so Käse (caseus), Milch (ἀμέλγειν, mulgere), Butter βούτυρον, butyrum). Das deutsche Wort Anke, welches bei den Alemannen für Butter gebräuchlich ist, hält Grimm mit ungere, salben, für wurzelverwandt (vgl. auch das Slaw. maslo = Mittel zum Salben). In der Tat pflegten sich die Germanen und Slawen mit flüssiger Butter das Haar zu schmieren.

Namen sind also keineswegs bloß „Schall und Rauch", sondern es steckt in ihnen ein gutes Stück Kulturgeschichte. Wer sie alle zu deuten wüßte, hätte damit den Schleier von der Urgeschichte der Menschheit gezogen, den die Naturforschung und die Anthropologie bisher nur an einigen wenigen Stellen zu lüften imstande waren.



Merkwürdige landwirtschaftliche Betriebe.

Es gibt in manchen europäischen Staaten noch wirtschaftliche Betriebe, die so ursprünglich und eigentümlich sind, daß man sie heute nicht mehr für möglich halten sollte. Ein solches Beispiel bietet das Land der Uralkosaken in Rußland, der bekannten alten Kriegerkaste, die sich im Frieden mit Ackerbau, Viehzucht und Fischerei beschäftigt.

Die Verfassung der Uralkosaken, bei denen nicht nur die militärischen, sondern auch die wirtschaftlichen Verhältnisse von der Heeresverwaltung geordnet werden, war ursprünglich eine vollkommen demokratische und ihr Verhältnis zur russischen Regierung beschränkte sich auf die Stellung einer Anzahl von Soldaten, die von der Regierung Sold und Munition erhielten. August Freih. v. Haxthausen, bekannt durch seine Schriften über die russische und deutsche Agrarverfassung, wurde bei seinen Reisen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von den Einrichtungen der Uralkosaken in solche Begeisterung versetzt, daß er von ihnen schrieb: „Kein Stamm leistet seiner Regierung so viel wie dieser" und den beabsichtigten Eingriffen des Staates gegenüber — wie Papst Klemens XIII. seinerzeit betreffs des Jesuitenordens — ausrief: „Sint, ut sunt, aut non sint!"[1]) Und selbst als die Regierung gewisse Reformen durchführte, blieben doch die wirtschaftlichen Einrichtungen ganz eigenartige, denn sie stützen sich auf das gemeinschaftliche Nutzungsrecht des meist Steppencharakter aufweisenden Bodens.

Jeder Kosak kann innerhalb seiner Gemeinde pflügen, Heu werben und Vieh weiden, wo es ihm gefällt (Recht der

[1]) Sie mögen sein, wie sie sind, oder gar nicht sein!

Besitzergreifung). Als einzige Schranke bestehen allgemeine, für jeden giltige Verordnungen. Privateigentum gibt es nicht. Baugrund zu Hofstellen wird Kosaken unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten verliehen. Der Nutznießende darf die Gebäude und den Baumbestand an Kosaken verkaufen; findet er beim Wegziehen aus der Gemeinde keinen Käufer, so muß er die Gebäude erforderlichenfalls niederreißen. Fremde erhalten Baugrund zur Nutznießung gegen eine an die Heeresverwaltung zu zahlende hohe Abgabe von etwa 8·40 Kronen pro Ar und Jahr. Die Grundstücke bleiben so lange in der Nutznießung des Kosaken, als sie bebaut und umfriedet sind. Gartenland zum Obstbau steht jeder Familie mit rund 9 Hektar Fläche zu; die beanspruchte Fläche ist aber binnen dreier Jahre zu umzäunen, umzugraben und zu bepflanzen. Gemüse- und Melonenland kann beliebig in Besitz genommen werden, wobei das Recht der Nutznießung meist zwei Jahre währt. Die Obst- und Gemüsekultur ist jedoch wegen mangelnder Kenntnisse noch unbedeutend, obwohl sie sich sehr lohnen würde. Weiden sind für das Dorfvieh in einem Umkreise von 3—4 Kilometer um das Dorf vorbehalten.

Die Hauptanbaufrucht ist Sommerweizen, dann folgen der Reihe nach Hafer, Winterroggen, Hirse, Gerste, Lein, Sonnenblumen und Kartoffeln. Man schätzt das zum Getreidebau brauchbare Land des Heeresgebietes auf 600.000 bis 700.000 Hektar. Die gebräuchliche Wirtschaftsweise besteht darin, daß nach zwei Ernten frisches Land aufgesucht wird.

Die Hauptpflügezeit, deren Anfang des Wettbewerbes wegen genau bestimmt wird, ist der Juni. Jeder Kosak kann auf der Steppe, soweit sie zum Pflügen freigegeben ist, pflügen, wie und wo es ihm beliebt. Als berechtigte, steuerfreie Fläche gelten für eine Familie 36 Hektar Neu- und 18 Hektar Stoppelland, was diese Fläche übersteigt, unterliegt der Steuer; doch darf niemand mehr als 400 Hektar bestellen. Die Offiziere

haben auf eine größere steuerfreie Ackerfläche Anspruch. Das Anrecht auf das Saatland erlischt in einigen Bezirken mit der Abfuhr der Ernte, in anderen wird die Roggenstoppel dem betreffenden Wirte wegen der etwaigen Nachernten noch zwei Jahre zugesprochen. Dasselbe gilt für mit nicht aufgegangener Sommerung bestellte Felder. In der Pflügezeit versucht natürlich jeder Wirt, das beste Land für sich zu gewinnen. Dazu muß er am ersten Tage die gewünschte Fläche mit dem Pfluge einkreisen; bei allzu großer Störung durch andere sucht er neues Land auf. Dieses freie Pflügerecht hat zur Folge, daß die Saatfelder bald ohne Verbindung untereinander sind, bald sich berühren, daß sie sich ferner in wechselnder Breite und beliebigen Figuren dahinziehen und daß überall sowohl für den Ackerbau als auch für die Weide sehr viel Land verloren geht. Dank der Einführung eiserner Pflüge durch die Heeresverwaltung hat indes die Bodenbearbeitung in letzter Zeit ziemliche Fortschritte gemacht.

Die Weidenutzung ist für den Kosaken bis zu 25 Stück Groß- und 100 Stück Kleinvieh frei; Offiziere dürfen 100 bis 200 Stück Groß- und 800—1600 Stück Kleinvieh halten. Was über diese höchsten Zahlen ist, muß mit 60 Kopeken (1·50 Kronen) pro Großvieh oder drei Stück Kleinvieh versteuert werden. Zum Grasschnitte werden von Amts wegen nur die als Wiesen angesehenen Flächen (etwa 600.000 Hektar) vorbehalten. Der Beginn der Grasmahd wird von der Heeresverwaltung festgesetzt. Die Gemeinden bestimmen die Anzahl der Sensen, die für jeden Heeresangehörigen erlaubt sind; im allgemeinen sind während der ersten zwei Tage zwei, während der folgenden acht Tage drei (Offizieren sechs) Sensen oder Arbeiter gestattet. Dann hört jede Beschränkung auf, auch darf nun mit Maschinen gemäht werden. In der Uralniederung herrscht in den ersten Tagen der Grasmahd großer Wettbewerb; ruhiger geht es auf der Steppe zu. Die Mahdfläche besetzt

der Kosak an der von ihm beanspruchten Stelle schon am Vorabende des für den Beginn des Schnittes festgesetzten Tages und das gewünschte Stück muß bis zum Sonnenuntergange des Mahdtages rings ummäht sein. In das ummähte Stück darf dann niemand mehr eindringen. Wie weit es gelingt, eine Grasfläche zu ummähen, hängt von der Geschicklichkeit der Mäher und dem guten Willen der Nachbarn ab.[1])

In den außereuropäischen Ländern ist wohl der merkwürdigste Ackerbaubetrieb jener der Japaner, die seit dem russisch-japanischen Kriege wegen ihres heldenmütigen Ringens und der Taten voll antiker Seelengröße überall im Vordergrunde des Interesses stehen. Bei den Japanern galt von jeher und gilt auch jetzt noch der Grundsatz, daß der Ackerbau die Grundlage des Staates ist. Daher nimmt der Ackerbauer einen höheren gesellschaftlichen Rang ein als der Kaufmann und der Handwerker. Es beschäftigt sich mit der Landwirtschaft nicht nur der größte Teil der Bevölkerung, sondern sie bildet auch die Hauptquelle der Staatseinnahmen.

Der eigentümliche Charakter der japanischen Landwirtschaft war größtenteils durch die gebirgige Beschaffenheit und die strenge Abgeschlossenheit des Landes (bis 1868) sowie durch die vorzugsweise vegetarische Lebensweise der Bewohner bedingt. Dazu kamen weiters die schlechten Verkehrsverhältnisse, die Dichte der Bevölkerung und die Kleinheit der Landgüter. Da die herrschende Religion, der Buddhismus, das Fleischessen verbot, so konnte natürlich die Viehhaltung keine große Ausdehnung gewinnen und sie wurde außerdem noch dadurch beschränkt, daß die kleinen, oft terrassenförmig angelegten Felder und die unvollkommenen Ackergeräte die

[1]) Nach „A. Borchardt, Aus dem östlichen Hinterlande der Wolga" (1904, Berlin, Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft).

Verwendung von Spannvieh häufig gar nicht gestatteten. Überdies waren so zahlreiche und billige Arbeitskräfte vorhanden, daß die Handarbeit viel vorteilhafter erschien. Der Mangel an Vieh aber hatte nicht nur das nutzlose Brachliegen großer Flächen, auf denen sonst Futter erzeugt werden konnte, sondern auch das Fehlen des für unsere europäischen Wirtschaften unentbehrlichen Stalldüngers zur Folge. Da man also hauptsächlich auf die menschlichen Fäkalien angewiesen war, so entwickelte sich die Bodenkultur vor allem in der Nähe der Städte sowie wegen des Vorherrschens des Reisbaues in den Niederungen um die Flüsse und anderen Wasserläufe, während die Urbarmachung des übrigen Landes vernachlässigt wurde.

Einen Großgrundbesitz in unserem Sinne gibt es in Japan nicht, sondern nur große, mittlere und kleine Bauerngüter (Zwergwirtschaften). Der durchschnittliche Umfang dieser drei Güterklassen beträgt etwa: weniger als 0·5, 0·5—3 und mehr als 3 Hektar. Ackerstücke von 3—5 Ar (also reine Proletarierwirtschaften) sind keine Seltenheit. Wer 5 Hektar Land besitzt, gilt schon für vermögend. Nach der amtlichen Statistik über die Lebensweise der Bauern aus dem Jahre 1885 werden 10% des Bauernstandes in die erste, 30% in die zweite und 60% in die dritte Stufe der Vermögenden eingereiht und beläuft sich der jährliche Lebensunterhalt derselben pro Kopf auf 396, 216 und 72 Kronen. Bei der Kleinheit der Güter muß die Kultur selbstverständlich eine ungemein intensive sein. Der Besitzer wendet daher der Bestellung, der Bewässerung und Düngung, dem Behacken und Lockern seines Feldes während des Wachstums der Pflanzen eine außerordentliche Sorgfalt und Arbeitskraft zu. So findet z. B. das Jäten des Unkrautes auf den Reisfeldern mindestens dreimal, das Düngen zehnmal und noch öfter statt, weil sich der Bauer die ganze notwendige Düngermenge nicht

auf einmal anschaffen kann. Er kann sich diese Verschwendung von Arbeitskraft auch leicht gönnen, weil ihm, wie schon gesagt, zahlreiche und billige Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. Diese bestehen aus solchen Landwirten und deren Söhnen und Töchtern, die wegen der Kleinheit ihres Besitzes zu wenig Beschäftigung haben oder wegen der Größe der Familie davon überhaupt nicht leben können. Eigentliche Taglöhner gibt es nicht. Das Vorherrschen der ganz kleinen Wirtschaften erscheint für Japan nicht so bedenklich, als es für Europa der Fall wäre; 0·75 oder, wenn rationell gewirtschaftet wird, 0·5 Hektar sind meist hinreichend, um eine Familie von fünf Personen (davon drei arbeitsfähige Erwachsene) zu ernähren. Das wird durch den obersten Grundsatz des japanischen Ackerbaues ermöglicht: das Land auch nicht einen Tag leer stehen zu lassen und es in der Weise zu bepflanzen, daß auch nicht das kleinste Stückchen unbenützt bleibt. Wo das Klima es erlaubt, wird z. B. das Reisfeld nach der Ernte mit Gerste oder Raps bestellt, auf dem anderen Ackerlande (Trockenlande) drei, vier, fünf, ja sogar sechs verschiedene Pflanzen nach- und nebeneinander angesät und geerntet (Zwischenfruchtbau).

In der letzten Zeit hat in Japan das Pachtwesen sehr überhand genommen, weil größere Besitzer durch Parzellierung und Verpachtung ihrer Felder einen weit größeren Ertrag erzielen als bei Selbstbewirtschaftung. Es heißt, daß sich ein Gütchen in der Größe von 2 Hektar am vorteilhaftesten bewirtschaften läßt. Größere Güter werden daher in etwa 2 Hektar umfassende Teile zerlegt und so verpachtet.

Übrigens kann man seit der neuen Zeit in Japan, der durchgreifenden Änderung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse, dem Übergange von der reinen Natural- zur Geldwirtschaft auch hier von einem Niedergange der Landwirtschaft sprechen. Die Zwergwirtschaften sind bereits

wahre Proletarierwirtschaften geworden, auf dem Lande gibt es wenig Arbeitsgelegenheit und Verdienst und daher eine Unzahl müßiger Hände.[1])



Der Pflug.

Man hat den Pflug mit vollem Rechte den eigentlichen Dörfer-, Städte- und Staatengründer genannt und gar manches Lied ist zu seinem Lob und Preise gesungen worden. Er ist seit den ältesten Zeiten das erste und vorzüglichste Gerät des Ackerbaues und wird es bleiben, solange man überhaupt Landwirtschaft betreiben wird.

Freilich hat kaum ein anderes Gerät so große Veränderungen durchgemacht; wenn wir den heutigen Dampfpflug mit den einfachen Pflügen des Altertums oder gar mit dem „Urpfluge", der zugespitzten Astgabel eines Baumes, vergleichen, so fällt es uns schwer zu glauben, daß wir dem Wesen nach dieselben Geräte vor uns haben. Wie viel Zeit, Mühe und Nachdenken hat es aber auch gekostet, den ursprünglichen Hakenpflug immer mehr zu verbessern und zu vervollkommnen, zu seinem Zwecke tauglicher zu machen!

Sehr schön kommt die Bedeutung des Pfluges in dem Gedichte „Schwert und Pflug" von Wilhelm Müller zum Ausdrucke, in dem ein sterbender Graf an seine zwei Söhne Hab und Gut verteilt. Der eine erhält die Berge mit dem

---

[1]) Nach „Dr. J. Ota-Nitobe, Über den japanischen Grundbesitz rc." (1890, Berlin, Paul Parey).

stolzen Schloß und als Wahrzeichen des Ritterstandes das Schwert, der andere das Tal mit den Äckern und als Wahrzeichen seines friedlichen Berufes den Pflug. Was war nun das Schicksal der beiden Brüder, bezw. der beiden Berufsstände? Der Dichter gibt auf diese Frage die Antwort:

„O fragt nicht nach der Sage Ziel! Euch künden's rings die Gauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel, das Schwert ist längst zerhauen.
Doch liegt das Tal voll Herrlichkeit im dichten Sonnenschimmer;
Da wächst und reift es weit und breit: man ehrt den Pflug noch immer!"



Fig. 2. Altgriechischer Pflug.

Aus dem genannten Urpfluge haben sich also unsere jetzigen Pflüge entwickelt, so sehr sie auch nach den verschiedenen Gegenden und Bodenarten sowie nach dem besonderen Gebrauchszwecke verschieden gestaltet sind. Trotz aller Verschiedenheit stimmen sie in ihrem Bau doch in den wesentlichsten Stücken überein. Ganz einfache Hakenpflüge, wie sie vor etwa 3000 Jahren im alten Griechenland und Italien (Etrurien) in Gebrauch waren, sind z. B. in Fig. 2 und 3 abgebildet. Dieselben bestehen aus einem gekrümmten Baum- oder Wurzelast, der künstlich etwas zugerichtet erscheint, besitzen kein Streichbrett, sind vorn an der Spitze, welche die

Schar darstellt, mit Eisen beschlagen und mit einer Sterze zum Führen versehen. Ebenso einfach ist das alte Pfluggerät samt Zugehör, welches Fig. 4 veranschaulicht. Wir sehen hier ein winkelförmiges Wurzel- oder Aststück a und drei verschiedene eiserne Scharen: b, c und d, die an dasselbe beim Pflügen zum Teile nur angebunden wurden. e und f sind



Fig. 3. Etrurischer Pflug.

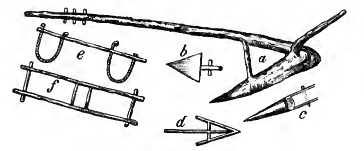


Fig. 4. Altes Pfluggerät.

Formen des Joches, das die beiden Zugtiere auf dem Nacken trugen. Die am Ende des längeren, oberen Aststückes (Pfluggrindels) ersichtlichen Pflöcke dienten dazu, dieses mit dem Joch der Zugtiere zu verbinden. Darin bestand also die Anspannung. Dieser Pflug ist nicht etwa verschwunden, sondern in vielen Teilen Asiens und Afrikas kratzt man heute noch

den Boden damit auf. Auch der in Fig. 5 abgebildete sog. „Trautenauer Haken“, dessen sich die Landwirte im östlichen Böhmen sowie in Mähren und Schlesien noch vor nicht so langer Zeit bedienten, zeigt ganz das Gepräge des Urgerätes zur Bodenbearbeitung, nur daß er in seiner schaufelförmigen Schar eine Verbesserung besitzt. Dasselbe gilt von dem „Perzhaken“ (Fig. 6), einem alten Pfluggerät aus der Gegend von Kaaden, Komotau, Saaz 2c. in Böhmen; wir sehen, daß er auf der rechten Seite auch mit einem hölzernen Streichbrett ausgestattet ist. Streichbretter zum Seitwärtsdrücken der gelockerten Erde kannten übrigens schon die Römer. Ebenso hatte der gallische Pflug ein feststehendes oder versetzbares Streichbrett aus Holz und außerdem ein Rädervorgestell. Dieser gallische oder deutsche Pflug blieb das ganze Mittelalter hindurch in Gebrauch und bis Ende des XVIII. Jahrhunderts machte die Ausbildung des Pfluges nur geringe Fortschritte. Erst von dieser Zeit an ist ein großer Aufschwung im Pflugbau zu verzeichnen, und

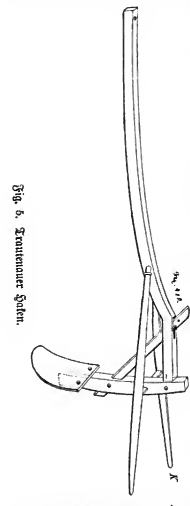


Fig. 5. Trautenauer Haken.

zwar bestrebte man sich sowohl durch Verwendung des zweckentsprechendsten Materials die einzelnen Teile des Pfluges möglichst dauerhaft zu machen als auch dem wichtigsten Teile desselben, dem Streichbrette, die passendste Form zu geben. Besondere Verdienste in letzterer Beziehung hat sich, was speziell Österreich betrifft, der Bauerssohn Franz Veverka aus Rybitvi bei Pardubitz durch Erfindung des bekannten Ruchadlos erworben, mit dem er bereits 1824—1827 gearbeitet haben soll. Eine Form des Ruchadlopfluges aus dem Jahre 1834 ist in Fig. 7 abgebildet. Das Ruchadlo ermöglichte infolge der unmittelbaren Verbindung der Schar mit der Streichbrettvorrichtung und der etwas gewundenen Form der letzteren erst eine wirklich gute Ackerung. Die neuesten Verbesserungen des Ruchadlopfluges bestehen in dem Ersatze der Holzteile durch Schmiedeeisen oder Stahl, der Anordnung mehrerer Pflugkörper in einem Gestell und in der zweckmäßigeren Windung des Streichbrettes aus gepreßten Stahlplatten, um die Pflugarbeit je nach Bedarf den verschiedenen Bodenarten anzupassen. Wir besitzen in dem Pfluge nunmehr ein Bodenbearbeitungsgerät, welches allen Anforderungen der Landwirtschaft entspricht. Ein solches modernes Gerät ist z. B. der in Fig. 8 abgebildete Pflug von Rudolf Sack, ein Tiefkulturpflug aus Stahl mit Panzerstahlstreichblech, mit Vorschneider und Sech, stellbaren Handhaben sowie mit Selbstführung, welche das Umfallen des Pfluges verhindert, ihn ohne jedwede Nachhilfe durch das Feld leitet und eine Ackerung von stets gleichbleibender Güte gestattet. Eine weitere neue Erfindung besteht in dem sog. Universalpfluge. Die Sackschen Universalpflüge sind derart gebaut, daß an Stelle des Pflugkörpers, wenn die eigentliche Ackerung vollendet ist, auch andere Geräte an den Grindel geschraubt werden können, um alle sonstigen Bodenbearbeitungen mit demselben Pfluge vorzunehmen. Mehr als 40 solcher Einsätze



Fig. 6. Berghaken.

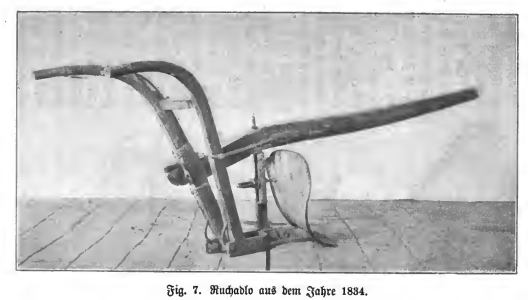
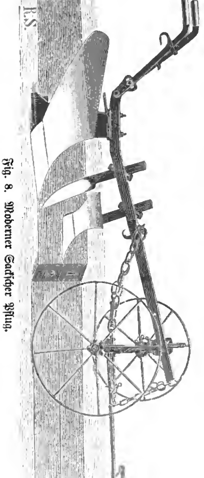


Fig. 7. Ruchadlo aus dem Jahre 1834.

und Zutaten dienen — einzeln und vereinigt — dazu, aus dem Universalpfluge je nach Wunsch einen mehrscharigen Schälpflug, Hackpflug, Häufelpflug 2c. herzustellen.


Fig. 8. Moderner Sackscher Pflug.

Der Pflug galt zu allen Zeiten als ein ehrwürdiges und heiliges Gerät. Im alten Griechenland wurde seine Erfindung der Göttin des Ackerbaues, Demeter, in Italien dem sagenhaften Könige Saturnus zugeschrieben. Sein Bild findet sich auch auf Geldmünzen und Denkmälern. Zur Zeit der römischen Republik verschmähten es selbst die edelsten Bürger nicht, den Pflug eigenhändig zu führen, wie Cincinnatus, der, direkt vom Pfluge geholt, als Feldherr das römische Heer zum Siege führte und nach geschlossenem Frieden wieder zum Pfluge zurückkehrte. Ehrwürdig ist auch der römische Brauch, bei der Gründung von Städten mit einem Pfluge die Mauerfurche zu ziehen. Eine große Rolle

spielte der Pflug im Mittelalter und zum Teil auch später bei verschiedenen Gebräuchen. So zog man z. B. in vielen Gegenden Deutschlands bei Beginn des Frühjahres mit einem Pfluge um die Felder, um vom Himmel ein fruchtbares Jahr zu erbitten. Ferner wurden kleine silberne Pflüge als Weihgeschenke in die Kirchen gestiftet.

Es ist schon eingangs erwähnt worden, daß der Ruhm und Preis des Pfluges von den Dichtern aller Zeiten gesungen wurde. Wir erinnern hier nur an Schillers „Rätsel" vom Pfluge:

> „Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen,
> Doch ziert's des größten Kaisers Hand?
> Es ist gemacht, um zu verletzen,
> Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
> Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
> Niemand beraubt's und macht doch reich,
> Es hat den Erdkreis überwunden,
> Es macht das Leben sanft und gleich.
> Die größten Reiche hat's begründet,
> Die ält'sten Städte hat's erbaut;
> Doch niemals hat es Krieg entzündet
> Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!"

Den Schluß mögen zwei Zitate bilden, in denen die Wichtigkeit des Pfluges in kultureller und volkswirtschaftlicher Hinsicht kurz, aber treffend zum Ausdrucke gelangt:

> „... Der scharfe Pflug, er rottet
> Unkraut und Wurzeln, Dorn und Disteln aus,
> Damit die Wüstenei zum Garten werde."
>
> Herder, Gedichte.

> „Der Degen hat den Kaiser arm gemacht,
> Der Pflug ist's, der ihn wieder stärken muß."
>
> Schiller, Piccolomini.



Die Sichel.

Du unscheinbares und doch so nützliches Gerät, das von vielen gar nicht beachtet wird, du sollst hier der Gegenstand unserer Betrachtung sein! Du kannst dich an Ehrwürdigkeit getrost mit dem Pfluge messen. Denn du warst schon, als der Pfahlbauer seine ärmliche Hütte in den Schutz der Flüsse und Seen baute; du sahst die lange Reihe der Pharaonen stolz auf dem ägyptischen Throne sitzen und wieder in den Staub dahinsinken; du galtest den Griechen und Römern als Sinnbild des Ackerbaues und warst daher ständiges Attribut der Göttin, welche diesem vorstand; du bist endlich noch jetzt, neben dem Pfluge, das wichtigste Werkzeug des Landwirtes!

Es ist eigentlich merkwürdig, daß es kein Gedicht oder Lied von der Sichel gibt, worin sie, ihrer Bedeutung entsprechend, verherrlicht wird. Auch scheint keine Schrift oder sonstige Abhandlung zu existieren, welche die Sichel von kulturgeschichtlicher Seite beleuchtet, etwa ähnlich wie beim Pfluge, der von so vielen Dichtern besungen wurde und — nur darf es kein moderner Dampfpflug sein, vor dem die Musen kopfscheu werden! — auch heute noch besungen wird und über dessen Geschichte so reichliches Material gesammelt worden ist. Gewiß liegt es an nichts anderem als eben an der Unscheinbarkeit der Sichel!

Unter den Geräten des Ackerbaues ist die Sichel ein wahrer Patriarch und doch anderseits wieder ein Kind an Einfachheit der Form. Welche Wandlungen hat der Pflug z. B. im Laufe der Zeiten durchgemacht! Vom primitiven zugespitzten Holzstab oder Haken, womit man das mürbe Erdreich oberflächlich aufritzte, bis zum Stahl- und Dampfpflug unserer Tage: welch gewaltiger Unterschied, welch riesiger

Fortschritt der Technik! Die Sichel dagegen ist noch heute das, was sie vor Jahrtausenden gewesen; außer dem Material hat die Neuzeit fast nichts daran zu verbessern vermocht. Ein Bildwerk aus einem der ältesten ägyptischen Gräber stellt z. B. das Schneiden und Binden des Weizens dar. Die Sicheln, mit denen die Ähren hoch über dem Boden abgeschnitten werden, unterscheiden sich von unseren nur durch ihre Kleinheit und den mehr flachen Bogen des Blattes. Anscheinend waren sie ungezähnt. Doch hat man sich auch großer, gezähnter Sicheln bedient, wie eine solche beispielsweise auf einem Papyrus (Papier, erzeugt aus den Stengeln

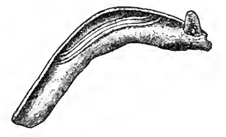


Fig. 9. Bronzesichel aus der Urzeit.

einer ägyptischen Schilfpflanze) des Turiner Museums abgebildet ist. Was das Material betrifft, so waren diese Erntegeräte aus Bronze; vielleicht wurden sie früher auch aus Kupfer erzeugt, welches die alten Ägypter wie Stahl zu härten verstanden. Ein eigentümliches, plumpes Ding von Sichel führt uns Fig. 9 vor Augen. Wir kennen leider weder ihren Fundort noch die Zeit, aus der sie stammt. Nur so viel ist sicher, daß wir es mit einer Bronzesichel aus der grauen Urzeit zu tun haben. Gehört sie vielleicht der Periode des Überganges von der Stein- zur Bronzezeit an, wo sich die Technik noch in den Kinderschuhen befand? Interessant

ist bei diesem kleinen Ungetüm, daß der bronzene Griff senkrecht auf dem Blatte steht. Oder sollte die hornförmige Erhöhung zu einem anderen Zwecke gedient haben? Viel besser stellt sich die in Fig. 10 abgebildete Sichel dar. Derartige Erzeugnisse aus Bronze hat man in den Pfahlbauten der Schweiz, im Züricher See gefunden. An ihnen sind noch deutlich die Ösen zu sehen, worin der hölzerne Stiel befestigt war. Zum Vergleiche mit diesen urgeschichtlichen Geräten seien noch zwei moderne englische Sicheln vorgeführt (Fig. 11 und 12). Wie elegant und zierlich nehmen sich diese aus,



Fig. 10. Bronzesichel aus den Pfahlbauten der Schweiz (Züricher See).



Fig. 11 und 12. Englische Sicheln.

wenn sie auch im wesentlichen von jenen durchaus nicht unterschieden sind!

In der Mythologie der Griechen und Römer war die Sichel das wichtigste Attribut der Göttinnen des Ackerbaues, der Demeter und Ceres. Auch Priapus, der Gott der Gärten, dessen rohe Holzbilder daselbst aufgestellt wurden, hatte gewöhnlich eine Sichel in der Hand, während sein Haupt als Vogelscheuche ein hin und her schwankendes Rohr zierte. Ebenso stellten die griechischen Künstler den Urgott Kronos als alten Mann mit einer Sichel in der Hand dar, weil man ihn als Gott der Zeit auffaßte, welcher alles Irdische nach kurzem Bestande dahinmäht. Zu dieser sinnigen Auf-

fassung gab allerdings nur ein Irrtum Anlaß, nämlich die Verwechslung von Kronos (*Κρόνος*) mit chronos (*χρόνος*), welch letzteres Wort „Zeit" bedeutet. Dies ging dann auch auf den Saturnus der Römer über. Ferner wird in der Bibel der Engel des Todes mit einer Sichel versehen angeführt, während die deutschen Dichter und Maler „Freund Hein" mit „Stundenglas und Hippe" (Sense) ausstatten und abbilden.

Bei Homer werden bereits eiserne Sicheln erwähnt und ihr ständiges Beiwort ist „scharf" oder „schön gebogen". Dasselbe gilt übrigens von ihrer jüngeren Schwester, der Sense, die ja nichts anderes ist als eine verlängerte Sichel, um stehend, also kräftiger und bequemer mähen zu können. Daher besitzt die griechische und lateinische Sprache für beide nur einen Ausdruck, nämlich *δρέπανον* und falx. In der Ilias (18, 550 ff.) findet sich die Schilderung einer Erntezene. Da sie für die damalige Art des Schneidens der Halmfrüchte bezeichnend ist, so sei die Stelle hier angeführt:

„Drauf auch schuf er[1]) ein Feld tiefwallender Saat, wo die Schnitter
Mäheten, jeder die Hand mit schneidender Sichel bewaffnet.
Längs dem Schwad' hinsanken die häufigen Griffe zur Erde;
Andere banden die Binder mit strohernen Seilen in Garben,
Denn drei Garbenbinder verfolgeten. Hinter den Mähern
Sammelten Knaben die Griff' und trugen sie unter den Armen
Rastlos jenen daher. Der Herr stillschweigend bei ihnen
Stand, den Stab in den Händen, am Schwad' und freute sich herzlich.
Abwärts unter der Eiche bereiteten Diener die Mahlzeit,
Rasch um den großen Stier, den sie schlachteten; Weiber indessen
Streueten weißes Mehl zum labenden Mus für die Ernter."

Während den Schwächeren, besonders den Greisen, die Pflege der Obstbäume, das Pflanzen, Graben und Schneiden im Garten obliegt, gilt das Ziehen der Furchen mit dem

[1]) Der hinkende Feuerbeherrscher Hephaistos auf dem Schilde, welches er für den göttlichen Helden Achilleus verfertigte.

Ochsengespann und das Abmähen der Wiese sowie der Krieg für das Werk der Jünglinge und Männer. Der Freier Eurymachos hat den als Bettler verkleideten Odysseus wegen seines Aussehens verspottet und schlägt ihm nun vor, er möge sich bei ihm als Knecht verdingen, um Dornenzäune zu flechten und Bäume anzupflanzen. Darauf erwidert Odysseus:

„O arbeiteten wir, Eurymachos, beide zur Wette
Einst in der Frühlingszeit, wann die Tage heiter und lang sind,
Auf der grasichten Wiese; mit schön gebogener Sichel
Gingen wir, ich und du, und mähten nüchtern vom Morgen
Bis zur sinkenden Nacht, so lang es an Grase nicht fehlte!
Oder trieb' ich ein Joch der trefflichsten Rinder am Pfluge,
Rötlich und groß von Wuchs, mit fettem Grase gesättigt,
Gleich an Alter und Kraft, mit unermüdlicher Stärke,
Eine Hufe zu ackern, und wiche die Erde der Pflugschar:
Sehen solltest du dann, wie grade Furchen ich zöge!"

Od. 18, 365 ff.

Die lateinischen Schriftsteller, welche über Landwirtschaft schrieben, geben der Sichel (falx) die Beinamen messoria (Erntesichel), lunata (halbmondförmig) und dentata (gezähnt). Die Römer waren bekanntlich nicht bloß ein Kriegs-, sondern auch ein Ackerbauvolk ersten Ranges und es kam ziemlich häufig vor, daß die römischen Legionen in neueroberten Ländern, um diese der Kultur zuzuführen, das Schwert mit dem Pfluge, der Sichel und dem Winzermesser vertauschten. In Italien selbst ward zur Zeit tiefen Friedens so manches Schwert, das sich oftmals in Feindesblut gerötet hatte, in eine friedliche Sichel umgeschmiedet, gerade so wie der Lederhelm (galea) als Bienenstock benützt wurde (alveus ad apum mellificia). Das bezeugt ein Epigramm des Martial, welches „Falx ex ense" (die aus einem Schwerte hergestellte Sichel) betitelt ist und auf Deutsch lautet: „Der sichere Friede hat auch mich zu friedlichem Gebrauche hergerichtet.

Jetzt diene ich dem Landmanne, während ich früher dem Krieger gedient."

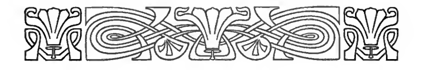
In sprachlicher Beziehung ist zu bemerken, daß das Wort Sichel (ahd. sihhila) vom Neulateinischen secula, bezw. von dem Stamme sec kommt, welcher „schneiden" bedeutet. Zu demselben Stamme gehören: Sech, Sense (mhd. segense) und Säge (mhd. sege). Alle diese Wörter bezeichnen also ursprünglich nichts weiter als ein schneidendes Werkzeug. Aus diesem allgemeinen Begriffe hat sich im Sprachgebrauche erst allmählich die spezielle Bedeutung jeder einzelnen Wortform festgesetzt. Interessant ist auch folgender Umstand: Unsere eigentliche Brotfrucht, der Roggen, hieß bei den Römern secale, d. h. „Sichelkorn", und das ist bekanntlich noch jetzt der botanische Name für diese Getreideart.

Schließlich noch ein Wort über die Form unseres Gerätes! Jemand hat die Theorie aufgestellt, daß die wichtigsten Werkzeuge bestimmten menschlichen Organen nachgebildet seien. So sei z. B. der Hammer die Nachbildung der — vielleicht mit einem Steine zum Zerschlagen harter Gegenstände, wie Steinfrüchte, Markknochen 2c., bewehrten — Faust mit dem Unterarme. Der Urmensch brauchte den Stein nur an einen kurzen Stock zu befestigen und der erste Hammer war fertig. In der Tat bezeichnet Hammer (ahd. hamar) nach Grimm ursprünglich „Fels, Stein, Klippe" und auch das Slawische kamen ist verwandt damit. Ähnlich verhält es sich mit der Sichel. Wir müssen wohl annehmen, daß die reifen Halmfrüchte in den ältesten Zeiten entweder ausgerauft oder daß bloß die Ähren abgerissen wurden. Da dies aber sehr unbequem war, so mag man bald auf den Gedanken verfallen sein, die hiebei bogenförmig gekrümmte Hand z. B. durch ein Stück Feuerstein zu ersetzen, dessen man sich bereits als Messer bediente und welches nur zweckentsprechend zugerichtet und an ein passendes Holz gebunden zu werden brauchte.

Wenn auch die Landwirtschaft unserer Tage einen ganz anderen Charakter hat als die der früheren Zeit und immer mehr Maschinen verwendet werden, so ist doch auch heute noch wie vor Jahrtausenden die Sichel neben der Sense das gebräuchlichste Erntegerät, das jährlich von Millionen fleißiger Hände geschwungen wird. Wenn der Tag der Ernte gekommen, widerhallen in den Dörfern alle Gehöfte vom Dengeln der Sicheln und Sensen. Es gilt ja eine große Schlacht zu schlagen, in der Ströme Schweißes fließen müssen, um der Menschheit wieder für ein Jahr Nahrung zu verschaffen. Wenn dann

„Der Ähre Preis erschallt, wenn sie geschnitten",

so fällt wohl ein Teil davon auch für das Werkzeug ab, mit dem dies geschehen ist!



Pflanzen und Pflanzenbau.

Die letzten Sprossen einst mächtiger Geschlechter.

Es ist die Gewohnheit vieler Menschen, nur denjenigen Naturgegenständen Beachtung zu schenken, die sich durch Größe, Farbenpracht oder sonstige hervorstechende Eigenschaften auszeichnen. Dies gilt insbesondere in bezug auf die Pflanzenwelt. Wie viele Pflanzen treten wir verächtlich mit den Füßen und sprechen ihnen durch ihre Bezeichnung als „Unkräuter“ jede Lebensberechtigung ab, obwohl sie oft mehr Teilnahme verdienen als manche bevorzugte Mitschwester! Wir Menschenkinder beurteilen eben in unserer Selbstsucht die Dinge von einem gar beschränkten Standpunkte: vom Standpunkte des persönlichen Wohlgefallens oder Mißfallens, des Nutzens oder Schadens. Allerdings ist es begreiflich, daß der Landwirt die Kornblume, den Klatschmohn oder den Rittersporn nur mit Mißvergnügen in seinen Saaten prangen sieht, und noch weit begreiflicher ist der erbitterte Haß, mit

dem er gegen Taumellolch, Kornraden usw. den Vernichtungskampf führt; allein das schließt nicht aus, daß wir, auch am Feinde die guten Eigenschaften anerkennend, einzelne Unkräuter mit jenem Interesse betrachten, welches sie verdienen. Wir wollen im folgenden drei solche Pflanzen ins Auge fassen, drei Stammesverwandte, von denen die eine in Acht und Bann getan ist, während die zwei anderen als völlig nutzlos und unbedeutend gelten, die aber trotzdem unserer Aufmerksamkeit wert sind, weil sie die letzten Sprossen bereits vor ungezählten Jahrtausenden untergegangener Baumriesen darstellen.

Wem ist nicht der Schachtelhalm bekannt? Er wird als lästiges Unkraut vom Landmanne mit Recht gehaßt. Wer sähe es dem kleinen, unscheinbaren Gesellen an, daß er mit einer Zähigkeit an der heimatlichen Scholle klebt, die aller Mittel, seiner los zu werden, spottet? Mit Erfolg ist ihm nur von einer Seite beizukommen: er ist ein stiller Zecher und liebt das erquickende Naß; entziehe ihm dieses — und „sterben muß er und verderben!“ Und das wünscht ihm der Landwirt vom Herzen. Denn nicht genug, daß er den Nutzpflanzen durch seine weitverzweigten Wurzeln Raum und Nahrung entzieht, so schadet sein Genuß auch den weidenden Tieren. Doch nichts ist bekanntlich in jeder Hinsicht schlecht und daher läßt sich auch dem Schachtelhalm nicht jede gute Eigenschaft absprechen. Befähigt ihn sein Reichtum an Kieselsäure nicht trefflich dazu, das Zinn- und Kupfergeschirr in der Küche zur Freude der Hausfrau blank zu scheuern? Leistet er dem Tischler, dem Drechsler, dem Metallarbeiter nicht gute Dienste? Und betrachten wir ihn nur etwas genauer! Zwar hat ihm die Natur prachtvollen Farbenschmuck versagt, denn er gehört mit seinen beiden Verwandten zu den blütenlosen Pflanzen, allein sieht er mit den quirlförmig angeordneten Ästchen nicht aus wie ein kleiner Kronleuchter, oder

gleicht der gefurchte Stengel nicht dem Schafte einer dorischen Säule in verjüngtem Maßstabe? Wenn du aber lächelst und meinst, man tue ihm mit einem solchen Vergleiche zu viel Ehre an, so laß dich wenigstens durch eine Tatsache milder stimmen: Der Schachtelhalm ist der letzte Sprosse eines ehedem mächtigen Geschlechtes! Das sieht dem Zwerge jetzt freilich niemand an, weil eben die Lebensbedingungen fehlen, unter denen er seine Glieder kräftigen und zum Riesen heranwachsen könnte. Einst war das anders! Vor ungezählten Jahrtausenden, in der sogenannten Steinkohlenzeit, als die Atmosphäre noch tropisch feuchtwarm und von einer ungeheuren Menge Kohlensäure erfüllt war, das Licht der Sonne nur matt durch den schweren Dunstschleier drang, bildeten die Urahnen des Schachtelhalmes, die Riesenschafthalme oder Kalamiten einen wesentlichen Bestandteil der Wälder, welche die Sumpflandschaften der Erde in üppiger Vegetation schmückten. Damals fanden sie Nahrungsstoff zum Wachstum in reichlichster Fülle und entwickelten sich zu Bäumen von bedeutender Höhe. Durch gewaltige Erdkatastrophen in den moorigen Boden gebettet, entstanden aus ihnen und ihren Stammesverwandten im Verlaufe der Jahrtausende jene mächtigen Kohlenlager, in denen das Licht der Sonne aufgespeichert ist, der Erweckung auf dem häuslichen Herde harrend. Man hat im Schoße der Erde Bruchstücke von Stämmen und Fruchtstände gefunden und war daher imstande, diese Bäume zu rekonstruieren. Danach steht ihre Verwandtschaft mit unseren Schachtelhalmen außer allem Zweifel und wir brauchen, um ein Bild der Kalamiten zu gewinnen, uns jene nur ins riesenhafte vergrößert zu denken — als Bäume allerdings ein kaum erfreulicher Anblick!

Die zweite Pflanze, nicht minder mißachtet, obwohl nicht so gehaßt wie der Schachtelhalm, ist der Bärlapp. Viele verwenden, ohne es zu wissen, den gelben Sporenstaub

desselben (Bärlappsamen, auch Hexenmehl genannt) zum Einstreuen wunder Hautstellen und ebenso häufig dient er auf der Bühne als „Blitzpulver" zur Darstellung des Blitzes. Freilich ist das zarte, blaßgrüne Pflänzchen mit dem schüchtern am Boden dahinkriechenden Stengel, das vor dem Lichte der Sonne ängstlich flieht und sich nur im Schatten feuchter Wälder wohl fühlt, nicht geschaffen, die Aufmerksamkeit des den Wald Durchstreifenden zu fesseln. Im Steinkohlenwalde dagegen überragten sie alle ihre Genossen an Lebenskraft und Größe. Stolz und aufrecht, wie sie ihre mächtigen Glieder gegen Himmel streckten, sind sie zu Tausenden im Schoße der Erde begraben und einzelne unter ihnen sind — wenigstens teilweise — in ihrer äußeren Gestalt noch so gut erhalten, daß sie zu den am besten bekannten vorweltlichen Pflanzen gehören und daß ihre Verwandtschaft mit dem Bärlapp unserer Wälder klar erwiesen ist. Man hat zwei Arten gefunden: die Siegel- und die Schuppenbäume, Sigillarien und Lepidodendren. Während die Stämme, mit den in Schneckenlinien angeordneten Narben der abgefallenen Blätter malerisch geschmückt, wie mit wunderbarer Mosaik ausgelegt erscheinen, waren die Äste wie die Stengel des Bärlapp schuppenförmig über und über mit schmalen Blättern bedeckt, eine Erscheinung, die wenig des Anmutigen hat.

Als dritte Pflanze endlich, die das Los ihrer Vorgängerinnen, die Mißachtung, teilt, sei das Farnkraut genannt. Gleich dem Bärlapp lieben die Farne den feuchten, schattigen Wald und sind in unserem Klima unbedeutende Gewächse mit meist kriechendem Stengel; nur in den Ländern der heißen Zone erscheinen sie in größter Mannigfaltigkeit und bilden sogar Bäume von 10 Meter Höhe, im Äußeren an die Palmen erinnernd. Durch eines aber zeichnen sich alle aus: durch ihre zierlichen, gefiederten, einem zarten Spitzengewebe ähnlichen Blätter, die sogenannten Wedel, auf deren Unterseite

sich zahlreiche braune Punkte, die ungeschlechtlichen Fortpflanzungsorgane (Sporangien) befinden. Auch sie sind nur noch ein Schatten ihrer früheren Größe. In der Steinkohlenzeit waren die Farne Bäume von 30 Meter Höhe und trugen, wie die zahlreich erhaltenen Abdrücke zeigen, riesige Wedel von wunderbarer Zartheit und Schönheit. Heer, der bekannte Paläontolog, hat in den Steinkohlenschichten des Nordens Reste von Baumfarnen gefunden, deren Ähnlichkeit mit noch jetzt lebenden Arten der Tropengegenden sofort auffällt.

Die zeichnende Kunst hat derartige Steinkohlenwälder der Vorzeit darzustellen versucht; ihr Anblick erregt ein traurig-melancholisches Gefühl. Wenn sie auch im frischesten Grün einer tropischen Vegetation prangten, so waren sie doch höchst einförmig, weil blütenlos; auch unterbrach kein munterer Tierlaut das tiefe Schweigen, nur der Wind strich mit eintönigem Sausen durch die Wipfel der Bäume. Sie waren eben nicht geschaffen für die heitere Welt des Lichtes, der Töne und der Farben und mußten nach Änderung der Lebensbedingungen, unter denen sie groß und mächtig geworden, naturgemäß zu jenen Zwergen verkümmern, wie wir sie hier geschildert haben.



Die Baumwelt.

Von jeher hat sich der Mensch mit unwiderstehlicher Macht zur Baumwelt hingezogen gefühlt. Die geheimnisvollen Lebenserscheinungen, das ehrwürdige Alter, welches viele Bäume erreichen, ihr ruhiges und mildes, durch keine Leidenschaft getrübtes Wesen — das alles mußte

sie schon in den frühesten Zeiten zum Gegenstande hoher Verehrung machen. Die alten Griechen wußten sich die wunderbare Lebenstätigkeit des Baumes nicht anders zu erklären, als daß sie ihn als beseeltes Wesen, als die leibliche Erscheinung niederer Gottheiten, der Dryaden, auffaßten; starben diese, so starb auch der Baum. Außerdem war jeder, je nach seiner Eigenart, einer Hauptgottheit geweiht: die kraftstrotzende Eiche dem Zeus, die ernstdüstere Fichte dem Poseidon, die zarte, süßduftende Linde der Aphrodite, der fruchttragende Ölbaum der Athene usw. Auch bildeten sie das Organ, dessen sich die Götter zur Verkündigung ihres Willens bedienten; so glaubte man z. B. in dem Rauschen des heiligen Eichenhaines der uralten Orakelstätte Dodona die Offenbarung des Zeus zu vernehmen. Es ist daher begreiflich, daß sich schon frühzeitig der ausgedehnteste und mannigfaltigste Baumkultus entwickeln mußte, ein Baumkultus, der sich mit seinen verschiedenen abergläubischen Gebräuchen selbst bei unseren Vorfahren bis in das achte Jahrhundert nach Christo behauptete. Erst Bonifazius, der Apostel der Deutschen, hat ihm durch Fällung der Wodanseiche bei Geismar für immer ein Ende gemacht. Aber nicht nur für die Naturreligion, sondern auch für den Mythus, die Sage, das Märchen ist der Baum von hoher Bedeutung und selbst in der Sprache spiegelt sich die sinnige Auffassung desselben als eines lebenden und fühlenden Wesens. Er „lebt", „leidet" und „stirbt" wie ein Mensch; er „weint", falls er verletzt wird; wenn ein sanfter West durch das Laubwerk säuselt, geht ein „geheimnisvolles Flüstern" durch seine Zweige; braust der Sturmwind durch die Krone, so „schüttelt er unmutig das Haupt", er „ächzt" und „stöhnt". Im Sanskrit heißt der Baum in recht sinniger Weise padapa, d. h. „Fußtrinker"; bei den Dichtern ist das Laub „der Bäume grünes Ohr" („Horchend steh'n die stummen Wälder, jedes

Blatt ein grünes Ohr"), noch häufiger aber das Haar, womit sie sich im Frühling schmücken:

> „Es steht ein Tannenbaum im Wald,
> Trägt Moos in seinen Haaren."

Seine rätselhaften Lebenserscheinungen, deren Ähnlichkeit mit jenen der Tierwelt sich in vielen Stücken nicht leugnen läßt, waren auch Ursache, daß bei einem Teile der griechischen Naturphilosophen die Meinung herrschte, der Mensch sei aus dem Moder faulender Baumstämme entstanden.

Merkwürdig ist die den Bäumen eigene unverwüstliche Lebenskraft. Viele Baumarten erreichen ein wahrhaft patriarchalisches Alter, z. B. die Eiche und die Linde bis 1000, die Sequoia gigantea in Kalifornien 4000—6000 Jahre ꝛc. Und wenn sie schließlich absterben, so geschieht dies nicht aus Altersschwäche, sondern immer sind äußere gewaltsame Eingriffe: Stürme, Feuersbrünste, Verletzungen oder Fäulnis wegen des Eindringens von Regen daran schuld.

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung der Baumwelt selbst, so fällt uns zunächst der grundverschiedene Charakter der zwei Hauptgruppen: der Laub- und der Nadelbäume auf. Ernst und düster, in tiefes Schweigen gehüllt („Der Wald steht schwarz und schweiget"), stehen letztere da; sind sie ja doch Kinder einer Zeit, da die Atmosphäre noch trüb und schwer auf der Erde lastete und die Sonne nur eine matte Beleuchtung hervorbrachte.

> „Herz, das ist der rechte Ort
> Für dein schmerzliches Verzichten!"

singt z. B. Lenau vom Fichtenwalde. Nur die zarte Lärche macht mit ihren hellgrünen Nadeln in dieser Beziehung eine Ausnahme und der düstere, gleichförmige Schwarzwald erhält durch Beimischung derselben ein viel freundlicheres Aussehen. Voll heiterer Anmut tritt der Laubwald vor unser Auge; mit

üppig schwellendem Moosteppich und duftenden Blumen geschmückt, durchschwirrt von goldglänzenden Käfern und bunten Schmetterlingen, von den munteren Liedern der Vögel widerhallend, bekundet er sich als Sprosse einer bedeutend jüngeren Periode, in welcher die drei alles Leben verschönernden Geschwister: Licht, Ton und Farbe bereits die Herrschaft angetreten hatten. Aber auch innerhalb dieser beiden Gruppen hat jede Baumart wieder ihr besonderes eigentümliches Gepräge. Wie verschieden ist der Eindruck, den die bescheidene Kiefer mit ihrer kuppelförmigen Krone und der des Gleichmaßes entbehrenden Anordnung der Äste auf uns macht, gegenüber der gleich einem gotischen Turme ebenmäßig emporragenden Fichte oder der hohen, schlanken Tanne, der „filia nobilis silvae“! [1])

„Nach den höchsten Wolkenbällen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.“ Freiligrath.

Oder vergleichen wir in der Gruppe der Laubbäume die Eiche, die Birke und die Buche miteinander — wie groß ist der Unterschied ihrer Wirkung! Der Stamm mächtig gedrungen, die Äste stark und knorrig, oft seltsam gekrümmt so daß sie entlaubt den Eindruck von verzweifelt die Hände Ausstreckenden machen („ein stummes Händeringen jeder Ast“), die Krone von stattlicher Breite: so atmet die Eiche in allen Teilen markige Kraft; jeder Baum ist für sich ein Individuum und genügt sich selbst. Die Eiche ist die mächtigste und erhabenste Baumgestalt unserer Wälder. Schon Homer vergleicht zwei Helden im Kampfe mit Eichen:

„— also steh'n hochwipflige Eichen der Berge,
Welche den Sturm ausharren und Regenschauer beständig,
Eingesenkt mit großen und langausreichenden Wurzeln.“
(Il. 2, 132.)

[1]) Edle Tochter des Waldes.

Ihr gerader Gegensatz ist die Birke: Der schwache, glänzendweiße Stamm, das zarte Geäste, das sturzwellenartig herabfallende Laub verleihen ihrer Gestalt etwas Ätherisches und machen sie zu der lieblichsten Erscheinung unter den Bäumen. Die Birke hat etwas Weibliches an sich und ein Dichter nennt sie daher die „weiße Frau mit dem grünen Schleier". Meist als kleine Gruppen, allein oder in gemischten Beständen auftretend, bringen die Birken in die düstere Einförmigkeit des Fichten- und in die Majestät des Eichenwaldes heitere Abwechslung. In der Mondscheinnacht sind sie, wie dies Lenau ausspricht, geradezu glänzende Gestalten:

„Ich sah in bleicher Silbertracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran in heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen."

Kein Baum zeigt auch im Winter, wenn bei kaltem Nebel sämtliche Zweige in glitzendern Eisduft gehüllt sind, eine solche Pracht wie die Birke; sie gleicht dann oft einem plötzlich zu Eis erstarrten mächtigen Springbrunnen.

Die Buche steht zwischen Eiche und Birke etwa in der Mitte. Durch den säulenartigen, derben Stamm, die dicht belaubte Krone, die glänzend dunkelgrüne Farbe der Blätter drückt sie Kraft und Würde aus, gepaart mit Anmut. Der Buchenwald gilt mit Recht für den schönsten Wald unseres Himmelsstriches; Krone drängt sich hier an Krone, so daß kein Sonnenstrahl ins Innere zu dringen vermag und unter dem dichten Laubzelte eine ewige milde Dämmerung sowie erquickende Kühle herrscht.

„Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht und es blickt lächelnd das Blaue herein."

Schiller, Spaziergang.

Eine abgeschlossene Gruppe für sich bilden die Erle und Weide, die Sonderlinge und Pessimisten unter den Bäumen. Sie sind die unzertrennlichen Begleiter der Bäche, ihnen meilenweit das Geleite gebend und den Wasserspiegel verdüsternd. Besonders ist es die Erle, als der dunkelste Laubbaum, die der Landschaft einen traurig-melancholischen Ausdruck verleiht. Ein Weiher, von Erlen umsäumt, hat geradezu etwas Umheimliches. Aber auch die Weide, vor allem die Kopfweide, weist wenig des Anmutigen auf, eher ist sie ein Gegenstand des Mitleides; vollständig ausgehöhlt, in mehrere Teile zerschlissen und verstümmelt, oft allem anderen, nur keinem Baume gleichend, vegetiert sie mit der zähesten Lebenskraft weiter und immer wieder „blüht neues Leben aus den Ruinen".

„Die Weide hat seit alten Tagen
So manchem Sturm getrutzet,
Ist immer wieder ausgeschlagen,
So oft man sie gestutzet,
Es hat sich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
Mit eigner Bork' umrüstet." Rückert.

Ebensowenig können wir uns für die Pappel begeistern, früher und zum Teile auch noch jetzt der unvermeidliche Alleebaum, obwohl er keine einzige Eigenschaft besitzt, die man von einem solchen fordern muß. Die im spitzen Winkel aufstrebenden, schwachbelaubten Äste geben ihm ein rutenartiges Aussehen; er ist ein schattenloser, steifer, häßlicher Baum und sollte überall von den Straßen entfernt und durch schattenspendende Bäume, besonders durch den prachtvoll blühenden Kastanienbaum, den mächtigen Walnußbaum und die herrliche Platane ersetzt worden. Sonst ist vor allem die liebliche, ein hohes Alter erreichende Linde zum Alleebaum trefflich geeignet; sie gibt nicht nur reichlich Schatten, sondern schmeichelt

auch durch ihre anmutige Erscheinung, durch den süßen Duft, womit sie zur Blütezeit die Gegend würzt, unseren Sinnen. Sie ist der Liebling der Jugend sowie des Alters und es wird wohl kaum ein Dorf geben, auf dessen Platze sich nicht eine oder mehrere ehrwürdige Linden befänden. Aber sie ist auch der Baum jedes Gehöftes; in ihrem Schatten ruht der Landmann von der Arbeit aus, nimmt die Schnitterschar das einfache Mahl ein. Die Linde galt und gilt vielfach noch jetzt als heilig; unter ihrem Zeltdache feierte man die ländlichen Feste, sang und tanzte die Jugend, beratschlagte das Alter. Kein Baum wurde häufiger im Liede verherrlicht.

Was im Tierreiche die Haustiere gegenüber den im Naturzustande lebenden sind, das sind in der Baumwelt die Obstbäume gegenüber den übrigen. Sie sind gleichsam die Prosa des Lebens, die nüchterne Wirklichkeit, die Philister unter den Bäumen. Freilich entfalten sie dafür eine segensvolle Tätigkeit, die sie unmittelbar unter den Schutz des Landmannes, ja des Gesetzes stellt. Es ist wahrscheinlich, daß die Aufmerksamkeit der Menschen schon in grauer Vorzeit auf sie gerichtet war und daß die Obstkultur, weil einfacher, älter ist als der Ackerbau. Die Römer nannten die Obstbäume arbores felices, glückliche, die Waldbäume dagegen arbores infelices, unglückliche, und nur letztere durften zur crux, dem Kreuze, verwendet werden. Bei den Israeliten genossen sie eine solche Verehrung, daß auf deren absichtliche Beschädigung die Todesstrafe stand; sebst bei einem Einfalle in Feindesland schonten sie die Obstbäume, wenn sie auch sonst alles mit Feuer und Schwert verwüsteten. — Unter ihnen nimmt der Birnbaum durch Größe und stattliches Aussehen den ersten Platz ein. Die mächtige Krone, die glänzend grünen Blätter, der schlanke und derbe Stamm verleihen ihm viel Gefälliges; sein Anblick ist besonders im Herbste

wirkungsvoll, wo die Blätter oft wunderschön rot gefärbt sind. Er ist der treue Genosse des Landmannes, mit dem Stamme lehnt er an seiner Hütte und umfängt mit den Ästen das bemooste Strohdach. Bei weitem nicht so schön ist der Apfelbaum mit seiner sparrigen Krone und den glanzlosen, lederartigen Blättern. Nur im Frühjahre, wenn er seinen Blütenschmuck angetan hat, und im Herbste, wenn die rotbackigen Äpfel aus dem Laube hervorleuchten, gewährt er ein erfreuliches Bild. Im Mythus, in der Sage und im Märchen spielt die Frucht des Apfelbaumes eine nicht unbedeutende, aber merkwürdigerweise recht schlimme Rolle: sie ist das Sinnbild des Zankes und Streites, der Arglist und gleißenden Tücke. Wir erinnern nur an den Apfel der Eris, an Schneewittchen im Märchen, die durch einen vergifteten Apfel in einen todähnlichen Zustand verfällt; ferner an den frommen Betrug, zu dem der Doppelsinn des Wortes μῆλα („Schafe" und „Äpfel") im alten Griechenland bei der Darbringung von Opfern häufig Anlaß bot. Auch das Sprichwort hebt nur seine schlechten Seiten hervor; die Redensarten: „In den sauren Apfel beißen müssen", „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme" usw. zeigen dies deutlich. Obwohl aber der Apfelbaum durch und durch prosaisch ist und sich ihm, wie selbst Goethe in einem bekannten Verse („Über Rosen läßt sich dichten, in die Äpfel muß man beißen") gesteht, wenig poetische Seiten abgewinnen lassen, so hat er doch in Uhland seinen Sänger gefunden, der dem „Wirte wundermild" in naiv-gemütvoller Weise ein schönes Denkmal setzt. — Der Kirschbaum ist zur Blütezeit, wo er, mit Blüten über und über besät, einem ungeheuren Strauße schneeweißer Blümchen gleicht, ein prachtvolles Schaustück; nicht übel nimmt er sich auch aus zur Zeit, da die brennend roten Kirschen zu Tausenden zwischen dem Laube hervorglänzen. Bekanntlich hat Hebel, der treffliche Schilderer ländlicher Natur und Sitten, der, wie Goethe sagt,

„das Universum auf das anmutigste verbauert hat", dem Kirschbaume eines seiner schönsten Lieder gewidmet. Auch der Walnußbaum erfreut das Auge schon von weitem durch die stattliche, kuppelförmige Krone und das reiche hellgrüne Laub. Er ist als schattenspendender Alleebaum von jeher ebenso beliebt wie die Linde und seine Früchte dienten schon im Altertum als Naschwerk.

So ist denn die Baumwelt im Leben des Menschen von großer Wichtigkeit. Durch Holz und Früchte materiellen Nutzen schaffend, das Gemüt erquickend und erhebend, bildet sie zugleich den schönsten Schmuck der Landschaft. Jeder wird hier — je nach seiner Eigenart — das ihm Zusagende finden: im Nadelwalde düsteren Ernst, im Laubwalde heitere Anmut, im gemischten Bestande beides zugleich, die reichste Abwechslung und Belehrung. Im Walde waltet noch die reine, unentweihte Natur; das gleich der Kuppel eines Domes aufgebaute Laubdach, die feierliche Stille ringsum, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch die munteren Weisen des gefiederten Sängerchores, müssen jeden, dessen Sinne noch nicht völlig abgestumpft sind, unwillkürlich zur Andacht stimmen. Aber der Wald hat noch eine zweite Seite. Wenn der Orkan durch die Bäume braust, Blitz auf Blitz herniederzuckt und das Grollen des Donners in den Waldesklüften ein tausendfaches Echo weckt, dann zeigt er sich in schauerlicher, furchtbarer Majestät:

> „...es splittern die Säulen
> Ewig grüner Paläste.
> Girren und Brechen der Äste,
> Der Stämme mächtiges Dröhnen,
> Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
> Im fürchterlich verworrenen Falle
> Übereinander krachen sie alle."

Goethe, Faust.

Aber so wichtig auch die Rolle ist, welche die Baumwelt im Leben des Menschen spielt, so tritt diese doch völlig in den

Hintergrund gegenüber der Bedeutung der Bäume im Haushalte der Natur. Wie bald wäre die Luft infolge der vielen Verbrennungen sowie des tierischen Atmungsprozesses mit solchen Massen Kohlensäure gesättigt, daß jedes tierische Leben zugrunde gehen müßte, wenn die Bäume nicht beständig reinigend und ausgleichend wirkten! Denn was für die Tierwelt Gift ist, das ist für jene ein unentbehrliches Lebenselement. Sie zerlegen mittelst der Blätter die Kohlensäure im Sonnenlichte bei der Assimilation der Nährstoffe in Kohlenstoff und Sauerstoff; ersteren verwenden sie zum Aufbau ihrer Organe, zum Wachstume, letzteren aber scheiden sie zum Gebrauche der Tierwelt wieder aus. So bedingt in der Natur gegenseitig eines das andere und kein Glied in der großen Kette der Wesen ist geringfügig oder unnütz, ja häufig ist es gerade das kleinste und unscheinbarste, welches die wunderbarsten Wirkungen äußert.



Der Laubfall der Bäume.

Der Herbst ist in unserem Himmelsstriche gewöhnlich die schönste Jahreszeit, ein reizender Nachklang des Sommers, und zeichnet sich durch anmutig heitere Tage mit mildem Sonnenglanz und wunderbarer Klarheit der Luft aus, die den Gesichtskreis so sehr erweitert und die fernen Berge in scharfem Umrisse hervortreten läßt. Am meisten erfreut unser Herz und Auge aber die Schönheit des Waldes. Wohl ist die schillernde Farbenpracht, worin der Wald im Herbste prangt, ein Schauspiel, wert, immer wieder aufs neue bewundert zu werden! Aber auch stille Wehmut

senkt sich bei seinem Anblicke in unsere Brust; ist ja doch diese ganze Herrlichkeit nichts anderes als gleichsam das letzte Aufflackern des Lebens vor dem großen Sterben, das jetzt in der Natur anhebt.

Wenn die Bäume unter des „Nordes kaltem Wehen" ihr Blättergewand ablegen, so bieten sie mit dem in die Lüfte ragenden kahlen Sparrenwerk einen traurigen Anblick. Nur die Eiche ist schöner und eine malerische Zierde der Landschaft geworden; denn erst jetzt tritt der mächtige Bau ihrer Glieder und die krause Form der Äste, die sich gleich Riesenschlangen bald hierhin, bald dorthin winden, so recht hervor.

„Dort im Mondschein ragt tot und kahl
Uralter Bäume Patriarchenzahl,
Wie Geister der im Kampf Erschlagenen fast,
Ein stummes Händeringen jeder Ast."

Anast. Grün.

Der Laubfall der Bäume ist von allen herbstlichen Naturvorgängen wohl der interessanteste, interessant nicht nur als Erscheinung für sich, sondern auch deshalb, weil nichts so deutlich den Übergang des sommerlichen Klimas in das winterliche anzeigt. Schon Wochen vorher beginnt die Einleitung zu diesem Prozesse; das Blattgrün (Chlorophyll) verfärbt sich in Gelb und Rot und eines Tages überrascht den ins Freie eilenden Städter ein völlig verändertes Bild: Der Wald leuchtet ihm in wunderbaren Farbentönen entgegen, vom zarten Goldgelb der Birke und dem glänzenden Rotgelb der Buche bis zum matten Braun der Eiche und dem feurigen Karminrot des wilden Kirschbaumes; zu diesem heiteren Glanze bildet das Dunkelgrün der Nadelhölzer, der Esche und der Erle den ernsten Hintergrund. Mit der Verfärbung des Laubes aber geht ein anderer Vorgang Hand in Hand: Dort, wo der Blattstiel am Zweige sitzt, bildet

sich eine dünne Korkschicht, welche die Verbindung des Blattes mit dem Stengel allmählich lockert, bis dasselbe durch seine eigene Schwere zu Boden fällt oder durch die Luftströmung losgerissen wird. Diese Trennungsschichten erfüllen zugleich noch einen zweiten wichtigen Zweck, indem die Natur damit schon im voraus die vielen Tausend Wunden heilt, an denen der Baum sonst verbluten müßte. Wenn wir an einem warmen, ruhigen Herbsttage durch den Wald schreiten, so hören wir ein beständiges Knistern, verursacht durch das Abbrechen der Blattstiele von den Zweigen, und sehen überall losgelöstes Blätterwerk geräuschlos niederschweben. Sehr schön sagt der Dichter von dem Leben und Sterben der Blätter:

„O wie schön ist das Dasein eines Blattes!
Frühlingswind
Lind gewiegt hat es.
Angelacht vom sonnigen Blau,
Still genährt vom himmlischen Tau,
Nie von seinem Heimatsgau
In die Fremde verschlagen,
Hat es seinen Sommer gelebt
Und nun schwebt
Es als freundlich bleiche,
Schimmerreiche Leiche,
Unter des Windes Klagen
Vom Herbste zu Grabe getragen." Rückert.

Doch nicht alle Laubbäume werfen ihre Blätter im Herbste ab; während z. B. Kastanien, Eschen, Birken, Pappeln usw. sich derselben gänzlich entledigen, bleiben sie namentlich an jungen Eichen und Buchen den ganzen Winter über, oft bis zum Aufbruche der neuen Knospen mit Zähigkeit hängen und solche Bäume stehen dann mit ihrer fahlen Hülle zu dem ringsum neu erblühten Leben in sonderbarem Gegensatze. Nur die Nadelhölzer, deren immer-

grüne Blätter wir wegen der Form Nadeln nennen, ohne damit aber eine Verschiedenheit andeuten zu wollen, sind jahreszeitlose Pflanzen; sie erscheinen uns als der feste Pol in der steten Flucht der Erscheinungen. Allein auch sie bleiben von dem ewigen Wechsel, dem die ganze Natur unterworfen ist, nicht unberührt, denn ihr Nadelkleid fällt, je nach der Individualität des Baumes, bald früher, bald später ab, bei den einen schon nach drei, bei den anderen erst nach acht bis neun Jahren. Wir bemerken diesen Vorgang nur deshalb nicht, weil er sich wegen des verschiedenen Alters der Nadeln an demselben Baume ganz allmählich abspielt, so daß sie den Schein der ewigen Dauer hervorrufen. Eine Ausnahme macht die Lärche mit den krautartigen, hellgrünen Nadeln, welche regelmäßig im Herbste gelb werden und abfallen; Plinius nennt sie daher einen im Winter trauernden Baum.

Bekanntlich verhalten sich die Laubbäume der Tropenländer, wo Sommer- und Winterklima noch nicht in so merklichen Gegensatz getreten sind, ähnlich wie bei uns die Nadelbäume. Das war einst, vor undenklichen Zeiten freilich auch in unseren Breitegraden der Fall. Denn es gab eine Zeit, da Mitteleuropa noch ein warmes Land war und hier, wie aus den ausgegrabenen Resten mit Sicherheit hervorgeht, noch Baumfarne und Palmen gediehen, während am Nordpol, wo die Abkühlung des Klimas bereits bedeutend vorgeschritten war, diejenigen Bäume wuchsen, welche sich jetzt in Mitteleuropa vorfinden. In einer noch früheren Epoche wuchsen (nach den Untersuchungen des bekannten Paläontologen O. Heer) auch am Nordpol Palmengewächse und andere tropische Pflanzen in reichster Fülle. Das Auftreten der Bäume mit abfallendem Laube war jedenfalls ein bedeutsamer Wendepunkt im Leben der Erde, denn damit gab sich die Scheidung des Klimas in ein sommerliches und in ein

winterliches sowie der klimatische Unterschied zwischen höheren und niederen Breitegraden kund.

Die wesentlichste Ursache des Laubfalles besteht darin, daß infolge von Trockenheit und Kälte die Aufnahme des Wassers durch die Wurzeln beschränkt wird und der durch die Transpiration der Blätter verursachte Wasserverlust daher nicht mehr ersetzt werden kann. Dem Laubfalle geht eine Stoffentleerung der Blattzellen voraus, wobei die in ihnen enthaltenen Bildungsstoffe (Eiweiß, Fett und Stärke) in den Stamm wandern, womit gleichzeitig die Zersetzung des grünen Chlorophyllfarbstoffes in Rot oder Gelb verbunden ist, die der Herbstlandschaft das farbenprächtige, festliche Gepräge verleiht. Ohne Zweifel ist der Laubfall eine durch allmähliche Anpassung an das Klima erlangte, später aber durch Vererbung auf die Nachkommen übertragene Eigenschaft. Ein Gegenstück dazu ist der Winterschlaf gewisser Tiere, bei dem der Stoffwechsel ebenfalls bis auf die äußerste untere Grenze herabgesetzt erscheint.

Der Verlust des Laubes hat also die Beschränkung der Vegetationstätigkeit auf das kleinste Maß, unter Umständen den Tod des Baumes zur Folge. Denn die Blätter sind neben den Wurzeln die wichtigsten Organe der Pflanzen; ohne sie kann eine Pflanze weder wachsen noch leben. Wer sähe es dem so unscheinbaren Blattgebilde an, daß ihm eine so überaus wichtige Aufgabe zufällt! Der aus den Wurzeln aufsteigende rohe Nahrungssaft muß sich in den Blättern erst in den Bildungssaft, vor allem in Eiweiß, Stärke und Zucker, verwandeln und denselben Weg wieder zurückmachen, wenn neue Wurzeln hervortreiben und die alten stärker und größer werden, wenn Stamm und Äste durch Bildung neuer Jahresringe an Umfang zunehmen, wenn Früchte und Samen sich ansetzen und reifen sollen.

Schließlich müssen wir noch einen wichtigen Punkt hervorheben, dem heutzutage viel mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, als dies früher der Fall war: Auch das abgefallene, unter den Kronen der Bäume verwesende Laub ist ein wichtiger Faktor ihres fröhlichen Gedeihens, denn es ist für die Wurzeln der beste Dünger und führt ihnen sämtliche Nahrungsstoffe zu, die der Baum benötigt. So kehren also die Blätter als flüssiger Nahrungssaft wieder in den Baum zurück, dessen Glieder sie einst gewesen; sie hatten nur die Form geändert und feiern nun in voriger Gestalt und in frischem Glanze ihre Auferstehung. Es ist dies eben der ewige Kreislauf des Stoffes, den schon die ältesten Philosophen erkannt hatten, welcher Erkenntnis Ovid in den Versen Ausdruck verleiht:

„Keines verbleibt in derselben Gestalt und Veränderung liebend
Schafft die Natur stets neu aus anderen andere Formen
Und in der Weite der Welt geht nichts — das glaubt mir — verloren;
Wechsel und Tausch ist nur in der Form. Entstehen und Werden
Heißt nur anders als sonst anfangen zu sein und Vergehen nicht mehr
sein wie zuvor."



Erntebetrachtungen.

Das ländliche Leben ist heute keineswegs jene Idylle, wie es von vielen Städtern aufgefaßt wird. Der Landwirt unserer Tage muß einen schweren Kampf ums Dasein kämpfen und es sind ihm zahlreiche Sorgen und Kümmernisse zugemessen. Auf ihn vor allem paßt Goethes Wort:

„Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deshalb haltet euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Bissen gibt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen."

Das behagliche Schaffen, die Freude an der Arbeit, die ehemals besonders mit dem Berufe des Landmannes verbunden waren, sind zum großen Teile geschwunden. Der Landwirt unserer Tage ist nüchtern, sehr nüchtern geworden, und was ihm nicht unmittelbaren Nutzen bringt, sei es in dieser oder jener Gestalt, besitzt für ihn nur geringen Wert. Natürlich gibt es auch Ausnahmen und wir sprechen hier nur vom Durchschnitte. Die schönen, sinnigen Gebräuche bei der Saat und Ernte, der Traubenlese und Hopfenpflücke sowie bei verschiedenen anderen Anlässen kommen daher immer mehr ab. Schade darum! Denn so wahr es ist, daß Herz und Gemüt unendlich höher stehen als der kalte Verstand, ebenso gewiß bedeutet die Vernachlässigung der ethischen Seite der Landwirtschaft gegenüber der technischen einen schweren Verlust an echtem, reinem Menschentum.

Welch schöne Zeit war früher die Zeit der Ernte! Frohe Scharen von Schnittern und Schnitterinnen zogen singend hinaus aufs Feld, um die goldene Gabe der Ceres zu bergen.

„Sicheln schallen,
Ähren fallen
Unter Sichelschall.

Auf den Mädchenhüten
Zittern blaue Blüten,
Freud' ist überall."

„Bis vom Mond beschimmert
Rings die Stoppel flimmert,
Tönt der Erntesang."

Hölty.

Der Landwirt aber blickte frohbewegten und dankbaren Herzens auf den reichen Segen, der ihm beschieden war, und ein Gefühl des Stolzes schwellte seine Brust, daß seinem Berufe an Schönheit kein zweiter gleichkomme.

„Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück:
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen.
Rühmt sich mit stolzem Mund — —"

Schiller.

Wie fernab liegt doch die Zeit, wo die vorstehende kleine Ernteschilderung in jeder Hinsicht zutraf! Heute ist es auf den Fluren ziemlich still:

„Kein Lustgesang der Traubenleserin,
Kein Erntejubel, keines Hirten Flöte,
Kein schmetternd' Horn aus reicher Wälder Grün
Begrüßet da den Stern der Abendröte."

Matthisson.

Auf den Feldern der größeren Besitzer hört man meist nur das eintönige Geräusch der Erntemaschinen und den scharfen Zuruf der Schaffer, welche die phlegmatischen Taglöhner zu größerer Sorgsamkeit oder emsigerem Fleiße antreiben. Der Bauer mit seiner Familie aber obliegt der Erntearbeit nichts weniger als heiter gestimmt. Hinter ihm steht ja die „schwarze Sorge, der selbst der schnellste Reiter nicht entfliehen kann". Kein Halm auf dem Felde ist oft mehr sein eigen und er plagt sich nur für einen anderen, den Wucherer, oder die schlechten, kaum die Erzeugungskosten deckenden Preise drängen ihm unablässig die bange Frage auf: Wie soll es weiter werden?

Daß man unter solchen Umständen auch nicht mehr in der Stimmung ist, den Schluß der Ernte festlich zu begehen, erscheint leicht begreiflich. Wie selten ist z. B. schon der altehrwürdige, tiefbedeutsame Gebrauch geworden, Erntekränze zu winden, wozu der Dichter in den Versen auffordert:

„Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!"

Schiller.

„Mit Blumen will ich dich durchwinden,
Dich schönen Kranz, von Ähren voll,
Und keine Farbe soll sich finden,
Womit dein Gold nicht prangen soll."

Hölty.

Den Hut ab vor dem Wissen und den großen Erfindungen unserer Zeit, aber menschlich schöner und gemütlicher war es doch, als Voß noch schrieb:

„Wenn mit prunkendem Kranze der Segensernte daherziehn,
Sens' und Hark' in der Hand, lustjubelnd Mäher und Jungfrau'n —"

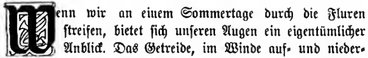
oder als Schiller in seinem herrlichen Liede von der Glocke das Einführen der letzten Garben schilderte:

„Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen.
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz.
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz."

Die Landwirtschaft war seit alters von einem gewissen poetischen Schimmer umflossen und sie erschien den größten Dichtern, von Homer aufwärts bis zu Schiller und Goethe, würdig, in lieblichen Bildern besungen zu werden. Und heute? Wir fürchten sehr, daß es keinen Dichter gibt, der unter den gegenwärtigen Verhältnissen viel Stoff zu solchen poetischen Schilderungen findet. — Hoffen wir aber, daß auch für die Landwirtschaft bald wieder glücklichere Zeiten blühen!



Korngeister.



Wenn wir an einem Sommertage durch die Fluren streifen, bietet sich unseren Augen ein eigentümlicher Anblick. Das Getreide, im Winde auf- und niederwallend, erweckt den Anschein, als ob ein wogender See vor uns läge, dessen grüne Fluten zu einem erquickenden Bade einladen. Diese Vorstellung ist so naheliegend, daß sie sich jedem Spaziergänger ganz von selbst aufdrängt. Für den Landmann, der das Gedeihen seiner Saaten aufmerksam verfolgt, hat die genannte Erscheinung allerdings einen tieferen Sinn. Ihm wird hier ein Stück Geisterwelt der Vorfahren lebendig, die Wald und Feld mit dämonischen Wesen bevölkerten, Tiere und Pflanzen von ihnen beeinflußt dachten. Auch das Getreide hielt man von solchen Geistern bewohnt, und zwar galten sie vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, als Schädiger desselben. Überreste dieser Mythen haben sich vielerorts erhalten, freilich derart verblaßt, daß sich das Volk von deren Ursprung und eigentlicher Bedeutung keine Rechenschaft mehr zu geben vermag.

So sagt z. B. der Bauer im nordwestlichen Böhmen in dem eingangs erwähnten Falle: „Der Wolf (Kornwolf) geht durchs Getreide.“ Bald ist sein Erscheinen segenbringend, dann setzt er hinzu: „Da paaren sich die Halme“; bald unheilvoll, dann spricht er die Befürchtung aus, daß die Ernte keine befriedigende sein werde. Fragt man ihn aber, was er sich denn unter dem Kornwolf vorstelle und was die Ursache seines bald nützlichen, bald schädlichen Wirkens bilde, so wird er die Antwort schuldig bleiben. Und doch ist die Sache ganz einfach, wenn man den Korn- oder Roggenwolf als Personifikation des Windes auffaßt. Seine Doppelwirkung erscheint dann leicht gelöst: Ein sanfter Wind

hilft zur Blütezeit die Ähren befruchten, indem der Blütenstaub dadurch den Narben der Blüte reichlich zugeführt wird. Ein heftiger oder gar zum Sturme anschwellender Wind dagegen zerstreut den Blütenstaub in alle vier Weltgegenden, macht also die Ähren taub oder schartig; außerdem knickt und entwurzelt er viel Halme, reißt später auch eine Menge Körner aus den Hülsen. Da nun das gute Wetter vom schlechten gewöhnlich überwogen wird, so ist es begreiflich, daß der Kornwolf meist als feindlicher Dämon gilt. Gegen sein verderbliches Wirken gibt es, solange das Getreide steht, kein Mittel. Erst bei der Ernte kann man ihm beikommen. Er entweicht dann von Acker zu Acker, bis er endlich in seiner letzten Zufluchtsstätte, in den letzten Halmen, die daher geradezu Wolf heißen, durch die Sense der Schnitter getötet wird. In manchen Gegenden denkt man sich ihn aber auch in den ausgedroschenen Körnern des Getreides weiter lebend und das dürfte folgenden Grund haben: In früheren Zeiten konnten sich bekanntlich die Leute das massenhafte Erscheinen verheerender Insekten und anderer Tiere nur so erklären, daß sie dieselben als unheimliche dämonische Wesen auffaßten, deren man durch kirchlichen Bann oder durch förmliche Prozesse los zu werden suchte, wobei wie in jedem anderen Prozesse Ankläger und Verteidiger auftraten, ein Urteil gefällt wurde u. dgl. m. Nun machte man auf den Schüttböden häufig die Beobachtung, daß die größten Getreidehaufen zusehends schwanden, bis schließlich nur noch Schalen und Kleie übrig waren. Was lag näher, als diese seltsame und unheimliche Erscheinung, deren Ursache lange unbekannt blieb, dem Kornwolfe zuzuschreiben, bezw. diesen als Verderber der Vorräte zu bezeichnen? Als aber später die wirkliche Ursache gefunden, d. h. der im Innern des Kornes verborgene schwarze Kornwurm, bezw. dessen Larve entdeckt wurde, erhielt er vom Volke geradezu den Namen

Kornwolf, welche Bezeichnung für das genannte Insekt noch vielfach üblich ist.

Es entsteht nun die Frage, warum sich der Landmann das im Getreide hausende gespenstige Wesen unter der Gestalt des Wolfes vorstellt. Die Antwort kann nicht schwer sein, wenn wir uns folgendes vergegenwärtigen: Der Wolf ist unter allen Raubtieren das gefräßigste, er ist ein wahrer Nimmersatt; sein Geheul hat etwas Furchtbares, Unheimliches. Auch der glühend heiße Wind fährt mit verzehrender Gier einher, die Vegetation austrocknend und versengend, während das Brausen des Sturmes ganz eigentlich dem schauerlichen Heulen, seine Wirkung aber dem wütenden Angriffe eines reißenden Tieres ähnlich ist. Wenn nun der Bauer seine Saaten eines Tages vernichtet sah, mußte ihn die Unersättlichkeit jenes dämonischen Wesens nicht unwillkürlich auf die Idee bringen, daß es in Gestalt und Eigenschaften dem Wolfe gleiche?

Eine andere gespenstige Erscheinung im Getreide ist die Kornmutter oder Kornmuhme. Sie zeigt sich bald als wohltätig, bald als unheilstiftend. Der Schade, den sie anrichtet, besteht besonders darin, daß sich alle Getreidekörner bei ihrer Berührung in schwarze, giftige Gebilde, das Mutterkorn, verwandeln, weshalb dieses manchenorts auch Kornmutter heißt. Ob letztere Bezeichnung die ursprüngliche, erstere also bloß durch Umstellung der beiden Worte entstanden ist, dürfte schwer zu entscheiden sein. Die Kornmuhme erscheint am liebsten im Sonnenbrande des Mittags, wenn die glühende Luft über den Getreidefeldern zittert.

„Im Mittagsbrande glühend, stumm,
Da gehen Mittagsgeister um."

Immermann.

Dann kocht sie aus dem milchigen Safte der Körner süße Nahrung für den Menschen. Kinder, die Kornblumen pflücken

wollen, warnt man aber vor der Kornmuhme und schildert sie ihnen als ein riesiges, böses Weib, das die Kinder fange und umbringe. Hier ist das dämonische Wesen also zum bloßen Schreckmittel für die unmündige Jugend herabgesunken, ebenso wie oft der Kornwolf. Sie dienen nur noch dazu, dem durch Zertreten des Getreides entstehenden Schaden vorzubeugen.

Man liest häufig in Zeitungsberichten, dieser oder jener habe in einer Versammlung, bei einer Wahl rc. als „Strohmann" figuriert. Nur wenige werden dabei an die ursprüngliche Bedeutung des Wortes denken. Wie die Phantasie des Volkes einen Wassermann schuf, so schuf sie neben der Kornmutter auch einen Kornmann. Er heißt auch der schwarze Mann und die Schnitter rufen sich bei der Ernte, wenn ein Gewitter aufsteigt, oft zu: „Tummelt euch, der schwarze Mann kommt!" Dieser männliche Dämon wird in manchen Gegenden (der Überrest eines alten Gebrauches) in der letzten Garbe eingefangen und daraus ein Strohmann geformt, mit dem man allerhand Possen treibt.

Weit verbreitet ist ferner die Vorstellung von einem verderblichen Korngeiste, dem sogenannten Bilsen- oder Binsenschnitter, welcher, mit Sicheln an den Füßen bewaffnet, durch das Getreide eilt und das Abgeschnittene mit sich durch die Lüfte entführt. Auch bei dieser Gestalt ist der Zusammenhang mit Sturm und Wetter unverkennbar.

Am bekanntesten in Österreich dürfte die Mythe vom Getreidehahn sein, der die Körner aus den Ähren pickt, so daß sie schartig werden. Er wird bei der Ernte mit dem letzten Sensenhiebe in den letzten Halmen getötet. Die symbolische Darstellung der Tötung des Getreidehahnes ist die

noch vielfach übliche, mehr oder minder grausame Sitte des Hahnschlagens, die früher mit der Ernte verbunden war, später aber sich zu einem selbständigen Volksvergnügen herausbildete. Der eigentliche Sinn der Mythe vom gespenstigen Getreidehahn dürfte der sein: Man glaubte, daß der Hahn, besonders einer von schwarzer Farbe, zum Teufel in Beziehung stehe und geheime Kräfte besitze. Es gehört nun wohl keine große Phantasie dazu, um die schwarze Sturm- und Wetterwolke als einen schwarzen Hahn aufzufassen, der den Saaten Verderben bringt. In der Tat findet sich in der Sprache das Bild: Der Sturm oder die Gewitterwolke kommt mit schwarzen Fittichen dahergeeilt. Also auch dieser Aberglaube läßt sich wieder auf Wettererscheinungen zurückführen.

Daß das Wetter unseren Vorfahren so reichen Stoff zu phantastischen Vorstellungen bot, ist leicht begreiflich. Man bedenke nur, welch wichtige Rolle dasselbe im allgemeinen, besonders aber in der Landwirtschaft spielt, wo es gewissermaßen das Um und Auf des ganzen Betriebes, den ersten und wichtigsten Faktor des Gedeihens aller Feldfrüchte bildet! In letzter Linie hängt davon ja auch unsere sämtliche materielle, zum Teile auch geistige Wohlfahrt ab. Wenn daher das Wetter so oft zum Gegenstande der Unterhaltung gewählt, bezw. diese damit eingeleitet wird, so liegt dieser Gewohnheit ein tieferer Sinn zugrunde.



Gerste und Hopfen.

Wenn der Römer irgend eine Arbeit oder Mühe als vergeblich bezeichnen wollte, so pflegte er zu sagen: „Oleum et operam perdidi!“ [1]) Der Ölbaum und das hiervon gewonnene Öl galten ihm eben als das Beste, was sein Land trug, als gnädiges Geschenk der Götter, und wenn selbst das nicht fruchtete, dann war alles verloren! Wir Deutschen sagen in einem ähnlichen Falle: „An der Sache ist Malz und Hopfen verloren!“, damit zugleich andeutend, daß uns Gerste und Hopfen als die vorzüglichsten Erzeugnisse des Bodens erscheinen. Kein Wunder, liefern sie doch das deutsche Nationalgetränk, das von unseren Vorfahren schon zu Cäsars und Tacitus Zeiten aus mächtigen Stierhörnern getrunken wurde!

Trotzdem ist der schäumende Gerstensaft keine germanische Erfindung, sondern nach den Zeugnissen römischer und griechischer Schriftsteller uralt. Plinius bemerkt in seiner Naturgeschichte, daß der Mensch überall dort, wo kein Wein wachse, auf die Idee geraten sei, aus Getreide ein weinähnliches Getränk zu erzeugen. Aber auch sonst wurde die Gerste häufig als Ersatz der Rebentraube verwendet. So bereiteten sich schon die alten Inder und die Hispanier „Gerstenwein“. Auch die Ägypter verstanden das Bierbrauen und ihr Gerstentrank konnte sich nach Diodorus an Wohlgeschmack und Kraft fast mit dem Weine messen. Um das Getränk genießbarer zu machen, benützten sie verschiedene aromatische Zutaten oder Würzkräuter. Bekannt ist die Schilderung Xenophons in seiner Anabasis (dem Zuge der Zehntausend) von dem Gerstenwein der Armenier. In den

[1]) Ich habe Öl und Mühe verloren!

armenischen Dörfern fanden die Truppen Gefäße mit Gerstenwein; die Gerste lag noch darin, bis an den Rand des Gefäßes. Zum Trinken dienten Rohrhalme, durch die der Trinker den Saft in den Mund sog; das Getränk war stark und berauschend, wenn man nicht Wasser zugoß, im übrigen aber für den, der sich daran gewöhnt hatte, sehr lieblich. Auch den Pannoniern, den Bewohnern des heutigen Ungarns, war das Bier wohlbekannt, denn Dio Cassius sagt von ihnen, daß sie ihre Gerste und Hirse nicht bloß essen, sondern auch trinken.

Der Germanen als Liebhaber des braunen Gerstensaftes gedenkt zuerst Tacitus in seiner Germania. Damals war es freilich noch ein trübes, wenig haltbares Getränk, denn Hopfen dem Biere zuzusetzen, wurde erst im späteren Mittelalter allmählich Sitte. Den Alten gänzlich unbekannt, soll diese narkotische Pflanze nach Linné erst zur Zeit der Völkerwanderung nach Europa gekommen sein. Heute ist sie allerdings völlig unentbehrlich geworden und ihr Anbau gegenwärtig so verbreitet, daß nach den statistischen Daten die jährliche Erzeugung den Bedarf bereits weit überschreitet.

Ist der mit dem Laube der Hopfenrebe bekränzte Gambrinus nicht ebenso stattlich wie Bacchus, dessen Schläfe das Laub der Weinrebe ziert? Gewährt ein Hopfengarten nicht einen ebenso schönen, poetischen Anblick wie ein Rebengefilde? Wer z. B. das liebliche Tal, das sich viele Stunden lang in anmutigen Windungen von Liboch a. d. Elbe in Böhmen nach Dauba zieht, an einem heiteren Spätsommertage durchwanderte, wird sich mit Vergnügen der angenehmen Eindrücke erinnern, die diese Gegend auf ihn gemacht hat. In der Mitte des Tales ein von Weiden und Erlen beschatteter Bach; zu beiden Seiten Laub- und Nadelgehölz, mehr oder minder tief an den Berghängen herabsteigend; an der mit Obstbäumen reich besetzten Kaiserstraße bald rechts, bald links

Wiese an Wiese, Hopfengarten an Hopfengarten, nur unterbrochen von langgestreckten Dörfern, klappernden Mühlen — welch ein freundlich-idyllisches Bild! Zu seiner Schönheit tragen aber die Hopfengärten ganz wesentlich bei. Sie bilden oft wahre Wälder, aus deren dunklem Grün die gelblich-grünen Dolden, gleich einem Sturzregen an den Ranken niederrieselnd, in überquellender Fülle dem Beschauer entgegenleuchten. — Der Hopfen ist deshalb auch Gegenstand so mancher Gedichte. So hat z. B. der Naturdichter Anton Fürnstein, geboren 1783 zu Falkenau in Böhmen, ein Gedicht über den Hopfenbau verfaßt, von dem selbst Goethe urteilt, es könne nichts Artigeres geben.

Warum der Stoff, den Gambrinus spendet, vielen der Gabe des Bacchus gegenüber als etwas Minderwertiges oder gar Ordinäres erscheint, ist schwer zu begreifen. In früheren Zeiten, als die Technik der Brauerei noch sehr unvollkommen war und der Gerstensaft noch nicht durch das Lupulin gewürzt und veredelt wurde, mag ja diese Ansicht ganz richtig gewesen sein. So findet sich schon in einer griechischen Anthologie ein Spottgedicht des Kaisers Julian auf das Bier, betitelt: *Εἰς οἶνον ἀπὸ κριθῆς* (Auf den Wein aus Gerste). Auch im späteren Mittelalter hatte das Bier noch viele Feinde. Besonders die Bevölkerung echter Weingegenden war gegen die Bierbrauerei oft sehr erbittert. Im südwestlichen Deutschland wurden, wie wir in alten Chroniken lesen können, wiederholt obrigkeitliche Verordnungen erlassen, die das Bierbrauen auf gewisse Orte beschränkten; der Rat in Reutlingen beschloß sogar 1697, „die Sudelei des Bierbrauens in allweg abzuthun". Wer wollte aber den verschiedenen vorzüglichen Bieren, woran wir heute ja keinen Mangel haben, nicht seine Anerkennung zollen? — Drum: Hoch der Gersten- und Hopfenbau und die „Sudelei des Bierbrauens"!

Der Hopfenbau im „Grünhopfenlande“.

Mit dem Namen „Grünhopfenland“ wird in Böhmen der Bezirk Dauba bezeichnet. Dieser bildet eines der Hauptzentren des Hopfenbaues und Hopfenhandels, und zwar ist hier, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorwiegend die Kultur des Grünhopfens üblich, während der angrenzende Auschaer sowie der Saazer Bezirk sich hauptsächlich dem Anbau des Rothopfens widmen.

Der Bezirk Dauba — die Heimat des Verfassers — ist ein reichbewaldetes Hochland, welches aber von unzähligen tiefen Tälern und Schluchten kreuz und quer durchfurcht und von mehr oder minder hohen Bergen überragt wird. Viele der letzteren trugen einst stolze Ritterburgen, wovon jetzt freilich nur spärliche Reste vorhanden sind. Da das gebirgige Terrain vorherrschend aus Sandstein besteht, so ist es erklärlich, daß manche Partien eine auffallende Ähnlichkeit mit der „Sächsischen Schweiz“ haben. Da starren dem Wanderer steile, festgeschlossene Felswände von schwindelnder Höhe entgegen, dort türmen sich ganze Reihen einzelner Platten übereinander, bald in ununterbrochenem Zuge dahinlaufend, bald durch breite Klüfte gespalten. Lieblich idyllische Täler wechseln mit Tälern von schauerlich wilder Romantik, freundliche Dörfer auf freier Ebene mit wahren Felsennestern und Ortschaften, die tief im Walde liegen, fernab vom Lärm und Treiben der Welt.

Obwohl der Bezirk reich an Bächen und Quellen ist, so leiden doch die höher gelegenen Orte oft empfindlich Mangel an Wasser. In strengen Wintern oder heißen Sommern trocknen hier fast alle Brunnen aus und muß das Wasser mühselig oft stundenweit zugeführt werden. Auch die klimatischen Verhältnisse sind sehr verschieden; während sich

die Täler eines milden Klimas erfreuen, ist das Klima der Hochebenen meist rauh. Es kommt daher nicht selten vor, daß in einem Orte Obst und Getreide um 8—14 Tage früher reifen als in einem anderen, kaum eine Stunde davon entfernten. Die Bewohner beschäftigen sich ausschließlich mit der Landwirtschaft. Hier ist noch ein unentweihtes Stückchen Erde, das noch nicht die Schlote von Fabriken durch ihren qualmenden Rauch verpesten! Allerdings verursacht die Bestellung der Felder in den gebirgigen Teilen große Schwierigkeiten. Wer da sieht, wie der Bauer das karge Erdreich an den Hängen der Berge mit Hacke und Spaten umgräbt, den Dünger in Körben oder Butten hinauf-, die Ernte in gleicher Weise hinabträgt, wird seine Geduld und Unverdrossenheit gewiß bewundern.

Der wichtigste Zweig der Landwirtschaft im Daubaer Bezirke war seit alters und ist noch jetzt der Hopfenbau. In mancher Gegend kann derselbe auf ein Alter von 200 bis 300 Jahren zurückblicken. Die Pflanze findet in dem sandigen Lehmboden der Täler und Gründe, die gegen rauhe Nordwinde geschützt sind, die besten Bedingungen zu ihrem Gedeihen. Sie entwickelt sich hier rasch und üppig, liefert jedoch ein gröberes Produkt als in höheren Lagen, wo ihr Wachstum zwar ein langsames ist, aber die Dolden feiner und gehaltvoller werden. Die Kultur an Stangen herrscht vor, nur in größeren Wirtschaften haben diese den modernen Drahtanlagen Platz gemacht.

Dem Hopfen wird natürlich die sorgsamste Pflege zuteil, die er nach dem alten Sprichworte: „Der Hopfengarten soll jeden Tag seinen Herrn sehen" allerdings wie keine zweite Pflanze erfordert. Er bildet das Um und Auf der Wirtschaft, auf ihn richten sich Aller Gedanken. „Wird er geraten oder mißraten? Wird sein Preis die aufgewendeten Mühen und Kosten auch lohnen?" Diese Fragen sind für den

größten Teil der Bevölkerung von hoher Bedeutung. Mit ängstlicher Spannung werden, während der Hopfen seiner Reife entgegengeht, die Berichte über den Stand desselben in anderen Ländern verfolgt. So vergeht der Sommer unter Hangen und Bangen.

Wie bei den anderen Nutzpflanzen kommt es auch beim Hopfen vor allem auf den richtigen Zeitpunkt der Ernte an. Er darf also weder zu früh noch zu spät geerntet werden. Im ersteren Falle ist das Lupulin oder Hopfenmehl noch nicht ausgebildet und besitzt kein rechtes Aroma, im zweiten befindet es sich schon im Zustande der Überreife und fängt an zu verstäuben; ein weiterer, empfindlicher Verlust beim Pflücken und Dörren des Hopfens ist dann unvermeidlich. In beiden Fällen hat die Ware nur geringen Wert, da der Brauer in ihr ja doch nur das Hopfenmehl bezahlt. Man achtet daher sorgfältig auf die Kennzeichen der Reife. Letztere ist eingetreten, wenn die Dolden sich schließen, eine grünlich-gelbe Farbe annehmen und beim Drucke mit der Hand knirschen oder rauschen. Die genannten Merkmale stellen sich beim Daubaer Grünhopfen gewöhnlich Ende August oder Anfang September ein.

Nun heißt es sich mit der Ernte tummeln, damit der Hopfen nicht etwa an den Stangen verdirbt. Rasch wird daher, was zum Pflücken nötig ist, vorbereitet und eines schönen Morgens, wenn der Tau abgetrocknet ist, mit dem Abnehmen der Pflanze begonnen. Natürlich macht man nicht sofort mit dem ganzen Hopfengarten tabula rasa, sondern nimmt auf einmal nur so viel Reben ab, als in zwei oder drei Tagen gepflückt werden kann. Die Dolden würden sonst an den Ranken verwelken oder durch Schimmel Schaden leiden. Während ein Arbeiter die Hopfenrahmen etwa 30 Zentimeter vom Boden durchschneidet, lockert ein anderer mit dem Stangenheber die ziemlich fest in der Erde sitzenden Stangen,

worauf diese herausgezogen, umgelegt und die Pflanzen abgestreift werden. Dann macht man entsprechend große Bunde, ladet diese auf den Wagen und fährt sie nach Hause. Hier kommen sie in einen kühlen, trockenen Raum zur Aufbewahrung. Den Hopfen an Ort und Stelle im Freien zu pflücken, ist im Daubaer Bezirk nicht üblich, wenn es auch einzelne Ausnahmen gibt. Es erscheint dies schon deshalb untunlich, weil die Hopfengärten oft eine Stunde und noch weiter entfernt von den Bauernhöfen liegen.

Bei der Abnahme des Hopfens werden gleichzeitig gewisse Zwischenfrüchte geerntet, z. B. Bohnen und Kürbisse. Andere Zwischenfrüchte, wie Strünke (Kohlrabi), Meerrettig, Rüben, bleiben dagegen für eine spätere Zeit vorbehalten. Die Hopfenstangen läßt man vorläufig, so wie sie aus dem Boden gezogen wurden, in den Zeilen liegen. Erst wenn die Pflücke beendet ist, geht es ans „Stangentragen", d. h. die Stangen werden, und zwar in den Hopfengärten selbst, in Pyramiden geschichtet oder in Kegel aufgestellt. Die letztgenannte Form ist jedenfalls vorteilhafter, denn das Regenwasser kann hier schneller ablaufen und die Stangen, in denen immerhin ein schönes Stück Geld angelegt ist, unterliegen nicht so bald dem Verderben.

Zu dem Werke des Hopfenpflückens werden alle verfügbaren Hände aufgeboten, damit die Arbeit so rasch als möglich von statten gehe. Man möchte längstens in vierzehn Tagen damit fertig sein. Alle Hilfskräfte, die jetzt regelmäßig wie die Zugvögel aus den Gegenden erscheinen, wo es keinen Hopfen gibt, finden daher gern Aufnahme. Gepflückt wird je nach der Witterung entweder im Hofe oder in der Scheuer, sehr oft auch in der Bauernstube. Gewöhnlich nimmt man auch die Nacht zu Hilfe und arbeitet bei Lampenlicht bis 10 oder 11 Uhr. Die Leute sitzen hiebei im Kreise um den Hopfen, bezw. auf den längs den Wänden angebrachten

Bänken, zur Rechten irgendein Gefäß für die „Hopfenhäuptel“: einen Korb, eine Futterschwinge, ein Faß, eine Wanne u. dgl. Bei Kindern tut's auch ein Topf oder eine Backschüssel.

Es werden immer je ein oder zwei Bund Hopfen hereingebracht und mit der Hopfensichel in etwa 1 Meter lange Reiser zerschnitten. Von dem Haufen nehmen nun die Pflücker nach Belieben. Selbstverständlich bevorzugt jeder solche Reiser, welche reich mit Dolden besetzt sind, also wenige Blätter haben. Es pflückt sich nicht nur angenehmer, als wenn man einzelne, spärliche Dolden, zwischen vielem Blattwerk versteckt, mühsam heraussuchen muß, sondern es füllen sich auch eher die Geschirre. Das ist besonders für Akkordarbeiter von Vorteil, da sie ja nach der Anzahl der vollgepflückten Körbe usw. entlohnt werden. In der Regel wird jedoch gegen Taglohn und Kost gearbeitet. Hat sich unter den Reisern schon viel Abfall an Dolden und Blättern angesammelt, so knien oder setzen sich die Pflücker rings um denselben, um „die Sau zu klauben“. Das heißt: die Dolden werden herausgelesen, während das Übrige als Kehricht auf die Düngerstätte wandert.

Der verständige Hopfenbauer achtet bei der Pflücke unter anderem besonders darauf, daß die Leute rein pflücken, d. h. keine Blätter und verlaubte Dolden (sogenannte Narrenköpfe, wahrscheinlich die Folge allzu üppigen Wachstums) mit abstreifen, weil diese dem Biere einen unangenehmen Geschmack geben. Mancher sich für pfiffig Haltende sucht freilich dadurch die Menge seines Produktes zu vermehren, erfährt aber später, daß er sich mit seiner Pfiffigkeit nur selbst geschadet hat. Denn eine solche Ware ist, falls sie in guten Hopfenjahren überhaupt einen Käufer findet, minderwertig und kann einer kritischen Prüfung nicht Stand halten.

Ist das Gefäß eines Pflückers bereits voll, so entleert es die Bäuerin in einen großen Korb; ist auch der gefüllt,

so trägt sie ihn auf die „Bühne" (Dachboden), um hier den Hopfen in dünnen Schichten zum Trocknen auszubreiten. Auf diese Weise sammelt sich hier von Tag zu Tag ein größerer Vorrat an aromatischer Ware an, bis endlich die letzte Fuhre Hopfen geholt und der letzte Korb auf den Boden getragen wird. Die Hopfenpflücke ist nun zu Ende. Damit aber das Sprichwort: „Ende gut, alles gut" zu seinem Rechte kommt, muß für die Pflücker zum Abschiede noch ein reichliches Mahl, die sogenannte „Henkermahlzeit" hergerichtet werden, bei dem es sehr lustig zugeht und woran sich gewöhnlich ein Tanz anschließt.

Das Trocknen oder Dörren hat großen Einfluß auf die Qualität des Hopfens. Man verwendet hiezu wohl schon häufig Hurden aus Rohr und Leinwand oder auch künstliche Dörren, im allgemeinen aber ist noch die alte Art des Trocknens üblich. Die Dolden werden nämlich in dünnen Schichten auf die luftigen Dachböden geschüttet und täglich ein- oder zweimal vorsichtig gewendet, um keinen Verlust an Hopfenmehl herbeizuführen. Bei schönem Wetter sind sie nach zwei bis drei Tagen halbtrocken, werden nun in niedrige Kämme zusammengekehrt und endlich nach völliger Trocknung in große Haufen vereinigt. Übrigens dienen zum Dörren des Hopfens auch andere, mehr oder minder passende Räume: Schüttböden, Schlaf-, Mehl- und Speisekammern, „Gänge" (Pawlatschen), Scheuertennen usw. Wenn möglich, mietet man auch noch Räumlichkeiten. Überall in den Bauernhäusern von oben bis unten Hopfen, nichts als Hopfen! Alles erscheint mit seinem scharfen aromatischen Geruche gesättigt und selbst in den Speisen ist er zu schmecken.

In den Haufen bleibt der Hopfen gewöhnlich so lange liegen, bis ein Händler, bezw. Käufer kommt, oder er wird auch sofort eingesackt. Das geschieht einfach derart, daß man den oberen Saum der Hopfenzieche um einen Reifen wickelt,

mit Spagat befestigt und dann den Sack von der Öffnung der Falltür frei auf den Fuß der Bodentreppe hinabhängen läßt. Selbstverständlich muß der Reifen durch kreuz und quer gelegte Bretter eine feste Stütze erhalten. Nachdem einige Körbe Hopfen in den Sack geschüttet worden, kriecht ein Mann, der „Hopfentreter", hinein und tritt, während weitere Ladungen über dessen Kopf und Schultern niedergehen, den Hopfen gleichmäßig fest, bis die Zieche voll ist und nur so viel von der Leinwand übrig bleibt, daß sie mit Spagat zugenäht werden kann. Die Ballen kommen nun an einen trockenen Ort. Waren die Dolden beim Sacken nicht vollständig trocken, so droht ihnen die Gefahr der Selbsterhitzung und infolgedessen das Braun- und Schimmligwerden, d. h. gänzliche Entwertung. Um dieser Gefahr vorzubeugen, ist es notwendig, daß sich der Bauer täglich von dem Zustande seines Produktes überzeugt. Dies geschieht mittelst langer hölzerner Speile oder, noch besser, eiserner an einem Ende zugespitzter Stäbe, welche in die Ballen hineingesteckt werden. Durch Herausziehen und Befühlen derselben läßt sich die Temperatur im Innern jederzeit kontrollieren. Sind sie warm, so darf man keinen Augenblick zögern, die Seitennaht der Zieche aufzutrennen, den Hopfen auszuschütten und von neuem zu trocknen, wobei es freilich nicht ohne große Verluste an Lupulin usw. abgeht. Jeder Landwirt, der einmal auf diese Weise zu Schaden gekommen ist, wird sich daher hüten, seine Ware früher einzusacken, ehe sie vollkommen trocken geworden ist. Er hat hiefür zwei Kennzeichen: Erstens muß der Stiel der Dolden beim Umbiegen abbrechen, zweitens muß sich der Hopfen, wenn man eine Handvoll zusammenballt, nach dem Aufhören des Druckes von selbst wieder aufblähen.

Der Hopfenhandel des Bezirkes Dauba ist ein sehr lebhafter und bedeutender. Schon während der Pflücke durch-

ziehen, namentlich wenn die Preise fortwährend steigen, zahlreiche Händler die Gegend, um Geschäfte abzuschließen. Die Hauptzeit des Hopfenhandels ist aber die Zeit von Mitte September bis Ende Oktober, wo in der Stadt Dauba wöchentlich Hopfenmärkte stattfinden. Letztere werden von den Produzenten sehr stark beschickt und von den Händlern (meist Großhändler und Exporteure) ebenso stark besucht. Von dem verkauften Hopfen geht ein großer Teil nach England, besonders mittlere und minder feine Ware. Den feineren Hopfen setzen die Händler an inländische Brauereien ab.

Der Preis des Grünhopfens wechselt in den einzelnen Jahrgängen bedeutend. Den höchsten Preisstand hat er im Jahre 1860 erreicht, denn damals wurden für einen Zentner (56 *kg*) über 300 Gulden gezahlt. Seitdem erzielte er nur noch zwei- oder dreimal ähnliche hohe Preise (200 bis 300 Gulden). Dazwischen gab es auch Jahre, wo sich der Preis des Hopfens nicht über 5—15 Gulden erhob.

Schließlich sei noch erwähnt, daß in früherer Zeit an vielen Orten des Daubaer Bezirkes auch Weinbau getrieben wurde, worauf der häufige Flurname „Weinberg" hindeutet. Gegenwärtig wird Wein nur noch bei Wegstädtl und Liboch an der Elbe gebaut. In dem letztgenannten Orte besitzt die Herrschaft Liboch prachtvolle, terrassenförmig angelegte Weinberge. Der hier erzeugte Wein ist derselbe wie der in dem benachbarten Melnik produzierte und kommt auch unter der Marke „Melniker" in den Handel.



Die Bohne.

Von den drei Schwestern aus der Familie der Leguminosen, der Bohne, der Erbse und der Linse, hat es die erstere wegen ihrer zahlreichen Sippschaft und hohen Nährkraft unstreitig zu dem höchsten Ansehen gebracht. Doch wollen wir uns hier nicht mit dem materiellen Nutzen befassen, den sie während ihres Lebenslaufes als Schnabelweide für Tier und Menschenkind bietet, sondern ihr Sein und Wesen von einem anderen Standpunkte, von jenem der Kulturgeschichte beleuchten.

Die Bohne kann auf ein sehr achtbares Alter zurückblicken, denn sie trat ihr Erdenwallen als Kulturpflanze schon vor vielen Tausend Jahren an. In China war ihr Anbau bereits um das Jahr 2800 v. Chr. verbreitet und auch in Indien und Ägypten geht die Kultur der Pflanze in eine frühe Zeit zurück. Von Ägypten aus wurde sie dann nach Europa, und zwar zunächst nach Griechenland und Italien eingeführt. Bei Homer wird z. B. die Bohne öfter erwähnt, einmal in der Ilias in einem Vergleiche: Helenus, der Sohn des Priamus, hat auf Menelaus einen Pfeil abgeschossen; dieser aber springt von der Rüstung ab, „wie beim Wurfen im Wehen des Windes die gesprenkelten Bohnen auf geräumiger Tenne aufhüpfen". Die praktischen Römer bauten die Bohnen auch als Zwischenfrucht und zur Gründüngung an, denn sie erkannten sehr bald, daß bei dem fortgesetzten Anbau der Brotfrucht, des Weizens, die Erträge immer geringer wurden und kaum mehr die Ernte lohnten. Columella empfiehlt daher den Wechsel mit verschiedenen Pflanzen und dort, wo Mangel an Dünger herrsche, die Zwischenkultur und das Unterpflügen von Lupinen, Bohnen, Erbsen, Linsen und Wicken. Es werde danach der Weizen

um so besser gedeihen. Ebenso sagt Plinius: Solum, in quo faba sata est, laetificat stercoris vice, das heißt: Ein Boden, auf dem Bohnen angebaut wurden, wird kräftig, wie wenn er eine Düngung erhalten hätte.

In Griechenland und Italien bildeten die Bohnen schon früh ein beliebtes Volksgericht, ja sie wurden in einigen Gegenden so leidenschaftlich gegessen, daß sie die eigentliche Brotfrucht zum größten Teile verdrängten. Plinius berichtet von den Völkerschaften, welche am Flusse Po wohnten, „sie könnten ohne Bohnen nun einmal nicht bestehen". Man darf sich daher nicht wundern, daß die Römer und Griechen auch einen „Bohnengott" verehrten. So stand auf dem Wege von Athen nach Eleusis ein kleiner, dem Kyamites (Bohnengott, von *κύαμος* auch *πύανος* = Bohne) geweihter Tempel. Ein Beweis für die Wertschätzung der Bohnen im Altertum ist wohl auch der Umstand, daß das alte römische Patriziergeschlecht der Fabier seinen Namen von dieser Hülsenfrucht (faba) entlehnte.

Auch bei verschiedenen religiösen Gebräuchen spielten die Bohnen eine wichtige Rolle. Bei dem griechischen Feste der Pyanepsien (Bohnenfest), das dem Apollo zu Ehren gefeiert wurde, bestand eine wichtige Zeremonie darin, daß die Teilnehmer dem Gotte ein Bohnengericht opferten. In Rom gab es eine Gottheit Carna als Schutzgöttin der inneren Lebensorgane, weshalb man an ihrem auf den 1. Juni fallenden Feste kräftige Speisen, besonders Bohnenbrei mit Speck, aß und ihr opferte. Merkwürdige Zeremonien fanden an den Lemurien (dem Totenfeste) an drei Tagen in der ersten Hälfte des Mai statt. Unter Lemuren verstand man nämlich die Seelen der Verstorbenen, und zwar vorzugsweise der bösen, die man sich als umherirrende, tückische nächtliche Gespenster dachte. Zu ihrer Sühnung oder Bannung brachten ihnen die Hausväter in den Mitternachtsstunden der er-

wähnten Tage schwarze Bohnen dar, wobei sie gewisse Beschwörungsformeln hersagten. Die Anwesenden warfen dann die Bohnen abgewandten Gesichtes hinter sich.

Anderseits galten die Bohnen vielfach als unrein und ihr häufiger Genuß als verdummend. Nach Herodot enthielten sich die höheren Kasten in Ägypten aus diesem Grunde des Genusses derselben. Einer ähnlichen Ansicht huldigten Pythagoras und Plato, die ihren Schülern das Essen von Bohnen, ja sogar das Betreten von Bohnenfeldern untersagten. Auch bei den Römern betraf dieses Verbot die Priester gewisser Gottheiten, besonders des Jupiter (Flamines Diales). Man hat dahinter verschiedene mystische Gründe gesucht. Unserer Ansicht nach liegt der Grund einfach darin, daß die Bohnen zu den stark blähenden und schwer verdaulichen Nahrungsmitteln gehören, daher einen sehr kräftigen Magen und viel Bewegung verlangen. Personen mit sitzender Lebensweise sind sie jedenfalls nicht zuträglich, verursachen Beklemmungen und Beängstigungen und — was bei den genannten Philosophen und Priestern vorzüglich ins Gewicht fiel — hemmen oder erschweren das freie Denken. Letzteres gilt auch von dem Dufte der Bohnenblüten, der zwar süß und lieblich ist, jedoch bei längerem Einatmen betäubend wirkt. Darum sagt man von einem Menschen, der schwer begreift oder seiner Geisteskräfte nicht ganz mächtig ist: „Er hat Bohnen gegessen" oder „Er sitzt in den Bohnen". Die griechischen und römischen Komödiendichter behandeln den Herakles mit Vorliebe als plumpen Hanswurst, der sich an seiner Lieblingsspeise, dem Bohnenbrei, ganz dumm gefressen hat. Köstlich sind seine Figur und die Anspielungen auf seine Gefräßigkeit in dieser Hinsicht z. B. in den „Fröschen" des Aristophanes. Auch das Stroh unserer Hülsenfrucht steht bekanntlich in keinem guten Rufe; schon der alte Hans Sachs sagt von einem Grobian: „Er ist gröber denn Bonstroh". Das Sündenregister

der Bohne ist damit aber noch nicht zu Ende. Wer würde es der sonst so biederen Frucht ansehen, daß sie einmal sogar schändlichem Wahlschwindel Vorschub geleistet hat? „Von Bohnen leben" — dieser Ausdruck scheint zwar ganz unverfänglich zu sein und etwas sehr Lobenswertes: eine einfache Lebensweise zu bezeichnen, bedeutete aber im alten Athen einen schimpflichen, unerlaubten Erwerb. Die Athener gebrauchten den erwähnten Ausdruck nämlich von jenen, die bei der Wahl von Magistratspersonen in den Volksversammlungen, welche durch die Abgabe von weißen und schwarzen Bohnen geschah, ihre Stimme um schnödes Geld verkauften. Man nannte sie in derber Weise auch „Bohnenfresser".

Doch decken wir den Mantel der christlichen Liebe über die schwachen Seiten der guten Bohne und halten wir uns mehr an ihre Lichtseiten! Gibt es etwas Zarteres und Lieblicheres als die feuerrote Blüte der Pflanze oder einen schöneren Anblick als eine Laube, „von blühenden Bohnen umduftet?" In Shakespeares „Sommernachtstraum" haben die vier Elfen, welche den Elfenkönig Oberon und seine Gemahlin Titania bedienen, die bezeichnenden Namen: Motte, Spinnweb, Senfsamen und Bohnenblüte. Das schnelle Wachstum des Bohnenstengels und die Höhe, die er erreicht, boten auch zu verschiedenen Märchen Anlaß, so z. B. zu dem Märchen vom „Hans und dem Bohnenstengel". Hansens Mutter, eine arme Witwe, deren Mann von dem Himmelriesen erschlagen worden ist, sendet ihren Sohn aus, um eine Kuh zu verkaufen. Der Fleischhauer gibt ihm dafür einige bunte Bohnen, die ihm so gefallen, daß er sie im Triumphe nach Hause bringt. Die Mutter ärgert sich darüber und wirft sie verächtlich weg. Aber schon am nächsten Tage sind daraus Ranken geworden, die bis zum Himmel reichen. Hans klettert daran empor, geht zu dem Hause des Riesen, nimmt

ihm seine Henne, die goldene Eier legt, nebst anderen wunderbaren Dingen weg und läßt sich dann an den Ranken wieder zur Erde hinab. Der Riese folgt ihm, aber Hans durchschneidet die Ranken und der Riese stürzt kopfüber in einen Brunnen, worin er ertrinkt. Dieses Märchen ist wohl nichts anderes als eine Verstümmlung der bekannten sinnigen Sage von dem Sonnenfänger. — Ein ganz artiges Märchen knüpft sich auch an den schwarzen Nabel der Bohne: Ein Strohhalm, eine glühende Kohle und eine Bohne schlossen einst Freundschaft und faßten den Plan, sich miteinander die Welt anzusehen. Sie waren aber noch nicht weit gekommen, als sich ihnen ein Hindernis in Gestalt eines Baches entgegenstellte. Da beratschlagten sie, wie sie am besten an das andere Ufer kommen könnten, und gelangten zu folgendem Entschlusse: Der Strohhalm sollte sich quer über den Bach legen, so daß er mit seinen Enden die beiden Ufer berührte und so eine Brücke bildete. Über diese sollten die Kohle und die Bohne schnell setzen. Gesagt, getan! Als nun aber die Kohle, welche zuerst hinüberschritt, in der Mitte des Baches angekommen war, wurde sie von dem Rauschen des Wassers derart erschreckt, daß sie in ihrem Laufe innehielt. Dadurch fing der Strohhalm Feuer und verbrannte, während die Kohle in den Bach fiel und zischend den Geist aufgab. Dieser Anblick brachte die Bohne so zum Lachen, daß ihr der Bauch platzte. Sie wäre daran auch verendet, wenn nicht zufällig ein Schneidergesell des Weges gekommen wäre und ihr die Wunde zugenäht hätte. Da er aber aus Versehen schwarzen Zwirn genommen hatte, so haben die Bohnen seither eine schwarze Naht.

Schließlich sei noch eines Gebrauches erwähnt, der ohne Zweifel den römischen Saturnalien nachgebildet ist, an denen bekanntlich die Erinnerung an die ursprüngliche Gleichheit aller Menschen zum Ausdrucke kam, die Sklaven von den

Herren bedient wurden, ihnen die freieste Sprache gegen diese erlaubt war usw. Es handelt sich hier um das sogenannte Bohnenkönigfest, wie es noch heute in einzelnen Gegenden Frankreichs, Englands und Deutschlands in kleineren Kreisen gefeiert wird. Dieses Fest fällt auf den Dreikönigstag (6. Jänner). Bei dem Mahle wird ein Kuchen aufgetragen, in den eine Bohne gebacken ist und welchen man in so viele Teile zerschneidet, als Gäste anwesend sind. Jeder bekommt einen Teil; wer das Stück mit der eingebackenen Bohne erhält, wird zum Könige des Festes (Bohnenkönige) ausgerufen. Er wählt sich eine Königin und bekommt einen Hofstaat und eine Krone von Goldpapier. Jeder Anwesende muß ihn bedienen, ihm mit Ehrfurcht begegnen und den Titel „Majestät" geben. Wenn er trinkt, rufen alle im Chor: „Der König trinkt!" In früheren Zeiten wurde während des Gastmahles, wobei es sehr lustig herging, das „Bohnenlied" gesungen, ein altes, jetzt verschollenes Volkslied, von dessen Inhalt nur noch bekannt ist, daß es vom leichtsinnigen Leben handelte. Davon stammt die Redensart: „Es geht über das Bohnenlied", wenn man etwas bezeichnen wollte, was in irgend einer Weise das Maß überschritt.

Die verschiedenen anderen Redensarten und Sprichwörter, welche die Bohne zum Gegenstande haben, sind zu bekannt, als daß wir nötig hätten, sie hier anzuführen und näher zu erläutern.



Die Kartoffel.

Die Ausstellung für Spiritusverwertung, welche im Jahre 1904 in Wien stattfand, konnte wohl mit Recht als eine Verherrlichung der Kartoffel bezeichnet werden. Mit Staunen sah der Besucher, was in der unscheinbaren, viel geschmähten Knolle alles steckt, staunend betrachtete er auch das ungeheure Rüstzeug, mit dem man ihr zu Leibe geht, damit sie ihre wahre Natur offenbare. Man wird in Zukunft mehr Respekt vor dem Aschenbrödel unter den Pflanzen haben müssen, denn in der simplen Nahrung für Vieh und Menschenkind und der berüchtigten „Schnapslieferantin" ist eine unerschöpfliche Quelle von Wärme, Licht und Kraft verborgen, die der ausgedehntesten Benützung wert ist. Wir haben hier wieder einmal die Geschichte vom „verkannten Genie", das noch große Leistungen erwarten läßt. Jedenfalls hat die Spiritusausstellung vieles zur Ehrenrettung der Kartoffel beigetragen.

Die Kartoffel ist aber nicht bloß in praktischer Hinsicht — wie uns dies auf der Ausstellung vor Augen geführt wurde — ein Gegenstand nützlicher Betrachtung, sondern sie verdient es auch, daß wir ihrer idealen Seite, ihrer Charakteristik in Wort und Lied einige Aufmerksamkeit schenken.

Es gibt wohl wenige Früchte, die sich hinsichtlich der Mannigfaltigkeit des Namens mit der Kartoffel messen können. Ihr botanischer Name ist bekanntlich Solanum tuberosum esculentum (eßbarer knolliger Nachtschatten); er stammt von dem Botaniker Kaspar Bauhin, welcher im XVI. Jahrhundert lebte. Deutsch nannte Bauhin die Staude Grüblingsbaum, Knollenbaum. Ein anderer Botaniker, Peter Laurenberg, gab ihr im Anfang des XVIII. Jahrhunderts den Namen Erdbirne. Wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Trüffeln wurden die

Knollen zu derselben Zeit in Italien tartufoli genannt, welche Bezeichnung auch in die deutsche Sprache überging. So heißt es in dem 1727 herausgegebenen Handelslexikon von Hübner: „Tartuffeln: ein neues Gewächs aus Peru, zu unterscheiden von den Erdmorcheln, die von den Welschen auch Tartuffeln genannt werden; sie gehören unter das Geschlecht der Nachtschatten". Aus dem Worte Tartuffel entstand später, der leichteren Aussprache wegen, Kartoffel oder abgekürzt Toffel. Andere Ausdrücke sind: Grundbirne, Jakobsbirne oder Jobsbirne (weil zu Jakobi die Frühkartoffeln reifen), Knollen, Pataken (Bataten), Erdapfel usw. Der Name Erdapfel ist eigentlich der passendste und wird, obwohl in der Schriftsprache gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts der Name Kartoffel die Oberhand gewann, noch heute allgemein vom Volke festgehalten.

Im allgemeinen genießt die Kartoffel kein besonderes Ansehen, denn mit ihr wird alles verglichen, was plump und gemein ist. Ein Beweis dafür sind z. B. die Ausdrücke: Kartoffelnase, Kartoffelgesicht. Auch das Sprichwort: „Die Erdäpfel rechnen sich gern zum Obst", stellt ihr kein günstiges Zeugnis aus. Dasselbe gilt von dem Verse:

„Kartoffeln füllen wohl den Balg,
Geben aber keinen Talg",

das heißt, sie verleihen dem Körper keine Kraft. Ferner dient die Kartoffel in sprachlicher Beziehung zu mancherlei spöttischen Scherzen: Die Leute aus dem böhmischen Erzgebirge, deren einzige Nahrung diese Frucht oft bildet, nennt man z. B. Kartoffelwänste, den bayerischen Erbfolgekrieg, der gerade in die Zeit der Kartoffelernte fiel und sich auf unblutige Streifzüge und Fouragierungen beschränkte, den Kartoffelkrieg. Gekochte oder gebratene Kartoffeln in der Schale heißen Kartoffeln in der Montur, in Deutschland Pellkartoffeln (vom

Lateinischen pellis = Fell). Anderseits gelten sie als eine zwar einfache, aber gesunde und schmackhafte Speise, die man jeden Tag essen kann, ohne ihrer überdrüssig zu werden; daher die Sprichwörter:

„Kartoffeln, ist der Bauern Sage,
Schmecken alle Tage."

„Bei Kartoffeln und Brot
Leidet der Bauer keine Not."

Auch Johann Gottlieb Seume spricht in „Mein Sommer" von einem „guten Kartoffelgericht" und der wackere „Wandsbecker Bote", Matthias Claudius, setzt ihnen im „Kartoffellied" ein Denkmal:

„Schön rötlich die Kartoffeln sind
Und weiß wie Alabaster!
Sie däu'n sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Weib und Kind
Ein rechtes Magenpflaster."

Unsere Knolle ist weiters das Sinnbild der Ehrlichkeit; bei ihr weiß jeder, wie er dran ist, während die Zusammensetzung und Qualität vieler anderen Speisen oft in tiefes Dunkel gehüllt sind. In der oben erwähnten Schrift sagt deshalb Seume an einer Stelle: „Ich denke noch manches ehrliche Kartoffelgericht in meinem Vaterlande zu essen". Freilich, die alte Frau, die zeitlebens nicht aus der Stadt herausgekommen war und in landwirtschaftlichen Dingen einem neugeborenen Kinde gleich, hatte darüber eine andere Meinung, denn sie witterte auch hier Lug und Betrug und ihre ständige Klage lautete: „Sie machen die Kartoffeln alle Jahre kleiner; als ich noch ein Mädel war, waren sie viel größer". Dieses alte Mütterchen wäre auch imstande gewesen, das Sprichwort von den „dümmsten Bauern, welche die größten Kartoffeln haben", für bare Münze zu nehmen und bei solchen Bauern

einkaufen zu wollen. Ohne Zweifel liegt aber in dem Sprichwort eine gewisse Hochschätzung der Kartoffel, wenigstens der gutgeratenen, da es nichts anderes ist als eine Umschreibung des Bekannten: „Der Dumme hat 's Glück." Ein anderes Sprichwort, das sich auf die Anbauzeit der Frucht bezieht und vor zu zeitiger Anpflanzung warnt, erscheint dagegen sehr beherzigenswert. Die Kartoffel spricht nämlich von sich selber:

„Legst du mich im April,
Komm' ich, wann ich will;
Legst du mich im Mai,
Komm' ich glei.

Es ist eigentlich merkwürdig, daß die Kartoffelpflanze, die doch wohl kaum als das Sinnbild der Anmut gelten kann, von den Dichtern wiederholt besungen wurde. Wir haben schon oben das „Kartoffellied" von Claudius erwähnt und zitieren hier weiters einige begeisterte Verse von Karl Gerok:

„Blühendes Kartoffelkraut,
Sanft vom Sommerwind umkost,
Immer, wann ich dich geschaut,
Warst du mir ein Augentrost.
Mit der Büsche Laubgezelt,
Mit der Blüten Rötlichblau
Hebst du wie ein Blumenfeld
Dich hervor aus grüner Au."

Bekanntlich gab es eine Zeit, wo fast jeder deutsche Poet ein „Rheinlied" dichten zu müssen glaubte. Der sächsische Dichter Alexander Soltwedel sah sich dadurch veranlaßt, das Hauptprodukt seiner Heimat, die Kartoffel, zu besingen und ein „Pellkartoffellied" als Gegenstück zu den Rheinliedern zu verfassen. Das Lied besteht aus neun Strophen und es seien davon drei mitgeteilt:

„Bei uns, bei uns, in unserm Niedersachsen,
Dem Rebenruhm versagt,
Ließ Gott der Herr ein Wunderkräutlein wachsen,
Das männiglich behagt.

Da blüht es hin, wie unsre Flur bescheiden,
Weiß, rot und blau zu schau'n.
O laßt uns nie den Rebenstrom beneiden,
Wenn wir Kartoffeln bau'n!

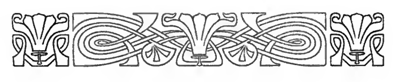
Sie dampfen herrlich aus der irdnen Schale
Auf unserm Tisch; wir sind
Beim einfach frohen Pellkartoffelmahle
Für Frankreichs Küche blind."

Die Kartoffel hat aber nicht nur ihren Sänger gefunden, sondern es sind ihr auch von den Mächtigen der Erde große Ehren zuteil geworden. Kaiser und Könige haben sich für sie lebhaft interessiert und ihrer Einführung mit allen Mitteln den Weg geebnet. Wir erinnern nur an den preußischen König Friedrich II., der seine Untertanen sogar mit dem Aufgebote von Soldaten zum Anbau des von ihm als höchst nützlich erkannten Gewächses zwang. Auch der französische König Ludwig XVI. nahm die Kartoffel in seinen Schutz. Als der Pariser Apotheker Parmentier, dem das Hauptverdienst um die Einführung des Kartoffelbaues in Frankreich gebührt, von den ausgedehnten Kartoffelfeldern, die er mit Unterstützung des Königs angelegt hatte, die ersten Blüten an den Hof brachte, da fanden diese solchen Anwert, daß sie der König und die anderen Herren des Hofes in den Knopflöchern, die Königin und die Hofdamen aber im Bukett trugen. Und als die Ernte begann, sagte König Ludwig zu Parmentier: „Sie haben das Brot der Armen entdeckt; Frankreich wird es Ihnen einst danken." Damals dachte man an die amerikanische Frucht nur als billiges Volksnahrungsmittel für den Fall einer Hungersnot. Aber wie die

ganze Welt, so ist auch die Kartoffel seitdem fortgeschritten und hat, wie die Spiritusausstellung dartat, eine geradezu verblüffende Leistungsfähigkeit gezeigt.

Nun Glück auf, du biedere Knolle! Vielleicht bewahrheitet sich an dir noch der Spruch, daß die letzten die ersten sein werden. Die Landwirtschaft setzt auf dich große Hoffnungen; sei ihr also nach wie vor eine wackere Stütze und trage redlich dein Scherflein dazu bei, daß sie wieder von neuem aufblühe!





Wein-, Obst- und Gartenbau.

Der Weinbau in den Geoponicis.

Es ist bekannt, daß im Altertum unter den verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft besonders dem Weinbau große Sorgfalt und Pflege gewidmet wurden. Wir finden daher auch bei den landwirtschaftlichen Schriftstellern und besonders in der Sammlung der Geoponica über Weinkultur und Weinbereitung eine Menge von Vorschriften aufgezeichnet.[1])

Was zunächst die Kultur des Weinstockes betrifft, so wird dieselbe im vierten und fünften Buche der Geoponica in der ausführlichsten Weise behandelt. So vortreffliche Ratschläge gerade in diesem Abschnitte erteilt werden, so begegnen wir doch schon hier jenen raffinierten Künsteleien und Umkehrungen der Ordnung der Natur, die für den Obst-, Wein- und Gartenbau der damaligen Zeit charakteristisch sind.

[1]) Vergl. „Der Ackerbau in den Geoponicis", S. 23.

Man begnügte sich nicht mehr mit den von der Natur freiwillig gebotenen Früchten, sondern legte ihr, fortwährend auf neue Gaumenreize sinnend, gewissermaßen Daumenschrauben an und erzwang Produkte, deren Hervorbringung sie niemals gewollt hat, oder dachte sich dieselben wenigstens als möglich.

Da lesen wir z. B. von Trauben ohne Kerne, erzeugt durch Unterbrechung des Markes der Reben, von Myrten-, Kirsch- und Oliventrauben, dadurch hervorgebracht, daß man auf Myrten-, Kirsch- und Ölbäume Schößlinge von Reben pfropfte. Da finden wir weiter als ganz besondere Sorten die Theriak- und die Purgierrebe angeführt sowie Anweisungen zu ihrer Herstellung: Man entfernte nämlich einen Teil des Markes und füllte dafür Theriak und Nieswurz hinein. Der Theriakwein galt als Heilmittel gegen Schlangenbiß, während der aus der Purgierrebe gewonnene als Abführmittel diente. Ferner wird Anleitung erteilt, wie vorzugehen sei, damit derselbe Zweig weiße und schwarze Trauben zugleich trage usw.

In dem Kapitel über das Pfropfen der Reben ist ein Verfahren beschrieben, das mit unserem „Ablaktieren“ [1]) große Ähnlichkeit hat; die Stelle lautet: „Die beste Art des Pfropfens scheint mir die mittelst Durchbohrung zu sein, denn es bleibt hiebei die Rebe, auf welche gepropft wird, inzwischen nicht müßig, sondern trägt wie bisher und andererseits erstarkt zugleich das Edelreis, nachdem es angewachsen, da die Rebe durch die Bohrung weder verletzt noch durch den Verband zusammengepreßt wurde. Es besteht aber diese Methode darin: Man durchbohrt den Stamm der Rebe mit dem gallischen Bohrer, biegt einen Trieb der nächsten besseren Rebe heran und steckt ihn durch die Oeffnung, ohne ihn aber

[1]) Absäugeln, eine Art des Pfropfens durch Einlassung eines Zweiges eines edlen Baumes in den nahen Stamm eines jungen Wildlings.

vom Mutterstocke abzuschneiden; denn so wird das Pfropfreis sowohl von der alten Mutter ernährt und wächst zugleich mit der Rebe, die es aufnahm, zusammen. Die Verwachsung aber findet innerhalb zweier Jahre statt; dann muß man das Pfropfreis knapp am Stamme der Unterlagsrebe vom Mutterstocke abschneiden, von der ersteren selbst aber den oberhalb der Bohrung befindlichen Teil absägen. Und von nun an ist das Pfropfreis der Leitzweig des Rebstockes."

Um guten, dauerhaften Wein zu erhalten, ist der reine Satz der Reben die erste Bedingung, „denn nicht alle Reben sind von derselben Natur noch reifen die Trauben zu gleicher Zeit. Auch ist die Verschiedenheit der letzteren in Betracht zu ziehen: diese sind schwarz, jene gelb oder weiß, die einen süß, die anderen herb, diese dauerhaft, jene nicht usw. Man darf sie daher nicht miteinander anpflanzen; nichts schadet dem Weine so, als wenn frühreifende Trauben mit spätreifenden zu Most verarbeitet werden. Verschiedene Rebsorten sind also stets getrennt anzupflanzen."

Die Frage, ob man in Weingärten Zwischenfrüchte anbauen solle, wird so entschieden: „Manche säen Bohnen und Erbsen zwischen die Weinstöcke, andere Kürbisse und Gurken. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß es vorteilhaft sei, keine Zwischenfrüchte anzubauen, weil sie den Reben die Nahrung wegnehmen und ihnen auch durch ihren Schatten schaden."

Um die Reben gegen Nachtfröste zu schützen, war schon damals die künstliche „Wolkenbildung" gebräuchlich, indem trockener Dünger, im Weingarten nach der Richtung des Windes in verschiedenen Abständen verteilt, angezündet wurde.

Die Vorschriften zur Abhaltung der Feinde und Krankheiten des Weinstockes beruhen durchweg auf Aberglauben und es spielte das Bestreichen des Winzermessers beim Rebschnitte mit Bärenfett oder Froschblut die Hauptrolle.

Großes Gewicht wird mit Recht auf die rechtzeitige Vornahme der Weinlese gelegt, da hievon zum großen Teile die Güte des künftigen Weines abhängt. Demokritos lehrte, die Traube bleibe nur sechs Tage reif; manche behaupteten, die volle Reife sei erst dann vorhanden, wenn die Beeren einzutrocknen anfangen. Im allgemeinen begann man mit der Weinlese, wenn die Kerne nicht mehr grün, sondern schwarz durchschimmerten oder beim Zerdrücken der Beeren leicht und ohne Fruchtfleisch heraussprangen. „Die Reben aber, woran die Trauben wegen der Feuchtigkeit des Bodens und der Dichtheit des Laubes faulen, muß man 30 Tage vor der Lese von den seitlichen Blättern befreien, damit der Wind die Trauben abkühle. Aber am Wipfel müssen die Blätter bleiben, damit sie gegen den Brand der Sonne von oben her schützen. Tritt aber im Herbste häufig Regen ein, so daß sich die schwellenden Beeren sehr vergrößern, so sind auch die Wipfelblätter abzunehmen, damit der Wein nicht sauer werde." Also ein ganz vernünftiges Verfahren, wenn auch ohne Bewußtsein der Gründe desselben!

Am Schlusse des fünften Buches werden eine Menge Mittel aufgezählt, um Weintrauben über den Winter aufzubewahren, darunter solche, wie sie, als praktisch bewährt, noch heute im Gebrauche sind.

Das sechste, siebente und achte Buch handeln von der Bereitung und späteren Behandlung des Weines. Die Zahl der hierauf bezüglichen Vorschriften ist Legion und wir haben hier ein ganzes Lehrbuch der Kellerwirtschaft. Alles, von den Mostbottichen und verschiedenen Weingefäßen bis zur Herstellung des Peches zum Aus- und Verpichen der letzteren, ist bis in die kleinste Einzelheit beschrieben. Wir müssen uns begnügen, aus dem reichen Inhalte der drei Bücher einiges Wenige herauszuheben.

Die Anzahl der Weine, welche von den Alten hergestellt wurden, war eine ganz unglaubliche. Es gab da Ausbruchweine, gewöhnliche Weine, durch Treten der Trauben gewonnen, gepreßte Weine (die ausgetretenen Trester kamen zu diesem Zwecke unter die Presse), Nach- oder Tresterweine (die Trester wurden zum zweiten Male mit Wasserzusatz ausgepreßt); ferner „Strohweine", hergestellt aus eingetrockneten Trauben, eingekochte Süßweine, allerlei wohlriechende und Gewürzweine, Rosen-, Myrten-, Wermut-, Anis-, Safran-, Honigweine usw. Dazu kamen noch die unzähligen weinartigen Getränke, welche aus den verschiedenen Obst- und Beerenfrüchten erzeugt wurden. Von der Größe der Weinlager, welche die reichen Römer besaßen, können wir uns einen Begriff machen, wenn wir z. B. bei Plinius lesen, daß Lucullus bei seiner Rückkehr aus Asien 100.000 Faß griechischen Weines unter das Volk verteilte, daß der Redner Hortensius, welcher sogar seine Bäume mit Wein begoß, seinen Erben über 10.000 Faß von dem köstlichen Chierweine hinterließ und daß Caesar bei seinem Triumphzuge, als er das römische Volk in 22.000 Zimmern speiste, für jedes Zimmer ein Faß Chier und ein Faß Falerner aus seinem Keller holen ließ.

Daß man sich übrigens auf die Kunst des Weinpanschens und -fälschens trefflich verstand, ersehen wir aus den verschiedenen Rezepten zur Herstellung berühmter in- und ausländischer Weine wie auch aus den Mitteln, junge Weine „alt" zu machen. Damit ist aber ein allgemein geübtes Verfahren: die Räucherung des Weines nicht zu verwechseln. Bevor derselbe nämlich dauernd in dem für ihn bestimmten Gelasse (cella vinaria) deponiert wurde, kam er eine Zeit lang in einen oberhalb der Küche gelegenen Raum (apotheca), um daselbst den durchziehenden Rauch einzuatmen, wodurch

er mild wurde und den im Altertume beliebten Rauchgeschmack erhielt.

Um Most für das ganze Jahr zu haben, füllte man Ausbruch oder Most von nur schwach getretenen Trauben in luftdicht verschlossene, innen und außen verpichte Krüge oder Amphoren und versenkte sie in den Brunnen oder vergrub sie in nassen Sand.

Über das Kosten der Weine heißt es: „Wer nüchtern ist, koste keinen Wein, denn der Geschmack ist dann stumpf. Der Kostende darf aber vorher weder scharfe noch sehr gesalzene noch solche Speisen, welche den Geschmack umstimmen, und auch nur möglichst wenig genossen und muß dies auch schon verdaut haben. Es ist aber notwendig, daß der Landwirt seine Weine häufig kostet, damit es ihm nicht entgehe, wenn der eine oder der andere zu verderben anfängt.“ Nun wird vor einigen Kniffen beim Weinverkaufe gewarnt: „Manche schlagen den Käufern gegenüber ein wenig ehrliches Verfahren ein, indem sie die neuen Gefäße mit dem besten alten, duftenden Weine durchtränken. Es bleibt dem Gefäße diese Eigenschaft auf lange Zeit, so daß der Käufer glaubt, der liebliche Duft entströme dem eben eingefüllten Weine, und sich beim Kosten täuschen läßt. Andere geriebene Verkäufer schaffen in den Weinkeller Nüsse und Käse, um die Eintretenden zum Essen zu verleiten, damit so der Geschmackssinn des Käufers sich abstumpfe.“

Am Schlusse des achten Buches sind verschiedene Schutz- und Gegenmittel gegen die üblen Wirkungen des Weines angegeben. Wer nicht betrunken werden wolle, müsse z. B. eine gebratene Bockslunge oder fünf bis sieben bittere Mandeln oder rohen Kohl essen. Als „bewährt“ wird auch das Hersagen des Homerischen Verses beim ersten Becher empfohlen: „Dreimal aber donnerte vom Idagebirg' her Zeus der Be-

rater." Um Betrunkene nüchtern zu machen, soll man ihnen **Honigkuchen** zu essen geben oder Kränze, aus frischen Blumen (**besonders** Rosen, Veilchen, Efeu) geflochten, aufs Haupt **setzen**.



Merkwürdige Weinstöcke und Weintrauben.

Wenn wir den Weinbau des Altertums mit dem der Neuzeit vergleichen, so treten uns zwei wichtige Momente vor Augen: Erstens hat eine Verschiebung desselben stattgefunden, in dem Sinne, daß er in seiner ursprünglichen Heimat in Verfall geraten ist, in dem neu gewonnenen Gebiete dagegen in höchster Blüte steht; zweitens war die Verbreitung des Weinbaues, die Anzahl der Sorten sowie die Menge des erzeugten Weines früher eine bedeutend größere als in unseren Tagen. Was speziell den zweiten Punkt anlangt, so können wir uns darüber Aufklärung verschaffen, wenn wir die weitläufige Abhandlung des Plinius über den Wein im vierzehnten Buche seiner Naturgeschichte lesen. Wir müssen über die außerordentliche Mannigfaltigkeit von Sorten und Arten, welche schon Vergil mit dem Sande der libyschen Wüste und den Wellen des Meeres vergleicht, geradezu staunen. Griechenland und die griechischen Inseln, Italien, Sizilien, Spanien, Gallien, Nordafrika, Kleinasien, Thrakien usw. waren mit Weinanlagen wie übersät und unaufhörlich wurden neue Rebenpflanzungen geschaffen. (Auch Horaz muntert hierzu auf: „Nullam, Vare, sacra vite prius

severis arborem“ [1]). Es ist daher begreiflich, wenn — wie schon früher erwähnt — der Kaiser Domitian aus Furcht, der Weinbau werde den Getreidebau endlich ganz verdrängen, die Hälfte der in den römischen Provinzen angelegten Weingärten auszurotten befahl. Allerdings nahm Domitian seinen Befehl infolge allgemeiner Bittgesandtschaften wieder zurück; doch was sich damals noch verhüten ließ, wurde zur Tat, nachdem der Islam, dessen Gesetze den Weingenuß verpönen, auf seinen Eroberungszügen siegreich vordringend, Vorderasien, Nordafrika, Sizilien und Spanien in Besitz genommen hatte. In allen diesen Ländern ging der Weinbau entweder ganz oder zum größten Teile ein.

Die ungeheuere Ausdehnung des Weinbaues im Altertume findet darin ihre Erklärung, daß er die beste Ausnützung des Bodens ermöglichte. Der Konsum stieg mit der Zunahme der Weingärten in gleichem Verhältnisse, denn Wein, mit Wasser gemischt, wurde allmählich das gewöhnlichste und tägliche Getränk des Reichen wie des Armen. In ihm erblickte man das Heilmittel gegen alle Übel des Lebens, in seiner Wirkung den Ausfluß der gewaltigen Erdkraft; galt er ja doch geradezu als das Blut der Erde. Daher das berauschende Wesen des Weines und die verderblichen Folgen bei unmäßigem Genusse. Andokides schrieb an Alexander den Großen, welcher ein großer Freund der Zechgelage war, er möge wohl bedenken, daß er das Blut der Erde trinke. Reiner Wein ohne Wasserzusatz diente als Medizin; doch galten auch alle anderen Teile des Weinstockes als heilkräftig und daher wurden Rinde, Blüten und Trester, die Asche des Holzes, die zarten Triebe usw. gegen allerlei Krankheiten verwendet. Es gab Reben, deren Trauben man für „giftwidrig“ hielt, weil sie gegen den Schlangenbiß halfen

[1]) Pflanze, o Varus, keinen Baum früher als die heilige Rebe!

und auch die Wirkung anderer Gifte aufhoben. Wahrscheinlich war hier ein hoher Alkoholgehalt des Weines das eigentlich Wirksame. Zu den merkwürdigen Weintrauben gehören auch jene ohne Kerne. Nach Homers anmutvoller Schilderung (Od. 7, 112 ff.) war der Garten des Phäakenkönigs Alkinoos auf der Insel Scheria, dem heutigen Korfu, ein wahrer Wundergarten; denn außer beständig tragenden Obstbäumen befand sich daselbst ein Rebengefilde, das zu jeder Zeit reife Trauben lieferte:

„Allda prangt auch ein Feld, von edlen Reben beschattet.
Einige Trauben dorren auf weiter Eb'ne des Gartens,
An der Sonne verbreitet, und andere schneidet der Winzer,
Andere keltert man schon. Hier stehen die Herling' in Reihen,
Dort entblühen sie erst, dort bräunen sich leise die Reben."

Im neunten Gesange der Odyssee wird der maroneische Wein erwähnt, dessen Reben am Fuße des Berges Ismaros in Thrakien wuchsen, ein schwarzroter Wein von solcher Stärke, daß er, mit der zwanzigfachen Menge Wasser gemischt, noch köstlich duftete. Dieser Wein war noch zur Zeit des Plinius berühmt. Wie die Erklärer des Homer annehmen, ist darunter Wein aus abgewelkten Trauben zu verstehen. Das Verfahren hat schon Hesiod in den „Werken und Tagen" (611 ff.) angegeben:

„Perses, schneid' und hol' jetzt sämtliche Trauben nach Hause!
Zeige der Sonne sie dann zehn Tag' und Nächte; du legst sie
Dann fünf Tag' in den Schatten — zuletzt am sechsten, da bringst du
Bacchus, des fröhlichen, Gab' in die Fässer hinein."

Die Reben konnten von den Alten mit Recht zu den Bäumen gerechnet werden, da sie in einzelnen Gegenden eine enorme Größe erreichten. Wuchsen sie an Bäumen (Pappeln, Ulmen) empor, so ragten sie wie Lianen des Urwaldes hoch über deren Wipfel hinaus; blieben sie ohne Stützen, so entwickelten sie Stämme von bedeutendem Umfange. Ihr Holz

fand daher ähnliche Verwendung wie das anderer Bäume. In der Stadt Populonium war, wie Plinius berichtet, eine aus dem Stamme einer Rebe geschnitzte Statue des Jupiter, die viele Jahrhunderte hindurch unversehrt blieb. Zu Metapontus stand ein Tempel der Juno auf Säulen von Weinholz. Auf das Dach des Tempels der Diana von Ephesus führte eine Treppe, welche aus dem Stamme eines einzigen Weinstockes von der Insel Zypern verfertigt war. Viele Reben umkleideten mit ihren Zweigen und Ranken ganze Landhäuser und gaben fast unglaubliche Erträge. Ein Weinstock, der sich an dem Säulengange der Livia in Rom hinrankte und den Spaziergängern durch sein dichtes Laubwerk Kühle und Schatten bot, soll jährlich zwölf Amphoren (etwa drei Hektoliter) Most geliefert haben. Allerdings war die Qualität des Weines von so stark ins Holz geschossenen Reben nicht die beste; daher sagte Cineas, der Gesandte des Königs Pyrrhus, als er zu Aricia die Höhe der Reben bewunderte, über den herben Geschmack des Weines spottend, die Mutter desselben hinge mit Recht an einem so hohen Kreuze. Strabo führt von Maurusien (dem heutigen Marokko) an, die Weinstöcke hätten daselbst Trauben von der Länge einer Elle getragen und einen solchen Umfang erreicht, daß sie von zwei Männern nicht umspannt werden konnten. Namentlich war die Spanien gegenüberliegende Küste von Marokko eine berühmte Weingegend. Hier lag die uralte Stadt Lix, deren Bewohner, wie die Sage meldet, weder Ackerbau noch irgend ein anderes Gewerbe trieben, sondern bloß von den wildwachsenden Trauben lebten. Auch in einer Reisebeschreibung aus dem Jahre 1734 heißt es von diesem Teile Nordafrikas: „Um Marokko herum wachsen eine Art Trauben, deren Beeren so groß als Hüner-Eyer seyn, woraus zu schliessen, wie groß die Trauben seyn müssen". Ebenda findet sich in der Schilderung der persischen Provinz Gilan

eine Stelle, die der aus Strabos Geographie angeführten ähnlich lautet: „Die Weinstöcke dieser Orten seynd so dick, daß sie ein Mann kaum umklafftern kann, und ist ein einziger Stock capable, einen Eymer Weins zu geben". Hieher gehört auch die riesige Traube der Bibel, welche die von Moses ausgesandten Kundschafter aus dem Lande Kanaan als Zeichen der Fruchtbarkeit dieser Gegend mitbrachten. An der kleinen Syrte im fruchtbaren Gebiete von Tacapa wuchsen Weinstöcke, welche jährlich regelmäßig zweimal trugen, und dasselbe meldet Varro von den Weinstöcken in der Nähe Smyrnas.

Heutzutage kommen gigantische Reben mit riesigen Weintrauben namentlich in Armenien, in Kaschmir und am Kaspischen Meere vor. M. Wagner rühmt die außerordentliche Fruchtbarkeit und den üppigen Baumwuchs der Gegenden südlich vom Kaspischen Meere: Dort winde sich im Dickicht der Waldungen die Rebe mit armdickem Stamme bis in die Wipfel der himmelhohen Bäume, schlinge ihre Ranken von Krone zu Krone oder locke von oben durch schwerhängende Trauben. Karl Koch, der sich Studien halber längere Zeit im Gebiete des alten Kolchis aufhielt, sagt in dem Werke „Die Bäume und Sträucher des alten Griechenlands" über die primitive Art und Weise, wie aus den Trauben dieser frei wachsenden Reben Wein bereitet wird: „Die Eingeborenen gehen zur Zeit der Beerenreife in den Wald und schneiden sich so viele Trauben ab, als sie Wein für ihre Familie bedürfen. Um den Wein zu keltern, machen sie in der dortigen leicht zu bearbeitenden Molasse[1]) Löcher in der Gestalt einer etrurischen Vase (Kuptschinen genannt) und lassen den durch Treten erhaltenen Beerensaft in diese einlaufen. Hierauf wird die Öffnung des Gefäßes mit einer meist schweren Schiefertafel zugedeckt. So oft sich hinlänglich Kohlensäure gebildet

[1]) Lockerer Sandstein.

hat, wird vom Gefäße der Deckstein abgehoben und die Kohlensäure entweicht. Nachdem dies öfters geschehen, wird Erde auf die Schiefertafel geschüttet, welche so lange darauf liegen bleibt, bis der Wein trinkbar ist. Es ist dieses in der Regel schon gegen Weihnachten der Fall. So oft man ein Quantum ausgeschöpft und in die aus Tierhäuten angefertigten Schläuche übergefüllt hat, wird die Öffnung wieder mit Erde bedeckt. Es wiederholt sich, bis die Kuptschine leer ist." In der neuen Welt scheint den Reben besonders das Klima von Kalifornien zu behagen, denn es soll dort wahre Riesen von Weinstöcken geben, die über der Erde 90 Zentimeter messen und gegen 4000 Kilogramm Trauben tragen.

Die übergroße Fülle des Wachstums ist jedoch beim Weinstocke ebensowenig entscheidend wie bei den anderen Obstbäumen. Gerade die am üppigsten sich entfaltenden Reben der Wildnis liefern in der Regel wenig wohlschmeckende Früchte und einen nur geringen Wein. Erst wenn sie der Mensch in gut bearbeiteten und zweckmäßig gedüngten Boden verpflanzt, wenn er ihrem Wachstume Schranken setzt und sie mit Sorgfalt hegt und pflegt, dann erst erzeugt der überschüssige Saft Trauben, die zwar klein sind, aber einen köstlichen Wein liefern, würdig des Preises der Dichter. Es verhält sich mit dem Weinstocke nicht anders als mit den Haustieren; auch diese hätten im Naturzustande nie jene Eigenschaften erlangt, die sie jetzt besitzen. Es ist aber zugleich der schönste Triumph des Menschengeistes, daß er die Natur nicht allein seinen Zwecken dienstbar machen, sondern sie auch nach seinem Geschmacke veredeln gelernt hat.

Der Weinbau im Zusammenhange mit der Poesie, der bildenden Kunst und der menschlichen Kultur.

Nirgends ist der Gott Dionysos, der Spender der Reben und der „Geber alles Guten“, so verherrlicht worden wie im alten Hellas, vor allem in Athen, dem Mittelpunkte der griechischen Bildung. Unter den vielen Festen ragten besonders die großen oder städtischen Dionysien hervor, welche zu Frühjahrsbeginn, unter Beteiligung aller Gaue und mit dem Aufwande alles Glanzes, gefeiert wurden. Ganz Griechenland strömte an diesen Tagen in Athen zusammen, um mit Andacht den herrlichen Geistesschöpfungen seiner großen Dichter zu lauschen. Die Aufführung derselben im Theater neben dem Tempel des Dionysos bildete einen wesentlichen Teil der religiösen Festesfeier und war der größte Genuß, der einem Griechen überhaupt geboten werden konnte. Es war dies aber auch der mächtigste Hebel griechischer Kultur und Gesittung; stellt doch Aristophanes selbst in den „Fröschen“ als höchste Aufgabe der dramatischen Kunst und des Dichters die Belehrung der Menschen und ihre Erziehung zum Guten und Edlen hin.

Das Drama, die erhabenste Schöpfung des Menschengeistes, hat also seine letzten Wurzeln in der Kultur der Rebe. Ursprünglich war es nichts als Gesang verschiedener Loblieder zu Ehren des Dionysos. Denn gar liebliche Märchen und Sagen knüpften sich an den Aufenthalt des Gottes auf Erden, an seinen dreijährigen Zug über den Erdkreis; überall bändigt er die rohe Naturkraft und lehrt die besiegten Völker den Weinbau und höheren Lebensgenuß. Dazwischen sind mannigfache Episoden oder Geschichten eingeflochten, welche die gewaltige Macht des Weines über sämtliche Kreatur poetisch darstellen. So die Episode von den Seeräubern, deren Schiff

Dionysos zur Überfahrt benützt. Verlockt durch schnöden Gewinn, beschließen sie ihn zu berauben und ins Meer zu werfen; kaum aber strecken sie die Hände zur Missetat aus, so wachsen plötzlich von allen Seiten Reben aus der See hervor und umschlingen das Schiff, es in seinem Laufe hemmend. Immer üppiger entfalten sich die Ranken und das Blätterwerk und bilden endlich über dem Deck des Schiffes eine herrlich grüne Laube; an den Ranken aber hängen die köstlichsten Trauben. Bestürzt erkennen die Schiffer an dem Wunder die Gegenwart eines Gottes und werfen sich, um Erbarmen flehend, vor ihm auf die Knie. Diese und ähnliche Taten und Schicksale seines irdischen Wallens waren der Inhalt der eben erwähnten Lobgesänge, welche von einem Chore von Männern und Frauen vorgetragen wurden. Damit der Chor manchmal ausruhen könne, verfiel Thespis auf den Gedanken, den Chorführer zeitweilig hervortreten und irgend eine interessante Begebenheit erzählen zu lassen. Äschylos beschränkte den Chorgesang noch mehr und verteilte die Erzählung auf zwei Personen, schuf also den Dialog. Sophokles endlich, dem auch das noch zu eintönig war, verkürzte die Chorgesänge auf das geringste Maß und fügte die dritte Person oder den dritten Schauspieler hinzu. Damit war das Drama vollendet.

Man kann wohl mit Recht behaupten, daß der Kultus des Dionysos das meiste dazu beigetragen hat, daß die Griechen allen späteren Jahrhunderten als Leuchte dienten und daß selbst unsere Zeit in manchen Stücken noch nicht ihrer Schule entwachsen ist. Als „Sorgenbrecher" schafft er Lebensgenuß, fördert Liebe und Gesang, überhaupt gesellige Bildung, als Bruder des Apollo teilt er mit ihm die Kraft der Anregung zu geistigem Schaffen, so daß also nicht bloß die Dichtkunst, sondern auch alle anderen Künste, die redenden wie die bildenden, seinem Dienste unendlich viel verdanken.

Kein Wunder daher, daß zu allen Zeiten das Lob des Weines in allen Tonarten erklungen ist und erklingen wird, so lange überhaupt noch die Rebe gedeiht und es fühlende Menschenseelen auf der Erde gibt. Bei Homer ist das fast ständige Epitheton oder Beiwort des Weines „herzerfreuend" (bekanntlich ist der königliche Sänger im 104. Psalm derselben Meinung); er ist ein „Göttertrank", zum Labsal und Trost der sterblichen Menschen geschaffen. Allerdings verdient diesen Namen ein Wein, wie ihn Odysseus dem wilden Zyklopen zu trinken gibt, um ihn trunken zu machen. Sonst füllte man „des süßen, funkelnden Weines einen Becher und goß in ihn zwanzig Becher voll Wasser; und den schäumenden Kelch umhauchten balsamische Düfte göttlicher Kraft" (Od. 9, 208 f.). Mit drei Bechern des kräftigen Weines wird denn auch bei dem ungeschlachten Riesen die gewünschte Wirkung erreicht.

Am innigsten ist natürlich die Beziehung des Weines zur lyrischen Poesie. Solcher Lieder, in denen der Wein und sein Wesen verherrlicht wird, geschieht zuerst im 18. Gesange der Ilias (V. 569 ff.) Erwähnung, und zwar sind es Winzerlieder, welche bei der Weinlese unter Reigentanz und den Klängen der Lyra gesungen wurden. Sehr alt sind auch die sogenannten Skolien oder Trink- und Rundgesänge bei Gastmählern. Am meisten aber hat sich mit dem Gegenstande jene Gattung der Lyrik beschäftigt, deren Hauptvertreter Anakreon aus Teos ist. Dieser blühte um das Jahr 550 v. Ch.; seine Poesie ist dem heiteren Lebensgenusse geweiht und zeichnet sich durch seinen Scherz aus.

Von Anakreon wie von Sophokles, den Hauptvertretern der beiden dem Dienste des Dionysos geweihten Zweige der Poesie, des Dramas und der Lyrik, ging die Sage, sie seien an einer Weinbeere erstickt. Es ist dies ohne Zweifel ein bildlicher Ausdruck, womit eben nichts anderes gesagt sein

soll, als daß beide Dichter ihre Kunst bis zum Lebensende dem Dienste des Gottes widmeten. Die Lieder des Anakreon waren nicht nur im Altertum äußerst beliebt, so daß Plato, Cicero, Ovid, Horaz ihrer rühmend erwähnen, sondern sie wurden auch bis in die Neuzeit geschätzt und vielfach nachgeahmt, so daß hievon eine ganze lyrische Richtung die der Anakreontiker genannt worden ist.

Im Mittelalter waren es besonders die Klostergeistlichen, welche sich dem Weinbau mit Liebe widmeten. Der Weinkeller des Klosters war seine Schatzkammer, worin das flüssige Gold in großen Fässern verwahrt lag, und dem edlen Weine wurde hier so manche begeisterte Lobeshymne angestimmt. Anderseits gibt es aus dieser Periode geistliche Lieder, die voll tiefer Innerlichkeit den Weinstock als Sinnbild des Heilandes darstellen, wie z. B. das folgende:

„Wart uns der edel wînstock
vom himmel gesant herab,
den minnesamen herzen
zu einem süßen lab.
Der wînstock wart gezogen
vier und drîssig jar,
bisz an den karfrîtag,
do wart er zîtig gar."

Am beredtesten kommt aber wohl die Anschauung vom Weine als einem Lebenselixiere in der orientalischen Poesie, namentlich in den Gedichten des Hafis zum Ausdrucke, welche Gedichte zu den glanzvollsten Erscheinungen der Weltliteratur gehören. Aus ihnen weht die heiterste Lebensphilosophie.

Auch die romanische, besonders die französische Literatur ist reich an Wein- und Trinkliedern. Kein Volk aber besitzt hievon einen so außerordentlichen Reichtum wie das deutsche. Die Deutschen gelten ja nicht bloß als das Volk „der Denker",

sondern auch das Volk der Zecher. Es mag dies zum Teile vielleicht daher rühren, daß der Deutsche überhaupt mehr zum Ernste hinneigt und bei wichtigeren Anlässen oder Entscheidungen Geist und Gemüt gern durch einen Trunk aus dem „mächtigen (d. h. wirkungsvollen) Kelchglase" von jeder beengenden Fessel des Temperaments, die sein Urteil einseitig machen könnte, befreit. Tacitus berichtet in seiner Germania, daß unsere Vorfahren wichtige Angelegenheiten beim Zechgelage berieten, am folgenden Tage aber denselben Gegenstand noch einmal nüchtern überlegten; gefiel ihnen auch jetzt der Beschluß des vorigen Tages, so ward er unverzüglich ausgeführt. Diese Sitte scheint auch Lichtenberg im Auge zu haben, wenn er sagt: „Es schadet bei manchen Unternehmungen nicht, sie erst bei einem Räuschchen durchzudenken und dabei aufzuschreiben, hernach aber alles bei kaltem Blute und ruhiger Überlegung zu vollenden." Der ernste Charakter des Deutschen tritt auch in den Wein- und Trinkliedern klar zutage. Denn während die romanische und orientalische Poesie an der Außenwelt, an der Schale haften bleibt, wendet sich die deutsche Lyrik von der Außenwelt bald unbefriedigt ab, um in die Innenwelt einzukehren; der Wein und sein Genuß bietet ihr nur den Anlaß, um sich zu tieferer Betrachtung, vom Realen zum Idealen — zur Mannestugend, Vaterlandsliebe, Freundschaft und Unsterblichkeit — zu erheben.

Wer vermöchte all die deutschen Dichter aufzuzählen, die „der Erde heil'ges Herzblut" und die „seelenvolle Pflanze", wie Lenau Wein und Rebe benennt, besungen haben! Von den Meistersängern und dem Volksliede des 14. und 15. Jahrhunderts und den zahlreichen Burschenliedern an, bis hinauf zu den Heroen unserer Literatur und ihren Nachfolgern erklingt der Ruhm und Preis des Weines in tief empfundenen Tönen. Welche Menge von Wein- und Trinkliedern knüpfen sich allein an den Rhein und seine Reben!

Doch wie alle irdischen Güter, so gereicht auch der Wein durch Mißbrauch und Fälschung dem Menschen zum Verderben. Der freundliche Bacchus, der Tröster der Menschen, wird, mißhandelt, zur furchtbar strafenden Gottheit. Seine furchtbare Macht haben im Altertume sowohl einzelne, wie der thrakische König Lykurgus und der thebanische König Pentheus, als auch ganze Völker erfahren. Ein abschreckendes Zerrbild der Wirkungen des Weines sind auch die Mänaden oder Bacchantinnen, rasende Weiber, die im Dienste des Bacchus die Grenzen alles Schicklichen übersprangen. Auch diese Kehrseite finden wir bei den Dichtern oft hervorgehoben; so schon in einem alten griechischen Epigramm, das, ins Deutsche übertragen, etwa lautet:

„Ein Übel ist der Wein, wenn du ihn trinkst im Übermaß,
Doch frommen wird er dir, wenn du ihn trinkst mit Maß."

Denselben Gedanken drückt der Vers des Hesiod aus:

„Und er (Dionysos) gab den Menschen den Wein zu Freud' und zu Jammer."

Trefflich sagt auch Epiktet in seinem Handbüchlein der Moral: „Drei Reben trägt der Weinstock: die eine bringt die Lust, die andere den Rausch, die dritte die Freveltat." Und weiter: „Wer mehr als drei Glas getrunken hat, ist trunken; ist er nicht trunken, so hat er doch das Maß überschritten."

Gott Bacchus will mit heiliger Scheu verehrt sein; man muß seine Gabe in richtiger Weise, mit Maß und Vernunft genießen, wenn sie zum Segen gereichen soll. Echte Lebensweisheit lehrt in dieser Hinsicht das folgende Gedicht aus den „Liedern des Mirza Schaffy" von Bodenstedt:

„Trink' nie gedankenlos
Und nie gefühllos trinke;
Mach' dich nicht allzu groß
Und nie zu tief versinke,
Wenn vor dir, gold'nen Scheines,
Ein voller Humpen blinkt:
Der ist nicht wert des Weines,
Der ihn wie Wasser trinkt!

Es liegt im Wein die Kraft
Des Schaffens, der Zerstörung;
Zur Quelle wird sein Saft
Der Weisheit wie Betörung —
Doch, ob er diesem Reines
Und jenem Trübes bringt:
Der ist nicht wert des Weines,
Der ihn wie Wasser trinkt!"

Großen Einfluß hatte der Weinbau ferner auf die bildende Kunst. Schon in der ältesten Zeit wurden von den Phönikern, die sich durch geschickte Behandlung der Metalle auszeichneten, Trinkgefäße aus Silber und Gold von hohem künstlerischen Werte verfertigt. Ein Werk „sidonischer (phönikischer) Männer" war z. B. der Becher des Nestor (Il. 11, 632 ff.).

„...ein stattlicher Kelch, den der Greis mitbrachte von Pylos,
welchen goldene Buckeln umschimmerten; aber der Henkel
waren vier und umher zwo pickende Tauben an jedem,
schön aus Golde geformt; zwei waren auch unten der Boden.
Mühsam hob ein and'rer den schweren Kelch von der Tafel,
war er voll; doch Nestor der Greis erhob ihn nur spielend."

Daß die Trinkgefäße der späteren Griechen und der Römer nach Zweckmäßigkeit und Form zu den herrlichsten Erzeugnissen der bildenden Kunst gehören und daß die erhaltenen Exemplare eine Zierde unserer Museen sind, ist ja sattsam bekannt. Hinsichtlich des Materials standen neben den Gefäßen

aus Ton und edlem Metall die gläsernen (namentlich bei den Römern) in großem Ansehen. Und in der Tat hatte die Glasfabrikation schon damals einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreicht, daß viele der noch wohlerhalten ausgegrabenen Glasgefäße sich kühn mit den kunstreichsten der neueren Zeit messen können. In den Annalen des Tacitus lesen wir sogar von einer — für uns leider verloren gegangenen — Erfindung, das Glas derart biegsam und elastisch zu machen, daß man es in jede beliebige Gestalt hämmern konnte. Als später der Luxus immer unsinnigere Formen annahm, wurden die goldenen und silbernen Trinkgefäße mit Edelsteinen, besonders Smaragden, reich verziert; auch schnitt man Becher aus Bergkristall und aus Murrha, vielleicht einer Art edleren Flußspates, wovon sich leider kein Exemplar erhalten hat. Natürlich lag in solchen Prachtstücken ein ganzes Vermögen; so kostete z. B. der murrhinische Becher des Nero 1,000.000 Sesterze (etwa 180.000 Kronen). Nach Plinius bestand der Hauptvorzug der Gefäße aus Murrha in der Eigenschaft, dem Weine einen angenehmen Geschmack zu verleihen, sowie in ihrem wunderbaren Farbentone. Auch die Kunst des Mittelalters schuf in der höfisch-ritterlichen Zeit zahlreiche Trinkgefäße von wahrhaft künstlerischer Arbeit, wovon besonders auch die mit Edelsteinen reich besetzten Trinkhörner hervorzuheben sind, deren man sich zugleich als Jagdhörner bediente.

In den Fig. 13—29 sind einige Trinkgeschirre und Weingefäße aus der griechisch-römischen Zeit abgebildet. Es sind: Fig. 13—15 verschiedene Formen des Skyphos (Scyphus), einer tiefen, napfförmigen Trinkschale mit kurzen Henkeln oder Griffen. — Fig. 16—17 zwei Formen der Kylix (Calix), einer flachen Trinkschale, ebenfalls mit zwei kurzen Henkeln am Rande. — Fig. 18 ein Kyathos (Cyathus), ein Schöpf- und Trinkgefäß in Gestalt moderner Mundtassen, nur mit den Rand weit überragenden Henkeln. — Fig. 19 ein Karchesion (Carchesium), welches Trinkgeschirr mehr weit als tief ist und zwei

über den Rand ragende Henkel besitzt. — Fig. 20 ein Rhyton (Trinkhorn), ursprünglich aus Tierhörnern angefertigt, später aber in Ton

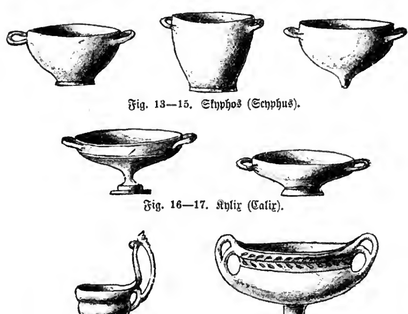


Fig. 13—15. Skyphos (Scyphus).

Fig. 16—17. Kylix (Calix).

Fig. 18. Kyathos (Cyathus). Fig. 19. Karchesion (Carchesium).



Fig. 20. Rhyton.

und Metall nachgebildet und in einen reichverzierten Tierkopf ausmündend. — Fig. 21—22 zwei Formen des Kantharos (Cantharus),

eines becherartigen Trinkgerätes, meist mit weitausgeschweiften Henkeln, beide aus Silber mit figuralem Schmuck in getriebener Arbeit (die Originale stammen aus den Ausgrabungen von Pompeji und befinden sich im Nationalmuseum in Neapel). — Fig. 23—24 zwei Formen eines Krater (Mischgefäßes), worin der Wein beim Mahle mit



1/2 der natürlichen Größe.

1/5 der natürlichen Größe.

Fig. 21—22. Kantharos (Cantharus).

Wasser gemischt wurde, der erste aus gebranntem Ton mit bronzenem Fuße, etwa 10 Liter fassend, der zweite aus Silber. Der Krater ist weithalsig und weitbauchig und mit zwei Handhaben versehen. Zum Schöpfen und Einfüllen des Weines in die Trinkgeschirre dienten entweder löffelartige Geräte oder der langhenkelige Kyathos. — Fig. 25

bis 27 verschiedene Formen von Amphoren aus Ton (griech. Amphoreus, lat. Amphora), große, zweihenkelige Weinvorratsgefäße mit engem Halse. Die Amphoren haben eine Höhe von 80—150 Zentimeter und fassen

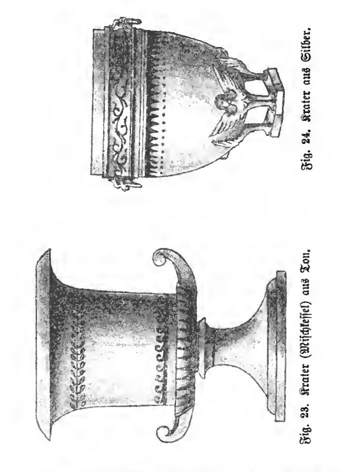


Fig. 24. Krater aus Silber.

Fig. 23. Krater (Mischkessel) aus Ton.

20—40 Liter (als gesetzliches Flüssigkeitsmaß galten in Griechenland etwa 40, in Rom 26 Liter). Als Schau- und Prunkstücke sind sie, wie auch andere Tongefäße, mit mannigfachen Malereien (Ornamenten und Figuren) geschmückt. Da die Amphoren nach unten spitz zulaufen,

also nicht frei stehen können, mußten sie zur Hälfte in Sand oder in die Erde eingegraben oder gegen eine Wand gelehnt werden. Nach der Füllung verschloß man die Mündung mit Kork oder einem Deckel von

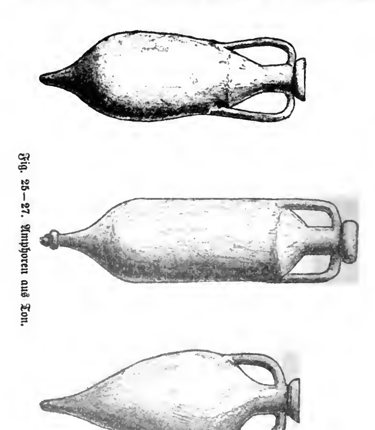


Fig. 25—27. Amphoren aus Ton.

gebranntem Ton und verstrich die Fugen mit Gips oder einem Harzkitt. Auf dem Bauche der Amphoren wurden die Weinsorte und der Jahrgang mit Farbe verzeichnet. Erwähnt sei noch, daß die Innenseite einen Pechüberzug erhielt, damit der Wein nicht durch die porösen



Fig. 28. Amphora aus Glas.

Gefäßwände durchsickere. — Fig. 28 eine Amphora aus azurblauem Glase mit flacherhabenen Bildwerken von weißem Glasemail (Weinranken, Blumen, Amoretten und Maske des Silenus, des Erziehers und Begleiters des Bacchus, darstellend). Das Original wurde in einem Grabmale von Pompeji gefunden und ist gegenwärtig im Nationalmuseum in Neapel. — Fig. 29 ein Pithos (Dolium), eines der größten Weinaufbewahrungsgefäße aus gebranntem Ton, ebenfalls in eine Spitze auslaufend. Solche Gefäße, welche die Stelle unserer Fässer vertraten, waren oft 2 Meter hoch und entsprechend weit, so daß sie 300 bis 500 Liter faßten; die innere Wand war wie die der Amphoren mit Pech ausgekleidet. Sie wurden meist bis an den Rand in die Erde eingegraben und dienten als Gärgefäße. Nach der Gärung des Weines



Fig. 29. Pithos (Dolium) aus Ton.

verschloß man die weite Mündung mit einem Tondeckel und verstrich die Fugen luftdicht mit Gips oder Pech. Geringere Weinsorten wurden dann gleich von den Pithen oder Dolien weg konsumiert, während man feinere Sorten später in die kleineren Amphoren abzog. Das Auslaufen in eine Spitze hatte bei den genannten Gefäßen den Zweck, daß sich die abgesetzte Weinhefe hier nicht nur besser sammeln, sondern auch nicht so leicht aufgerührt werden und den Wein trüben konnte.

Der Weinbau bildet aber auch — selbstverständlich dort, wo die Rebe überhaupt gedeiht — einen sicheren Maßstab für die Kultur eines Volkes. In der Tat haben schon alle Kulturvölker des Altertums, die Perser, Ägypter, Griechen

und Römer, die Rebe jederzeit auf das eifrigste gepflegt und jedes Volk, das den Wein nicht kannte, als roh und ungebildet bezeichnet. So gibt es z. B. in dem Gebiete von Afrika, wo die unzivilisierten Negerstämme hausen, bis auf den heutigen Tag keinen Weinbau und schon bei Herodot (III, 22) finden wir hiefür ein Zeugnis. Zu dem Könige der langlebenden Äthiopier, von denen jeder ein Alter von 120 Jahren und darüber erreichte, waren, wie Herodot erzählt, Gesandte von Kambyses, dem Könige der Perser, gekommen, um ihm ein Freundschaftsbündnis anzutragen. Als sie ihm nun die mitgebrachten Geschenke: Purpurkleider, goldene Halsketten, Armbänder usw. und auch einige Krüge Wein übergaben, da spottete er über alles als unnützen Tand, nur über den Wein freute er sich, nachdem er davon gekostet, sehr und fragte, was Kambyses äße und wie lange wohl im besten Falle ein persischer Mann lebe. Als aber die Gesandten erwiderten, er äße Brot, und als sie ihm die Natur des Weizens erklärten und 80 Jahre als das höchste Lebensziel nannten, das ein Perser erreiche, da sagte der König: „Ich wundere mich gar nicht darüber, daß die Perser nur wenige Jahre leben, wenn sie Kot essen; und auch so lange würden sie nicht einmal leben können, wenn dieses herrliche Getränk sie nicht stärkte; denn das haben die Perser besser als wir.“ Bei demselben Schriftsteller findet sich auch ein Beispiel, wie die Unkenntnis des Weines und seiner Wirkungen einem ganzen Volke zum Verderben gereichte. Es waren dies die Massageten, über welche die Königin Tomyris herrschte. Als Cyrus in ihr Land eingedrungen war und die beiden Heere einander kampfbereit gegenüberstanden, da wandte er sich plötzlich zur Flucht, den Feinden sein mit Wein reich versehenes Lager zurücklassend. Die Massageten, welche die Flucht des feindlichen Heeres der Feigheit zuschrieben, hatten nichts Eiligeres zu tun, als das Lager zu plündern, und be-

rauschten sich in den erbeuteten Weinvorräten derart, daß sie, zur Verteidigung unfähig, von den rechtzeitig zurückkehrenden Persern fast gänzlich aufgerieben wurden.

Der Genuß des Rebensaftes ist ein halb materielles, halb geistiges Vergnügen, weil er ebenso der Labung des Körpers wie der geselligen Unterhaltung dient. Da nun aber die Geselligkeit die Grundlage aller menschlichen Kultur bildet, so ist es klar, in wie enger Beziehung der Wein mit der Kultur der Staaten, mit dem Aufblühen freier menschlicher Bildung steht.



Der Obst- und Gartenbau in den Geoponicis.

In den Ländern des klassischen Altertums galten Acker- und Obstbau schon frühzeitig als innig miteinander verbundene Kulturzweige. Ihre Zusammengehörigkeit erschien als etwas so Natürliches, daß z. B. Eneius Tremellius Scrofa bei Varro (De re rustica) es als sonderbar anführt, daß er bei seinem Kriegszuge in das innere Gallien gegen den Rhein hin Gegenden gefunden habe, „wo weder die Rebe noch Öl- und Obstbäume wüchsen, wo man die Äcker mit Kreide (Mergel) dünge und wo man kein Salz habe, sondern sich statt dessen der Asche gewisser Holzarten bediene". Zur Zeit des Varro besaß Italien bereits einen unermeßlichen Reichtum der verschiedensten fruchttragenden Bäume; fast alle edlen Obstsorten, welche heute unsere Gärten zieren, waren damals schon bekannt. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn Varro beim Anblicke

des überreichen Segens Pomonas in die Worte ausbricht: „Ist Italien nicht so mit Bäumen besät, daß es ein großer Obstgarten zu sein scheint?"

Die landwirtschaftlichen Schriftsteller des Altertums befassen sich daher eingehend mit dem Obst- und Gartenbau und es findet sich in ihren Werken alles das gesammelt, was Nachdenken und eigene oder fremde Erfahrung in diesen Zweigen als zweckmäßig und nützlich herausgefunden hatten oder wenigstens herausgefunden zu haben glaubten. Auch in der Sammlung der Geoponica ist dem Obst- und Gartenbau eine große Reihe ausführlicher Kapitel gewidmet, und zwar handeln hievon vier Bücher (das neunte bis zwölfte Buch)[1]).

Das neunte Buch enthält zunächst Anweisungen über die Anpflanzung und Pflege der Ölbäume und die Erzeugung von Olivenöl. Dann wird einer aus dem Weinstocke und dem Ölbaume künstlich erzeugten Frucht erwähnt: der Oliventraube (oleuva), welche nach Oliven und Weinbeeren zugleich geschmeckt haben soll.

Das zehnte, elfte und zwölfte Buch handeln vom Obst- und Gartenbau. Wer sich ein klares Bild davon machen will, bis zu welchem Grade von Aberwitz und Raffinement ein Volk gelangt, dessen ganzes Streben, wie es in dieser Zeit der unaufhaltsam dem Abgrunde zueilenden griechisch-römischen Welt der Fall war, auf die Befriedigung des Sinnen- und Gaumenkitzels gerichtet ist, der lese diese drei Bücher. So viel Gutes und Richtiges darin vorkommt und so oft die bessere, edlere Richtung des Gartenbaues sich durchbricht, so viele sonderbare und ungereimte Dinge bekommen wir zu hören. Es ist keine auf die Ordnung der Natur gestützte

[1]) Vgl.: Der Acker- und Weinbau in den Geoponicis, S. 23 und 113.

Gartenwirtschaft mehr, sondern ein Spiel, ein Mißbrauch ihrer Kräfte! Riesenbäume werden in Zwerggestalt, winzige Früchte in Riesengröße gezogen. Im Okulieren und Pfropfen gibt es keine Grenzen mehr, und was sich in Wirklichkeit vielleicht nicht erreichen ließ, das wurde von denkenden Gärtnern wenigstens als möglich vorgestellt.

Schon der einfache und gerade Cato hatte in der Baumzucht seine Liebhabereien, indem er hoch oben an Baumzweigen durchbrochene, mit Erde gefüllte Töpfe und Körbe anbrachte und die Zweige so zum Wurzeltreiben nötigte, worauf dieselben abgeschnitten und als selbständige Individuen verpflanzt wurden. Im übrigen aber war er ein Feind alles Unnatürlichen. Auch Varro war noch ein Freund der alten Sitte und glaubte, nur Ähnliches lasse sich auf einander pfropfen, also ein Apfelreis auf einen Birnbaum und umgekehrt, aber nicht z. B. auf eine Platane. Bei Vergil trägt bereits die Platane Äpfel, die Esche Birnen, der Erdbeerbaum Nüsse, die Kastanie Buchecken und die Ulme Eicheln und bei Columella lesen wir, jedes beliebige Reis könne auf jeden beliebigen Baum gepfropft werden. Plinius will einen Baum gesehen haben, der auf seinen verschiedenen Ästen Äpfel, Granatäpfel, Birnen, Feigen, Weintrauben, Oliven und Nüsse zugleich trug. Bei Palladius endlich und in der Sammlung der Geoponica erscheint nichts mehr unmöglich, was man früher etwa noch bezweifelt hatte.

Ferner wuchs, je mehr die Schwelgerei überhandnahm, desto mehr die Begierde, beliebte Gartenprodukte wie auch Blumen und Zierpflanzen zu jeder Jahreszeit zu erzeugen, und der Ausübung folgte die schriftliche Anweisung dazu. Schon der Kaiser Tiberius aß fast das ganze Jahr Melonen, seine Lieblingsspeise, die, in Kasten auf Rädern und durch Glasfenster geschützt, bald ins Freie, bald unter Dach gebracht wurden. Martial erwähnt, daß man damals auch

Fruchtbäume und Reben in Glashäusern künstlich trieb und zur Reife brachte, und Plinius sagt vom Gartenbau seiner Zeit: „Dieser Teil des Lebens hat schon längst den Höhepunkt erreicht, da die Menschen alles versucht haben. Es kann nichts weiter mehr ausgedacht werden und in der Tat findet man bereits seit langer Zeit kein neues Obst."

Im einzelnen sei über den Inhalt des zehnten, elften und zwölften Buches der Geoponica folgendes bemerkt:

Das zehnte Buch wird eingeleitet durch eine Erörterung über den Nutzen und die Annehmlichkeit eines Gartens und über die beste Art seiner Anlage. Daran schließen sich Belehrungen über die Aupflanzung und Pflege der einzelnen fruchttragenden Bäume. Hierauf folgen allerhand Künsteleien, wie der Kunstgriff, der Zitrone und anderen weicheren Früchten durch Umgeben der halb herangewachsenen Frucht mit Gipsformen die Gestalt eines Menschen, Vogels oder anderen Tieres usw. zu geben, durch Pfropfung auf den Maulbeerbaum rote Birnen zu erzeugen, Feigen zu erzielen, die auf einer Seite weiß, auf der anderen schwarz sind, Nüsse ohne Schalen, Kirschen und Granatäpfel ohne Kerne, rote Lilien zu erhalten, und was dergleichen Ungereimtheiten mehr sind. Gute Vorschriften werden dagegen über die Kultur des Apfel- und Birnbaumes gegeben, wenn uns auch das Mittel, recht rotwangige Äpfel zu ziehen, etwas gekünstelt erscheinen will; es wird nämlich geraten, Gefäße mit Wasser unter die Bäume zu stellen, damit die dadurch zurückgeworfenen Sonnenstrahlen zur Mittagszeit auch von unten auf die Äpfel einwirken. Nicht minder beherzigenswert sind die Ratschläge über die Zeit, wann, und die Art und Weise, wie das Obst geerntet werden soll, damit es sich lange halte. Die betreffenden Kapitel könnten in Übersetzung ohneweiters in einem Fachblatte abgedruckt werden; jeder Leser würde

glauben, daß sie aus der Feder eines erfahrenen und tüchtigen Obstzüchters der Gegenwart stammen!

Was die Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Bäume und das vorzeitige Abfallen der Früchte betrifft, so beruhen sie zumeist auf Aberglauben; zwei derselben wollen wir jedoch ihrer Originalität wegen anführen: „Begib dich, hochgeschürzt und das Haar in einen Knoten geschlungen, mit einer Axt erzürnt zu dem Baume und tu, als ob du ihn umhauen wolltest. Nun komme jemand auf dich zu, welcher dich bitten muß, den Baum nicht umzuhauen, gleichsam dafür bürgend, daß er künftig Früchte tragen werde. Scheine nun durch seine Worte überzeugt zu sein und schone seinetwegen den Baum und du wirst sehen, daß er dir in Zukunft reichlich Früchte geben wird." Mittel gegen das vorzeitige Abfallen der Frucht: „Hefte an den Stamm des Baumes den Homerischen Vers: Gefesselt lag er dreizehn Monate im harten Kerker; oder den Vers aus dem 1. Psalm: Und er wird sein wie ein Baum, welcher gepflanzt wurde nach dem Ablauf der Wässer und seine Frucht gibt zur rechten Zeit und dessen Blätter nicht abfallen."

Das elfte Buch handelt von den immergrünen Bäumen, den Blumen und Ziergewächsen. Den Kapiteln vom Lorbeerbaume, von der Zypresse, Myrte, Rose, Lilie, Viole, Narzisse und dem Efeu geht je ein anderes voraus, worin nicht ohne poetische Anmut die Entstehung dieser Pflanzen durch eine Verwandlung erzählt wird.

Den Beschluß der Abhandlung vom Gartenbau bildet das zwölfte Buch der Geoponica, worin der Anbau der verschiedenen Gemüse und deren Heilkräfte erörtert werden.



Die Gärten der Alten.

Die Anfänge des Gartenbaues verlieren sich in das Dunkel vorgeschichtlicher Zeit. Schon Lukrez ist der Ansicht, daß das Pflanzen von Bäumen als das Einfachere dem eigentlichen Feldbau vorausging: War doch die Natur selbst dem Menschen hierin das Vorbild:

„Das Vorbild, Samen zu streu'n und Bäume zu pflanzen,
War anfangs die Natur, der Dinge Erzeugerin selber.
Beeren und Eicheln fielen herab und unten entsproßten
Schwärme von junger Brut in der kommenden passenden Jahrzeit.
Drauf versuchte man auch, in den Ast zu senken den Sprößling
Und auf die Felder umhin das junge Geschosse zu pflanzen."

Es bedurfte nur eines offenen Auges und der erste Schritt auf der Bahn der Kultur war getan.

Wo aber sollen wir die Heimstätte des Gartenbaues suchen? Jedenfalls im Morgenlande, dem Ausgangspunkte der menschlichen Kultur überhaupt. Der Orientale ist infolge des heißen Klimas zum Vegetarianer gleichsam geboren. Der Genuß von Obst und Gemüse ist für ihn Lebensbedürfnis, und um dieses zu befriedigen, mußte er deren Anbau schon früh mit Sorgfalt obliegen. Bald hing er mit Liebe an der ihm ursprünglich aufgedrängten Beschäftigung. Das Gedeihen seiner Pflanzungen, das er von Tag zu Tag mit steigender Lust verfolgte, ermunterte ihn zu immer kühneren Versuchen und so gelangte er schließlich zu einer Virtuosität in der Behandlung des Pflanzenreiches, wie sie kein anderes Volk jemals erreicht hat.

Entsprechend ihrem Zwecke waren die Gartenanlagen anfangs ziemlich einfach; aber bald suchte der verfeinerte Geschmack Natur und Kunst zu verbinden. Der glühende Himmel, der Reichtum an Bäumen und Sträuchern, die Farbenpracht

der Blumenwelt erregten den Wunsch, neben dem der leiblichen Notdurft dienenden Nutzgarten einen Garten zum Vergnügen anzulegen, um daselbst alle Herrlichkeiten, die das Auge in der großen Werkstätte der Natur entzückten, im kleinen nachzuahmen und zu genießen. Und was die lebhafte Phantasie ersonnen, das ward auch ausgeführt. Hier suchte man nun Schatten und Kühlung, hier erfreute man sich an dem üppigen Grün der Wiesen, dem schimmernden Spiegel der Teiche, an dem Dufte der Blumen und Ziergewächse, dem Farbenschmucke seltener Vögel u. dgl. Es war nunmehr eine Scheidung in Kunst- und landwirtschaftliche Gärten eingetreten.

Wir haben es hier vor allem mit letzteren zu tun, können aber auch die Kunstgärten nicht ganz unberücksichtigt lassen, weil beide einander oft ergänzen.

Als Fruchtgärten glauben wir zunächst die sogenannten hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, im Altertum eines der sieben Weltwunder, betrachten zu müssen, denn Curtius sagt von den auf den künstlichen Terrassen angepflanzten Bäumen ausdrücklich: „und sie sind so fruchtbar, als ob sie in ihrem natürlichen Erdreiche ernährt würden". Diese kolossalen Anlagen, die auch Alexander der Große bewunderte, sind ein Beweis, auf wie hoher Stufe die Gartenkunst in Asien schon in frühester Zeit stand.

Auch die Perser waren große Freunde der Gärten. Die persische Bibel Zend-Avesta fordert zur Anpflanzung von Obstbäumen auf, da die Aussaat guten Samens und das Pflanzen von Bäumen so gut sei wie zehntausend Gebete hersagen, und verspricht denen, welche sich damit beschäftigen, einen Platz im Paradiese. Und die Könige selbst gingen mit gutem Beispiel voran. Cyrus, der Gründer des persischen Reiches, Xerxes, Cyrus der Jüngere förderten den Obstbau nicht nur durch weise Gesetze auf das kräftigste, sondern

waren in der Anlegung von Obstgärten auch eigenhändig tätig. Die Schriftsteller haben uns hierüber manchen schönen Zug bewahrt. Außer den landwirtschaftlichen Gärten schufen die vornehmen Perser mit Vorliebe große Parkanlagen, sogenannte Paradiese, welche ganze Wälder und Landschaften einschlossen, Landhäuser, Alleen, Tierzwinger und Vogelhäuser, Aussichtstürme, Springbrunnen u. dgl. enthielten.

Zur höchsten Blüte aber gelangte der Gartenbau in China, wo er sich schon in der ältesten Zeit zu einer förmlichen Wissenschaft entwickelte. Die Gärten der Vornehmen und namentlich die kaiserlichen Gärten hatten eine enorme Ausdehnung und entfalteten einen Luxus, der den Interessen der Landwirtschaft nicht immer zuträglich war, wenn auch Obst- und Gemüseanlagen der mannigfaltigsten Art darin keineswegs fehlten.

Gehen wir nun zu den Kulturvölkern des Abendlandes über, so finden wir auch hier rege Freude an dem Pflanzen fruchttragender Bäume und nahrhafter Kräuter.

Im alten Griechenland waren Baum- und Rebengärten ein wesentlicher Bestandteil des Besitztums. Die älteste Schilderung eines solchen Gartens findet sich im siebenten Gesange der Odyssee (114 ff.), wo die berühmten Gärten des Königs Alkinoos beschrieben werden. Diese sind mit der wunderbaren Kraft einer das ganze Jahr fortdauernden Obsternte begabt (was wohl auf die zu verschiedenen Zeiten reifenden Obstsorten oder auf die Verschiedenheit der Lage der einzelnen Pflanzungen zurückzuführen sein dürfte) und zerfallen in drei Teile: die Pflanzung stattlicher Obstbäume mit dichtbelaubtem Wipfel, reich beladen mit Birnen, Granaten, Oliven, Feigen und rötlich gesprenkelten Äpfeln; das Gefilde, mit edlen Reben bepflanzt; am Ende des Gartens aber, wo auch zwei Quellen entspringen, sind „immerduftende Beete, voll balsamischer Kräuter und tausendfarbiger Blumen"

— also mit dem Nützlichen auch das Angenehme verbunden. Ein Seitenstück zu dieser Stelle sind die Verse 219 ff. und 335 ff. des 24. Gesanges, in denen von der Tätigkeit des alten Laertes die Rede ist, wie er in dem wohlgepflegten Fruchtgarten die Erde um die Bäumchen auflockert. Sonst stimmt die Gartenanlage vollständig mit der des Alkinoos überein.

Leider machen die antiken Schriftsteller über den Gartenbau der Griechen in späterer Zeit nur äußerst spärliche Andeutungen, doch so viel scheint gewiß zu sein, daß er bei ihnen niemals auf hoher Stufe stand und seinen einfachen landwirtschaftlichen Charakter beibehielt. Großartige Parkanlagen, wie sie die Orientalen und die Römer besaßen, gab es in Griechenland nicht. Dagegen fehlte bei keinem Hause ein umfriedetes Stückchen Land, auf dem Feigenbäume, Myrtenhecken, Küchengewächse, besonders Lauch und Zwiebeln, und mitten zwischen diesen prachtvolle Rosen, Veilchen, Hyazinthen usw. gepflegt wurden. Die Blumen zog man meist des Gewinnes wegen, da die Lebenssitte und der Kultus einen großen Bedarf zu Kränzen und festlichem Schmuck forderten.

Einen neuen und großen Aufschwung nahm die Gartenbaukunst in Italien. Bereits zur Zeit der Republik gab es allenthalben zahlreiche und wohlgepflegte Obst- und Gemüsegärten, denn der praktische Sinn der Römer fand bald heraus, welche Schätze darin verborgen liegen. Als aber Rom die Weltherrschaft errungen hatte und die römischen Großen mit den Sitten der Orientalen auch deren Geschmack annahmen, da dehnte sich der Gartenbau ins ungemessene. Ein Heer von syrischen Sklaven strömte nach der Weltstadt, um bei der Anlegung von Kunstgärten mitzuhelfen und die Früchte und Gewächse des Heimatlandes hierher zu verpflanzen. Ein ganzer Kranz von duftigen Gärten umsäumte nun die An-

höhen, welche Rom einschlossen. Wir nennen nur die Gärten des Lucullus, des Pompejus, des Caesar, des Maecenas, besonders aber die herrlichen Gärten des Nero, die dem Volke geöffnet waren. Aber auch jedes Haus hatte in den inneren Hofräumen sein Gärtchen, in dessen Mitte ein Springbrunnen durch seinen Staubregen erfrischende Kühle verbreitete, und selbst auf den flachen Dächern befanden sich schattige Bäume, Efeulauben, Rosenbeete und Blumen mancherlei Art. Das grünte, blühte und duftete nun wie in den sagenhaften Gärten des Königs Midas! Bald befriedigten indes auch die Stadtgärten nicht mehr. Der vornehme Römer sehnte sich aus den entnervenden Genüssen und dem sinnbetäubenden Lärm der Hauptstadt hinaus in die stillen Täler, an die Küste des Meeres. So entstanden denn auf den Landgütern neben der villa rustica, dem Wirtschaftshofe, die villae urbanae, d. h. Herrensitze mit ausgedehnten Gartenanlagen, worin die Kunst mit der Natur wetteiferte.

Ein solcher Garten umfaßte zwei Teile: einen kleineren, den Park, und einen größeren, den eigentlichen Nutzgarten.

Der Park wieder wurde von mehreren Partien gebildet, die ein verschiedenes Aussehen hatten. Da gab es zunächst eine Abteilung, welche auch die Villa umschloß, worin die widerstrebende Natur durch die Schere und das Messer des Gärtners gewaltsam in steife und seltsame Formen gezwängt war. Hier durfte sich kein Baum oder Strauch herausnehmen, seinen natürlichen Wuchs zu entfalten. Glattgeschnittene Heckenwände, Zypressen, Taxus und Myrte, zu Pyramiden und Kegeln zugestutzt, Blumenbeete, von niedrigem Buchs eingefaßt und in streng geometrischen Formen angeordnet — so erforderte es die Mode. Dazwischen standen Figuren künstlich aus Buchsbaum geschnitten: Löwen, Tiger und Bären in Angriffsstellung, Schlangen, die sich an Bäumen hinaufwanden, Schiffe, ja selbst Buchstaben, den Namen des

Besitzers darstellend, und dergleichen Spielereien mehr. Dort stieg aus Springbrunnen, von Meisterwerken der Bildhauerkunst umgeben, die flüssige Säule hoch in die Lüfte empor, um dann als feiner Sprühregen den sattgrünen Rasenteppich zu befeuchten. Schlinggewächse, wie Efeu, Immergrün und Bärenklau, umkleideten die Terrassen und das Mauerwerk. — Daran schloß sich eine zweite Anlage, in welcher die Bäume und Sträucher frei wachsen durften. Wäldchen von Platanen (der Lieblingsbaum des Altertums, den manche sogar mit Wein begossen), Lorbeer- und Myrtengebüsche wechselten mit großen Rasenflächen ab; schattige Alleen luden an heißen Sommertagen zum Lustwandeln ein. Unter den Bäumen schlängelte sich ein Bächlein dahin, hier über Felsstücke schäumend, dort sein Wasser einem schilfumwachsenen Teiche zuführend.

Nun folgte die zweite Hauptabteilung: der Obst- und Gemüsegarten.

Es wäre schwer, die große Menge der Obstsorten aufzuzählen, welche von den Römern kultiviert wurden. Von Äpfeln wird am häufigsten der Honigapfel als die früheste Sorte erwähnt; von Birnen die syrische, die Crustuminer und die Faustbirne; von Pflaumen die armenische, die Wachs- und die Damaszenerpflaume. Außerdem wurden besonders angebaut: Oliven, Feigen, Quitten, Granatäpfel, Pfirsiche, Aprikosen, Kirschen, Mispeln, Maulbeeren, Nüsse, Mandeln und Kastanien. Ferner waren hier Weinpflanzungen, und zwar zog man die Reben sowohl an Pfählen als auch an Ulmen und Schwarzpappeln.

Der Gemüsegarten enthielt ausgedehnte Beete, auf denen alle möglichen Küchengewächse gediehen: Spargel, Kohl, Salat, Lauch, Rettige, Endivien, Malven, Bohnen, würzhafte Kräuter, Petersilie, Sellerie, Gurken, Melonen,

Kürbisse usw. Das Wasser zur Bewässerung wurde, falls es im Garten selbst keine Quelle gab, durch Röhren oft von weiter Ferne hergeleitet.

Was die Blumenkultur betrifft, so fanden außer Krokus, Narzissen, Lilien, Hyazinthen, Nelken, Goldlack und anderen Blumen namentlich die Rose und das Veilchen, als notwendige Erfordernisse des Lebensgenusses, die sorgsamste Pflege. Schon Varro rät als vorteilhaft an, wenn man in der Nähe der Stadt ein Grundstück besitze, Veilchen- und Rosengärten anzulegen, weil eben diese Blumen einen stets gesuchten Handelsartikel bildeten. Als in der Kaiserzeit der Luxus auf das höchste stieg und mit den Blumen die unsinnigste Verschwendung getrieben wurde, wollte man solche auch im Winter haben und man bezog daher Rosen und Veilchen aus Ägypten oder trieb sie unter Glas. Daß man zur Winterszeit übrigens auch Weintrauben und andere Früchte in derartigen Treibhäusern erzeugte, ersehen wir aus mehreren Epigrammen des Martial (vgl. VIII, 68; VI, 80).

Leider erhielten die Gärten in der späteren Kaiserzeit immer mehr einen rein parkähnlichen Charakter; der Fruchtgarten schrumpfte auf einen verhältnismäßig kleinen Raum zusammen oder verschwand auch ganz. Sie umfaßten nun Wälder mit Tiergehegen, künstliche Seen, zahlreiche Gebäude, großartige Vogelhäuser ꝛc. und nahmen weite Strecken des anbaufähigen Landes ein, so daß der Ackerbau oft schwer dadurch geschädigt wurde.



Der Park.

Was kann es wohl Einfacheres geben als die Anlegung eines Parkes? mag mancher Laie denken. Bäume und Sträucher, zu größeren oder kleineren Gruppen malerisch vereinigt, dazwischen Rasenflächen, ein Teich als Auge im Antlitz der Landschaft, wenn möglich, ein murmelnder Bach: und der Park ist fertig! Wer so urteilt, weiß nicht, daß auch der Park seine Geschichte hat, daß um den „richtigen Stil" desselben Jahrhunderte lang gestritten wurde und zum Teil noch gestritten wird.

Aber: de gustibus non est disputandum![1]) Ein bestimmtes Gesetz aufstellen zu wollen über das, was unbedingt den Gegenstand des menschlichen Wohlgefallens oder Mißfallens bilden müsse, ist eine mißliche Sache. Was dem einen als schön gilt, gilt oft dem andern als häßlich. Ebenso hat jedes Volk seinen besonderen Geschmack. Was wurde im Laufe der Zeiten nicht schon alles als „einzig richtiger" Parkstil gepriesen! Das Altertum, das Mittelalter, die Neuzeit, die Chinesen und Japanesen, die Italiener und Holländer, die Franzosen und Engländer: sie alle schworen und schwören auf ihren Geschmack und loben ihren Parkstil über den grünen Klee.

Welche Verschiedenheit der Begriffe! Es gab Gartenkünstler, die nur in der Nachahmung der frei waltenden Natur alles Heil erblickten. Ihnen galt also nur jener Park als höchstes Ideal, der eine reine Wildnis darstellte. Ein solches Kleinod hatte sich z. B. der Philosoph Addison herrichten lassen. Nach der Schilderung, die er davon entwirft, war alles wie Kraut und Rüben durcheinander: Blumen

[1]) Über den Geschmack läßt sich nicht streiten.

und Gemüse, Wald- und Obstbäume. Wenn er in seiner Wildnis spazieren ging, wußte er selbst nicht, ob der nächste Baum ein Birn- oder ein Apfelbaum, eine Eiche oder Ulme sein werde. Andere wieder erklärten, im Parke müsse zwar die Natur vorherrschen, aber nicht die sich selbst überlassene, sondern bereits den Stempel der schaffenden Menschenhand tragende. Mit anderen Worten: sie wollten, daß der Park mit der umgebenden Landschaft harmoniere, diese im kleinen nachbilde. Daher der englische Garten mit seinen Felsen, Ruinen und Grotten, kleinen Meiereien, Rinderherden usw. Ahmt der englische Park die Natur pedantisch nach, so gibt es für den französischen kein anderes Gesetz als die Willkür seines Schöpfers. Hier ist die Kunst allein die Herrin. Der französische Gartenkünstler sagt: Sic volo, sic jubeo[1]) und legt der Natur Daumschrauben an. Den Garten als die Fortsetzung des Hauses im Freien auffassend, behandelt er Bäume und Sträucher nur als Material für eine besondere Art der Architektur, formt aus ihnen mit der Schere grüne Wände und Bögen, Nischen, Säulen, Pyramiden, ja selbst Tier- und Menschenfiguren und zwingt sogar dem Unstetesten, dem Wasser, in Springbrunnen und Wasserkünsten feste Gesetze auf. Der moderne landschaftliche Garten endlich, dessen Schöpfer Fürst Pückler-Muskau ist, sucht beiden, der Natur wie der Kunst, gleichmäßig Rechnung zu tragen. Der Park muß, wie Pückler in seiner Schrift: „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei“ ausführt, als ein Kunstwerk seiner eigenen Art und Mittel aufgefaßt werden; sein Prinzip muß also wie bei jeder Kunst die Darstellung des Schönen sein. Der Gartenkünstler, der einen Park schaffen will, hat keine leichte Aufgabe; er soll Phantasie, ein für das Schöne empfängliches Herz und Gemütstiefe besitzen und seine Seele in sein

[1]) So will ich, so befehle ich es.

Werk hineinlegen. „Ein Garten im großen Stile ist eine Bildergalerie, bestehend aus wirklichen Wäldern, Wiesen, Gewässern, Höhen und Tiefen, das will sagen: eine Vereinigung künstlerisch hervorgerufener Ansichten, in der man, vorwärts schreitend, Bild nach Bild zu sehen bekommt. Die Mittel zu diesen Bildern sind die der Natur und die ästhetischen Gesichtspunkte für den Künstler sind Farbe, Form, Gruppierung, Verteilung von Licht und Schatten."

Die Literatur über unsern Gegenstand ist natürlich reich und wurde in neuerer Zeit durch eine vortreffliche Studie des Grafen v. Sylva-Tarouca vermehrt.[1]) Der Wert der kleinen Schrift erscheint um so größer, als ihre Sprache klar wie Kristall, dabei höchst elegant und anmutig ist.

Der Verfasser steht ganz auf dem Standpunkte des Fürsten Pückler und bezeichnet den Park als eine zu Schönheitszwecken gepflegte Landschaft. Viel wichtiger erscheint ihm aber die Frage, was ein Park nicht ist: Ein Park ist kein Garten im engern Sinne des Wortes, aber auch keine Wald- und Feldflur. Wer sich dies vor Augen zu halten weiß, wird bei Anlage oder Erhaltung seines Parkes nicht leicht in die sonst nur allzu häufigen Fehler verfallen. Die Vermeidung solcher Fehler ist überhaupt oft bei der größten Vorsicht nicht möglich. Der Park ist ja ein Kunstwerk und dazu gehört das Herz und das Auge eines Künstlers. Lessings Conti, der kluge Maler, findet den Weg weit vom Auge durch den Arm in den Pinsel. Um wie viel weiter aber ist noch der Weg aus dem Kopfe, fast möchte man sagen: dem Herzen, in die Spaten und Karren, Äxte und Sägen der Arbeiter! Und dieser Weg ist eine Sackgasse, an deren Ende Klima und Boden eine Barrikade aufgerichtet haben

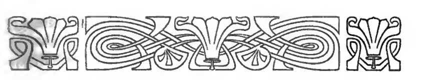
[1]) Der Park, eine Studie von Franz Graf v. Sylva-Tarouca. 1894, Wien, Wilhelm Frick.

mit der Aufschrift: Bis hieher, Menschenkind, und nicht weiter! Die Kunst ist die Darstellung des Schönen. Der Park muß schön sein. Seine Schönheit ist sein ganzer Reichtum, ja, was noch mehr ist, das Recht seiner Existenz. Ein Park, der nicht zum Auge spricht wie ein Bild, zum Herzen wie ein Lied, der nicht auf die Phantasie wirkt, steht tief unter dem Weizenfeld, dem Weingelände. Wer einen Park anlegen will, muß daher alles und jedes erst gründlich erwägen und überlegen. Freilich, lustig ins blaue hinein pflanzen ist viel einfacher als wägen, überlegen und studieren. Dafür gilt aber hier so recht: kein Fleiß, kein Preis! Auch vergesse, wer einen Park anlegen will, nicht, daß er es für seine Kindeskinder tun muß; freilich eine starke Zumutung, die aber bei näherer Überlegung viel von ihrer Schärfe verliert.

Wir haben es im vorstehenden versucht, jene Stellen aus der Schrift des Grafen v. Sylva-Tarouca, wie sie da und dort zerstreut vorkommen, herauszuheben und logisch geordnet aneinander zu reihen, die uns seine Grundideen über den Park zu enthalten scheinen. Es ist gleichsam das Gerippe, das der Verfasser in seinem Büchlein mit Fleisch und Blut ausgefüllt, die Grundlage, auf der er sein Gebäude (und welch anmutiges Gebäude!) errichtet hat. Jede Seite der Schrift zeigt, daß wir es nicht nur mit einem gewiegten Praktiker, sondern auch mit einem Philosophen und Dichter zu tun haben. Manche Stellen sind wahre Perlen poetischer Diktion.

Und noch einer Eigentümlichkeit des Verfassers sei zum Schlusse erwähnt: Er geht bei seinen Schlußfolgerungen von den allereinfachsten Wahrheiten aus, die aller Welt bekannt sind oder doch bekannt sein sollen, und zeigt an praktischen Beispielen, daß gerade gegen sie in 100 Fällen 99mal

gröblich verstoßen wird. Um nur ein Beispiel anzuführen: „Das Wasser fließt bergab" ist eine Wahrheit, die, wie man glauben sollte, schon einem kleinen Kinde bekannt ist. Jeder würde lachen, wenn man ihn darauf aufmerksam machen wollte. Und trotzdem wissen eigentlich nur wenige Menschen, daß das Wasser bergab fließt. Die geistreiche Plauderei darüber und die Nutzanwendung aus diesem „großen Axiom" (eines Beweises nicht bedürftigen Grundsatze) gehört mit zu dem Köstlichsten, was das Büchlein enthält!



Tiere und Tierzucht.

Die Tierzucht in den Geoponicis.

Obwohl sich die Viehzucht des Altertums mit der nach wissenschaftlichen Grundsätzen betriebenen Viehzucht unseres Zeitalters keineswegs messen kann, so ist ihr doch eine gewisse Originalität nicht abzusprechen. Es wurde damals manches erreicht, was auch heute noch unsere volle Beachtung verdient, wenn es auch mit Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse von geringerer Bedeutung erscheinen mag. Einiges, was z. B. in der Sammlung der Geoponica über die Viehzucht gesagt wird, ist nicht ohne Interesse[1]).

Der in Rede stehende Gegenstand wird in den Geoponicis in acht Büchern (vom dreizehnten bis zum zwanzigsten Buche) behandelt.

[1]) Vgl.: Der Acker-, Wein-, Obst- und Gartenbau in den Geoponicis, S. 23, 113, 140.

Das dreizehnte Buch bildet gewissermaßen die Einleitung und handelt von den Tieren überhaupt. Im Verlaufe desselben werden verschiedene abergläubische Schutzmittel gegen lästige oder schädliche Tiere angegeben. Um deren Art zu kennzeichnen, seien hier einige Stellen zitiert: „Die Frösche werden schweigen, wenn du eine angezündete Laterne ans Ufer des Teiches stellst. Wenn du willst, daß die Schlangen den Tauben nicht nachstellen, so schreibe an die vier Ecken des Taubenschlages den Namen Adam. Gegen Feldmäuse schützest du dich folgendermaßen: Schreibe auf ein Blatt Papier die Worte: ‚Ich beschwöre euch, Mäuse, daß ihr weder selbst mir unrecht tut noch duldet, daß mir von jemand anderm unrecht getan wird. Ich stelle das Feld (ist zu benennen, welches) zu eurer Verfügung. Wenn ich euch noch ferner hier treffe, zerreiße ich euch, bei der Göttermutter, in hundert Teile.‘ Dieses Papier ist vor Sonnenaufgang auf dem Felde, wo die Mäuse sind, gut sichtbar an einen Stein zu kleben und die Mäuse werden binnen kurzem verschwinden." So ungereimtes Zeug hat gewiß kein denkender Landwirt geschrieben und wir können es daher wie auch andere ähnliche Sachen getrost dem Bearbeiter oder Sammler der Geoponica aufs Kerbholz schreiben.

Sodann folgt die eigentliche Abhandlung über die Zucht der Haustiere, und zwar beschäftigt sich das vierzehnte Buch mit der Aufzucht und Pflege des Geflügels. Besonders warm wird die Zucht der Tauben empfohlen, sowohl wegen des Mistes, welcher für den besten galt, als auch wegen der großen Fruchtbarkeit dieser Tiere, so daß der Verkauf der Jungen viel Geld eintrug, ganz abgesehen von den äußerst geringen Kosten ihrer Haltung. In den Kapiteln über die Hühner und Gänse geschieht des bereits von den alten Ägyptern geübten Kunstgriffes Erwähnung, die Eier durch die natürliche Wärme des Taubenmistes auszubrüten. Ein

weiteres Kapitel handelt von der Erzeugung großer Eier und Gänselebern, eines schon damals geschätzten und viel begehrten Leckerbissens.

Hier müssen wir auch auf die eigentümliche Erscheinung hinweisen, daß das Altertum in der Zähmung der Vögel Bahnen betreten und Erfolge erreicht hat, welche in der späteren Zeit wieder fallen gelassen worden sind. So hatten die Ägypter einen großen Wasservogel, in unbestimmter Weise Reiher genannt, die Griechen und Römer den Kranich, den Storch, den Schwan, den Fasan, von kleineren Vögeln das Rebhuhn, die Wachtel, die Drossel und andere gezähmt und als Hausgenossen erworben (Viktor Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere). Wie viele Errungenschaften und Erfindungen des Altertums mögen überhaupt verloren gegangen sein, ohne daß wir deren einstige Existenz ahnen, nur nach dem zu schließen, was in den spärlichen Resten der großartigen antiken Literatur (diese Reste sind in der Tat nur Brosamen eines reichen Gastmahles!) als Nachricht auf unsere Tage gekommen ist. Man denke nur an die Kunst der Ägypter, Kupferstahl zu erzeugen, d. h. dieses weiche Metall ebenso zu härten wie Eisen; oder an das als Staatsgeheimnis behandelte sogenannte griechische Feuer, das unter Wasser ebenso intensiv brannte wie an der Luft; oder an den Mann bei Tacitus, welcher sich vor dem Kaiser Nero mit dem von ihm erfundenen unzerbrechlichen elastischen Glase, bezw. einem Kruge daraus, produzierte, auf den Befehl Neros aber wegen der Gefährlichkeit des Geheimnisses — denn wie leicht konnte infolgedessen eine Entwertung des Silbers und Goldes eintreten und der daraus entstehende Aufruhr ihm Thron und Leben kosten — sofort nach der Produktion hingerichtet wurde. Selbstverständlich darf man nicht alles, was die antiken Schriftsteller berichten, auf Treu' und Glauben annehmen, im allgemeinen aber haben wir

keinen Grund, die Wahrheit ihrer Mitteilungen bloß deshalb zu bezweifeln, weil sie uns manchmal etwas phantastisch erscheinen. Das beste Beispiel bietet hier Herodot. Seine Berichte über die Wunder Ägyptens wurden fast anderthalbtausend Jahre lang als „naive Märchen" belächelt und er selbst „der Vater der Lügner" genannt und doch muß man heutzutage mit Friedrich v. Schlegel bekennen: „Je gründlicher die Forschungen der modernen Gelehrten waren, umsomehr stieg auch ihre Achtung und Ehrfurcht vor Herodot."

Das fünfzehnte Buch enthält eine vorzügliche Abhandlung über den Nutzen der Bienen und die Heilkraft des Honigs. Der letztere galt das ganze Altertum hindurch als eine Art Panazee oder Wundermittel gegen alle Leiden und schon Demokritos antwortete auf die Frage, auf welche Weise der Mensch gesund bleibe und ein hohes Alter erreiche: Außen Öl, innen Honig! Weiters wird auch die sogenannte Urzeugung erörtert, an welche man im Altertum ganz allgemein glaubte. Es wird z. B. ganz im Ernste behauptet, daß Bienen aus dem Kadaver eines Ochsen entstehen können. Selbst Aristoteles und Theophrast hatten bereits gelehrt, daß viele Tiere von selbst entstehen, und zwar aus faulender Erde, dem Schlamme der Flüsse und Sümpfe, aus modernden Baumstämmen usw. Unter den lebenden Tieren und den Pflanzen würden, heißt es in den Geoponicis weiter, einige in andere verwandelt; so verwandle sich die Blüte der Eruca (wilder Kohl) in einen Schmetterling, die Wassernatter, wenn die Gewässer austrocknen, in eine Viper usw.

Im sechzehnten Buche finden sich sehr ausführliche Vorschriften über die Aufzucht und Pflege der Pferde, Esel und Kamele sowie eine Menge Mittel, Krankheiten dieser Tiere zu heilen. Ein Kapitel lehrt auch das Alter der Pferde nach der Zahl und Beschaffenheit der Zähne bestimmen. Das siebzehnte Buch befaßt sich in ähnlicher Weise mit den Rindern.

Eine sehr sorgfältige Behandlung erfährt die Aufzucht der Kälber und die Mastung der Rinder.

Den Gegenstand des achtzehnten Buches bilden Vorschriften über die Schafzucht und die Bereitung von Käse. Für die Prüfung der Milch, ob sie nämlich gewässert ist oder nicht, wird ein sehr einfaches Verfahren angegeben: „Träufle Milch auf den Nagel; fließt sie schnell ab, so ist Wasser beigemischt, bleibt sie am Nagel hängen, so ist sie rein."

Das neunzehnte Buch handelt von der Wartung und Pflege der Hunde, Schweine, Hasen und Hirsche. Bei der Jagd der letzteren wird auch das „Verlappen" erwähnt: „Die Hirsche fürchten sich vor einem ausgespannten Stricke, woran Federn hängen; sie werden nämlich durch die vom Winde bewegten Federn erschreckt und können so, wenn man einen gewissen Umkreis damit umgibt, an den Ort gebannt und leicht gefangen oder erlegt werden." Gegen den Milzbrand der Schweine wird empfohlen, ein glühendes Eisen in Wasser zu tauchen und letzteres dann, mit Essig gemischt, den Tieren zum Saufen zu geben. Der Schluß des Abschnittes bespricht die Konservierung des Fleisches.

Das zwanzigste und letzte Buch der Geoponica endlich enthält Belehrungen über die Ernährung und über den Fang der Fische, zu welchem Zwecke eine Menge von Fischködern angeführt und die Art und Weise ihrer Bereitung angegeben wird.



Verkannte Wohltäter des Landwirtes.



Es ist eine unleugbare Tatsache, daß trotz alles rationellen Betriebes der Land- und Forstwirtschaft das Heer der schädlichen Insekten von Jahr zu Jahr größer, ihr Treiben in Feld und Wald immer verderblicher wird. So wird z. B. der jährliche Schaden, den die Insekten an der Ernte der Vereinigten Staaten von Amerika anrichten, von Prof. Wachtl auf etwa eineinhalb Milliarden Kronen (ein Zehntel der Ernte), der in Österreich an den vier Hauptgetreidearten verursachte Schaden im Jahrsdurchschnitte auf siebenundachtzig Millionen Kronen geschätzt. Der Grund liegt unter anderem darin, daß uns das Leben jener Tiere, welche die Natur selbst als Wächter des Gleichgewichtes in ihrem Haushalte eingesetzt hat, nicht immer heilig ist. Leider werden oft gerade die nützlichsten Tiere rücksichtslos weggeschossen oder gefangen, zumeist aus Unverstand und Unkenntnis ihres wohltätigen Wirkens.

Ist es nicht eine Schande für das zwanzigste Jahrhundert, daß ein für die Landwirtschaft so nützliches Tier wie die Fledermaus aus purem Aberglauben immer noch verfolgt und totgeschlagen wird? Und doch steht diese nächtliche „Seglerin der Lüfte" der Schwalbe hinsichtlich des Nutzens in nichts nach. Ihre Gefräßigkeit ist so groß, daß sie nach der übereinstimmenden Angabe der Beobachter bis 30 Maikäfer oder mehrere Tausend kleiner Insekten verzehrt, ohne gesättigt zu sein. Wie arg sie unter dem nächtlichen Gesindel wütet, davon können wir uns überzeugen, wenn wir nach einer warmen Sommernacht durch eine Allee schreiten; der Boden ist dann oft dicht übersät mit Beinen und Flügeln von Schmetterlingen und Käfern, den Abfällen ihrer Mahlzeit. Man sollte daher die Fledermäuse auf

jede mögliche Weise schützen, umsomehr, als es überhaupt nur wenige Tiere gibt, welche auf die schädlichen Nachtinsekten Jagd machen. Leider räumt der rationelle Forstbetrieb mit den hohlen Bäumen, den natürlichen Schlupfwinkeln der Fledermäuse wie auch der Eulen, Spechte, Meisen usw., immer mehr auf. Die natürliche Folge hievon ist, daß in strengen Wintern Tausende dieser Geschöpfe zugrunde gehen. Die Nistkästchen, die man hie und da zum Ersatze anbringt, gewähren gegen starke Kälte keinen genügenden Schutz und werden auch von Fledermäusen, gleichwie von einzelnen Vogelgattungen nicht benützt. Was Wunder, daß sich die schädlichen Insekten ins unendliche vermehren und in Wald und Flur furchtbare Verheerungen anrichten!

Ebenso wichtig und unentbehrlich wie die Tätigkeit der Fledermaus in dem nächtlichen Luftkreise ist das nützliche Wirken des Maulwurfes in der Erde dunklem Schoß. Da der Appetit des kleinen unterirdischen Gnomen gewaltig ist — er braucht täglich das Doppelte seines Gewichtes an Nahrung und schon ein zwölfstündiges Fasten wird ihm tödlich — so vertilgt er während des Jahres einige Millionen von Engerlingen, Werren, Insektenlarven und jungen Mäusen. Was kann es daher Unsinnigeres geben, als wenn der Landwirt diesem seinen besten Freunde wegen des verhältnismäßig geringen Schadens, den er durch Beschädigung von Pflanzenwurzeln beim Wühlen und durch das Aufstoßen des Bodens anrichtet, wie einem Verbrecher überall nachstellt und den Garaus macht?

Wie zäh Jahrhunderte alte Vorurteile in den Köpfen der Menschen haften und wie unendlich langsam die richtige Erkenntnis sich Bahn bricht, dafür ist die mit größtem Abscheu betrachtete und doch so harmlose und überaus nützliche Kröte ein lehrreiches Beispiel. Kein Tier ist wohl seit Jahrtausenden mit so grimmiger Wut verfolgt worden. Und

warum? Weil sie nach menschlichen Begriffen häßlich ist. Denn daß die Kröte giftig ist, kann wohl nur ein Kind glauben; der Saft, den sie in der Angst vor einem Feinde absondert, ist ihr einziges Verteidigungsmittel und greift nicht einmal die äußere Haut an, sondern rötet nur die feinere Haut der Lippen usw. Da die Kröte von nächtlichen Insekten, Nachtschnecken, verschiedenen Käfern und glatten Raupen lebt, so spielt sie im Haushalte der Natur dieselbe Rolle wie die Fledermaus. Verständige Gärtner halten sie daher in den Gemüsegärten, wo sie durch Vertilgung der Raupen treffliche Dienste leistet.

Ganz unverdient fällt vielerorts die ebenfalls harmlose Blindschleiche der menschlichen Torheit zum Opfer. Dieses zierliche Tierchen hat seinen Namen eigentlich mit Unrecht, denn es erfreut sich eines sehr guten Sehvermögens und das kleine Auge mit der goldigen Regenbogenhaut und dem dunklen Sterne ist an ihm gerade das Schönste. Da die Blindschleiche eine Menge Nachtschnecken, glatte Raupen und ähnliches schädliches Ungeziefer vertilgt, so sollte jeder Gebildete es als Pflicht betrachten, ihrer Verfolgung nach Kräften zu steuern.

Großen Nutzen stiften, ohne daß man hievon jedoch die geringste Notiz nähme, unter den Insekten die Schlupfwespen. Die Weibchen legen nämlich in Raupen, Käfer und deren Larven usw. ihre Eier und die Schlupfwespenlarven nähren sich dann auf Kosten des Wirtes, so daß dieser zugrunde geht. Auf diese Weise wird eine unberechenbare Menge von Schädlingen vernichtet, viel mehr als durch alle künstlichen Vertilgungsmaßregeln der Menschen zusammengenommen.

Endlich besitzt der Landwirt auch unter den Würmern einen guten Freund, der für ihn unermüdlich tätig ist, an den er aber am allerwenigsten denkt: es ist das der Regenwurm. Kein Tier hat so viele Feinde: Der Maulwurf, der

Igel, die Spitzmaus, die meisten Vögel machen auf ihn Jagd und verspeisen ihn als einen Leckerbissen; auch der Mensch verfolgt ihn, weil er angeblich die zarten Wurzeln der Pflanzen frißt. Und doch ist er gänzlich unschuldig. Der Arme müßte Hungers sterben, wenn er auf solche Nahrung angewiesen wäre, denn sie ist ihm noch viel zu hart. Ihm munden nur verfaulte Blätter und verwesende mürbe Pflanzenteile. Gerade der Regenwurm verdient unser besonderes Interesse, denn er ist keineswegs jenes wertlose Geschöpf, das jeder verächtlich zu zertreten sich für berechtigt hält; die Studien und Versuche von Darwin und Hensen haben vielmehr unwiderleglich dargetan, daß das unscheinbare Tier für den Naturhaushalt von der größten Bedeutung ist. Indem nämlich die Regenwürmer Erde in großer Menge verschlucken, teils um sich ihren Weg durch festeren Boden zu bahnen, teils um die darin enthaltenen organischen Stoffe als Nahrung zu benützen, gehen die sämtlichen oberen Erdschichten beständig durch ihre Därme und werden so in fetten fruchtbaren Humus verwandelt. Hensen berechnet ihre Anzahl für ein Hektar auf ungefähr 130.000 Stück, die zusammen ein Gewicht von 400 Kilogramm haben und in 24 Stunden etwa 66 Kilogramm Humus erzeugen. Nach Darwins Berechnungen breiten die Würmer auf 1 Quadratmeter Fläche jährlich gegen 5 Kilogramm Exkremente aus, was in zehn Jahren pro Hektar eine 2—3 Zentimeter dicke Schicht gibt. Der Regenwurm ist somit für die Pflanzenwelt das wichtigste und nützlichste Geschöpf.

Alle hier angeführten Tiere, die man leider nur als die Parias der Tierwelt betrachtet und behandelt, verdienen die ernsteste Aufmerksamkeit der Landwirte. Möchten diese doch endlich alle ihre Freunde und Bundesgenossen im Kampfe ums Dasein kennen und schätzen lernen!



Über Behandlung der Haustiere.

Man hat behauptet, daß die Waffen den Gradmesser der Kultur eines Volkes bilden; im großen ganzen gilt dasselbe von der Behandlungsweise der Haustiere, da diese mit der Entwicklung des menschlichen Geschlechtes gleichen Schritt hält.

Als der Mensch vor uralter Zeit mit den Tieren des Waldes noch um die Nahrung kämpfte, da mußte er ihnen natürlich als Mitbewerbern im Kampfe ums Dasein in grimmiger Feindschaft gegenüberstehen. Wenn das entblößte und kahle Land weder Baumfrüchte noch Wurzeln — wohl seine ursprüngliche Nahrung — mehr bot, wurde er gezwungen, zur Erhaltung des Lebens den Raubtieren nachzuahmen. Gewiß vermochte ihn anfangs nur der wütendste Hunger, den Widerwillen gegen die grausige Speise zu überwinden; öftere Wiederholung schwächte aber allmählich den Eindruck und schließlich fand er an dem Fleische der Tiere sogar Geschmack. Als er vollends durch Zufall dahinterkam, daß das Feuer den Wohlgeschmack bedeutend erhöhe, zog er die Fleischkost jeder anderen Nahrung vor. Allein das fortwährende Jagen und Morden lichtete nicht nur das Wild sehr stark, sondern war auch mit viel Mühe und Gefahr verbunden, so daß der Mensch bald daran dachte, sich auf andere Weise, durch Zähmung und Züchtung gewisser Tiere, Fleisch zu verschaffen; aus dem Jäger wurde der Hirt und Viehzüchter. Auf dieser Kulturstufe begegnen wir nunmehr den ersten Anfängen des Schutzes und der Schonung der Tiere; denn die zu dem genannten Zwecke tauglich befundenen Haustiere mußten nicht nur gegen die Angriffe ihrer Feinde verteidigt, sondern auch sorgsam gepflegt werden. Die Viehzucht führte aber den Menschen fast

notwendig zum Ackerbau, dem bedeutendsten Hebel des Fortschrittes.

Bei den Kulturvölkern des Altertums war die merkwürdige Lehre von der Seelenwanderung (Metempsychose) ein mächtiger Antrieb zur wohlwollenden Behandlung der Tiere, die man als in der Entwicklung begriffene Menschen oder als Wohnstätten menschlicher Seelen betrachtete, welche hier wegen der im Leben begangenen Sünden einen Läuterungsprozeß durchzumachen hatten. Diese freundliche Behandlung steigerte sich zuweilen bis zur Verehrung, ja selbst Heilighaltung besonders nützlicher Arten. So galt in Ägypten und Indien die Kuh als heilig und durfte nicht geschlachtet werden; dasselbe war in Italien betreffs des Ackerstieres der Fall, dessen Tötung das römische Gesetz mit dem Exil bestrafte. Bei den Germanen wieder stand das Pferd in großer Ehre. Allerdings genossen anderseits auch hervorragend schädliche Tiere, wie das Krokodil, der Tiger, der Löwe 2c., dieselbe abgöttische Verehrung, aus dem einfachen Grunde, weil man durch unterwürfigen Sinn den drohenden Schaden abzuwenden hoffte. Denn dem naiven Naturmenschen erschienen die Tiere, von denen er sich durch Stärke, Schnelligkeit, Schärfe der Sinne übertroffen sah und deren Schlauheit, Klugheit und Kunstfertigkeit zu bewundern er so oft Gelegenheit hatte, als mit übernatürlichen Kräften ausgestattet. — Auch die meisten griechischen Philosophen nahmen sich der Haustiere, der Gehilfen und Ernährer des Menschen, aufs eifrigste an. Pythagoras gab z. B. seinen zahllosen Anhängern nicht nur ausführliche Vorschriften über ihre Schonung, namentlich die der Rinder, sondern forderte überhaupt gänzliche Enthaltung von tierischer Nahrung. Von der erhabenen Denkart dieses Philosophen zeugt unter anderm der von Apuleius über ihn aufbewahrte Zug, wie er den Fischern ihren Fang, während das Netz noch unter dem Wasser ist, abkauft, um

sodann allen gefangenen Fischen die Freiheit zu schenken. Wir haben vollen Grund anzunehmen, daß die Lehren des Pythagoras auch von seinen Schülern befolgt wurden, und zwar können wir das aus der Liebe und Verehrung schließen, welche sie dem Meister entgegenbrachten.

Im Gegensatze zu den alten Philosophen vertraten die neueren zum großen Teile die Ansicht, daß die Tiere nur Sachen und daher vollständig rechtlos seien. Namentlich lehrte dies im XVII. Jahrhunderte der berühmte französische Philosoph Cartesius (Descartes), welcher die Behauptung aufstellte, die Tiere seien bloße Automaten oder wandelnde Maschinen, hätten kein Bewußtsein ihrer selbst und wüßten sich von der Außenwelt nicht zu unterscheiden. Mit dem Worte „Instinkt" glaubte man alles abgetan und erklärt zu haben. Erst Schopenhauer, dessen Lehre in der altindischen Philosophie wurzelt und vom Geiste des tiefsten Mitleides mit aller lebenden Kreatur durchweht ist, läßt den Tieren ihr Recht widerfahren.

Infolge des großartigen Aufschwunges der Naturwissenschaften während der letzten Jahrzehnte und der dadurch neu erwachten Liebe zur Natur beginnt erfreulicherweise in immer weiteren Kreisen die Erkenntnis platzzugreifen, daß auch die Tiere mit gewissen — wenn auch niederen — seelischen und geistigen Fähigkeiten ausgerüstet sind und daher von seiten des Menschen auch die Erfüllung gewisser Pflichten beanspruchen dürfen. Überall haben sich freiwillige Gesellschaften zum Schutze der Tiere gebildet, welche sich die schöne Aufgabe stellen, jeden ihnen bekannt gewordenen Fall von Tierquälerei zur Anzeige, beziehungsweise gesetzlichen Bestrafung zu bringen, das Volk durch populäre Flugschriften über die richtige Behandlung der Haustiere zu belehren, Handwerkern für die Erfindung passender Zuggeschirre, Fahrzeuge usw. Prämien zu erteilen, Preise auszuschreiben für

Pläne von Stallungen, die den gesundheitlichen Anforderungen am besten entsprechen, und dergleichen mehr. Da die Wirksamkeit derartiger Vereine aber nur eine lokale sein kann, so genügen sie noch keineswegs; es müssen auch große internationale Tierschutzvereine gebildet, Vereinbarungen zwischen den einzelnen Staaten getroffen werden, damit gewisse für die Landwirtschaft nützliche Tiergattungen, besonders einzelne Vogelarten — wie die Schwalbe, der Star und die Wachtel durch massenhaftes Wegfangen, der Kiebitz und viele Seevögel durch das Einsammeln ihrer Eier — nicht gänzlicher Ausrottung zum Opfer fallen, wie das mit der einen oder der anderen Tierart tatsächlich schon geschehen ist. Denn was früher nur große Erdkatastrophen vermocht hatten, das ist der menschlichen Habsucht glücklich gelungen; man denke nur an die Schlächtereien unter den Walen und Robben in den nordischen Gewässern, wodurch mehrere Arten bereits vernichtet, andere dem Aussterben nahe gebracht wurden, ferner an den Auerochs, den Elch, den Biber, den Steinbock, wovon nur noch wenige Exemplare vorhanden sind!

Die Tierschutzvereine haben aber nicht nur eine schöne, sondern sie haben auch eine schwere Aufgabe; denn es erfordert große Selbstverleugnung, Jahre lang gegen eingewurzelte Vorurteile geduldig und unermüdet und dabei oft vergeblich anzukämpfen. Wann wird man endlich die Stiergefechte und Hahnenkämpfe, die Parforcejagden und Fuchshetzen, die Taubenschießen usw. abschaffen? Ist es nicht genug, daß uns die Tiere mit ihrer Milch ernähren und mit ihrer Wolle kleiden; daß sie uns oft bei dem kärglichsten Futter als die unermüdlichsten und gehorsamsten Gehilfen bei der Arbeit unterstützen; daß der Mensch sie bis in das höchste Alter anstrengt und ihnen das Mark aus den Knochen arbeitet, bis sie unter seinen Streichen erliegen; daß täglich ungezählte Tausende, um ihn mit Fleisch zu versorgen, in

der Schlachtbank ihr Leben lassen; daß sie der Wissenschaft als unentbehrliche Objekte für die furchtbaren Vivisektionen dienen müssen? Müssen sie auch noch zu Tode gehetzt, zu Tode gepeitscht, auf die schauderhafteste Weise langsam zu Tode gemartert, muß das trostlose Elend des menschlichen Lebens in der Tierwelt nutz- und zwecklos durch unsere Schuld um das Hundertfache gesteigert werden? Nicht minder zu verurteilen ist das Halten von Vögeln in Käfigen; man sage, was man will: es ist und bleibt eine Grausamkeit, Wesen, denen das Umherschweifen im freien, unermeßlichen Äther Lebensbedürfnis ist, in enge Kerker einzusperren. Man schütze die nützlichen Vögel vor ihren Feinden, mache ihnen den Aufenthalt in den Gärten durch Anbringung von Nistkästchen, im Winter durch Ausstreuen von Futter und durch ähnliche Vorkehrungen angenehm und man wird beim Anhören ihrer munteren Lieder nicht nur ein wahrhaft edles Vergnügen genießen, sonderen außerdem in einer reichen Obst- und Getreideernte einen sehr greifbaren materiellen Lohn einstreichen!



Die Wertschätzung des Hundes.

Als der Mensch in grauer Vorzeit den Hund als Haustier aufnahm, war er sich wohl schwerlich der Wichtigkeit dieser Erwerbung bewußt. Er gewann an ihm nicht nur einen unzertrennlichen Begleiter und unermüdlichen Wächter und Beschützer der Herde, sondern überhaupt einen Gehilfen bei fast jeder Art von Tätigkeit. Denn da der

Hund merkwürdige Spuren von Intelligenz und eine große Abrichtungsfähigkeit zeigte, wurde er im Laufe der Zeit eine Art Universalgenie. Von der einfachsten und unbedeutendsten Dienstleistung angefangen bis hinauf zu dem wichtigen Werke der Menschenrettung — überall hat er sich auf das glänzendste bewährt und einzelne unter ihnen (wir erinnern nur an den Bernhardinerhund Barry, der vierzig Menschen das Leben rettete) sind sicherlich eines ehrenden Denkmals aus Erz oder Marmor würdig. Der großen Leistungsfähigkeit entsprechend, war sein Ansehen in der Tat zu allen Zeiten und bei allen Nationen — mit wenigen Ausnahmen — ein hohes und seine Züchtung stets Gegenstand der größten Sorgfalt.

Allein ebenso gewiß ist es, daß der Beweggrund dieser Wertschätzung in der Mehrzahl der Fälle ein rein materieller ist. Den meisten gilt der Hund eben nur als tüchtiger und billiger Arbeiter, der bei der kärglichsten Nahrung, der härtesten Behandlung stets gleich willig und dienstbereit ist. Wenn Undank der Welt Lohn ist, so muß ihn vor allem dieses grundehrliche Tier erfahren. Man kümmert sich meist herzlich wenig um sein Wohl und Wehe; ist ja doch der Ausdruck „ein Hundeleben" so recht bezeichnend für ein Dasein, das an der äußersten Grenze des Erträglichen steht! Und doch kann nicht oft genug wiederholt werden, daß der Hund mit einem ganz anderen Maßstabe gemessen werden muß als alle anderen Haustiere. Alle jene Eigenschaften, um derentwillen er vorzugsweise geschätzt wird, hat er mit anderen Tieren gemein: An Schnelligkeit und Ausdauer übertrifft ihn das Pferd; in bezug auf Klugheit und Gelehrigkeit ist ihm der Elefant mindestens ebenbürtig; in der Wachsamkeit läuft ihm die Gans den Vorrang ab und was will seine Spürkraft heißen gegenüber dem feinen Geruchsinne seiner wilden Stammesverwandten, des Wolfes,

des Fuchses usw.? Nur durch zwei Eigenschaften überragt er alle Tiere um Riesengröße, ist er ein Unikum in der Tierwelt: durch ein Gemüt, dem jedes Falsch gänzlich fremd ist, und durch die wunderbare, unveränderliche Zuneigung zum Menschen, die ihn zu dessen verläßlichstem Gefährten, ja zum Freunde im wahren Sinne des Wortes macht:

„Als einst die Treue sich aus dieser Welt verloren,
Hat sie zu ihrem Sitz des Hundes Herz erkoren.“

Diese beiden Eigenschaften bilden den wahren, jedoch viel zu wenig gewürdigten Maßstab seiner Wertschätzung. Das haben schon die alten Deutschen erkannt, bei denen ein Pferd z. B. nur sechs, ein Hund dagegen zwölf Schillinge galt. Aber freilich nahm er mit ihnen an der ehrendsten Beschäftigung teil: er war ihr Genosse in Kampf und Streit. Ist es doch bekannt, daß die Römer nach dem Siege über die Cimbern noch einen harten Kampf mit deren Hunden zu bestehen hatten, die das Gepäck bewachten.

Welch rührendes Denkmal setzt diesen Charakterzügen Vater Homer! Der Dulder Odysseus kehrt nach zwanzigjähriger Abwesenheit heim in sein Besitztum, unerkannt von Weib und Kind. Aber sein Hund Argos, vom Alter geschwächt und verwahrlost auf dem Dünger liegend, erkennt ihn sofort. Freudig mit dem Schweife wedelnd, begrüßt er ihn und strengt die letzten Kräfte an, ihm entgegenzueilen. Allein die Kräfte versagen; die Freude hat sie vollends erschöpft — er stirbt vor den Augen seines Herrn. — Die unveränderliche Treue und Anhänglichkeit des Hundes zeigt sich jedoch nicht nur im Leben, sondern sie dauert auch über das Grab hinaus. Kommt es doch nicht selten vor, daß er vor Schmerz über den Tod seines Herrn alle Nahrung verschmäht und auf dem frisch aufgeworfenen Grabhügel seine Seele aushaucht.

Der große englische Dichter Byron stiftete seinem Hunde ein Denkmal aus Marmor mit der Inschrift:

„Die ihr dies Denkmal schaut, entfernt euch! Keinen
Ehrt es, den ihr verlanget zu beweinen:
Der Stein birgt eines Freundes Reste mir;
Nur einen kannt' ich — und der ruhet hier."

„Es ist", wie ein anderer Schriftsteller sagt, „unrecht, wenn man den Ausdruck ‚hündisch' im schlechten Sinne gebraucht oder das urehrliche Wedeln als etwas Gemeines betrachtet. Beide Redensarten sind dem äußeren Gebaren des Hundes entlehnt und tun seiner edleren Natur keinen Eintrag."

Wie vielen Tausenden, denen das Schicksal tiefe Wunden geschlagen oder die sich, in ihrem Vertrauen zu den Menschen getäuscht in die Einsamkeit zurückgezogen haben, ist der Hund der einzige Freund und Tröster! Sein treues, ehrliches Gemüt ist Balsam für ihre Wunden und lindert ihren Schmerz. Und so ist es denn begreiflich, daß in der Regel nur der Unglückliche oder Einsame den Hund nach seinem wahren Werte schätzt, während alle jene, denen das Leben gehalten, was es versprochen, ihm meist mindere Anerkennung zollen, ja vielleicht verächtlich auf ihn blicken. Ein auffälliges Beispiel bieten uns statt vieler zwei unserer größten Geistesheroen: Schopenhauer und Goethe. Dieser, umstrahlt von der Sonne des Glückes, mitten im regsten Leben wirkend und schaffend, vergöttert von den Zeitgenossen, jener ein einsamer Denker, unbeachtet von der Mitwelt, seine Lehre totgeschwiegen — wie verschieden urteilen beide über den Hund! Während Goethe, von Abneigung gegen ihn erfüllt, seine Mißachtung in einem Epigramm scharf genug ausspricht, ist Schopenhauer der wärmste Freund und Verteidiger des Hundes. Wo sich nur Gelegenheit bietet, bricht er für seinen Liebling eine Lanze, wie er überhaupt als beredter Anwalt

der recht- und schutzlosen Tierwelt auftritt. So eifert er z. B. in seiner derben Weise gegen die Unsitte, den Hund an die Kette zu legen, wie folgt: „Den alleinigen wahren Gefährten und treuesten Freund des Menschen, diese kostbarste Eroberung, die je der Mensch gemacht, wie Fr. Cuvier sagt, und dabei ein so höchst intelligentes und feinfühlendes Wesen wie einen Verbrecher an die Kette legen, wo er vom Morgen bis zum Abend nichts als die stets erneuerte und nie befriedigte Sehnsucht nach Freiheit und Bewegung empfindet, sein Leben eine langsame Marter ist und er durch solche Grausamkeit endlich enthundet wird, sich in ein liebloses, wildes, untreues Tier, vor dem Menschen stets zitterndes und kriechendes Wesen verwandelt! Lieber wollte ich einmal bestohlen werden, als solchen Jammer, dessen Ursache ich wäre, stets vor Augen haben. Es sollte verboten sein und die Polizei auch hier die Stelle der Menschlichkeit vertreten. Auch alle Käfigvögel sind schändliche und dumme Grausamkeit." (Parerga II, S. 403.) Und an anderer Stelle: „Den Vogel, der organisiert ist, die halbe Welt zu durchstreifen, sperrt er in einen Kubikfuß Raum, wo er sich langsam zu Tode sehnt und schreit, und seinen treuesten Freund, den so intelligenten Hund, legt er an die Kette! Nie sehe ich einen solchen ohne inniges Mitleid mit ihm und tiefe Indignation gegen seinen Herrn." (Ebd. S. 318.) — Mit Recht stellt Schopenhauer den Grundsatz auf: „Das Mitleid mit Tieren hängt mit der Güte des Charakters so genau zusammen, daß man zuversichtlich behaupten darf, wer gegen Tiere grausam ist, könne kein guter Mensch sein." Daher ermüdet er nicht, immer und immer wieder Tierschutz und Tierschonung zu predigen und mit Abscheu und Entrüstung die Quälereien und Mißhandlungen zu brandmarken, welchen die Tiere, die treuen Gehilfen der menschlichen Arbeit, oft unverdienter Weise ausgesetzt sind.

Nun, zwar ist noch so manches „faul im Staate Dänemark", doch wie in vielen Dingen, so ist es auch in dieser Hinsicht besser geworden. Hoffen wir, daß es dem naturwissenschaftlichen Unterrichte in den Volksschulen sowie den Belehrungen der Tierschutzvereine gelingen werde, allmählich auch in den breiteren Volksschichten einer besseren Behandlung der Tiere Bahn zu brechen!



Die Hausziege.

Unter den landwirtschaftlichen Nutztieren nimmt die Ziege einen hervorragenden, an vielen Orten sogar den ersten Rang ein. Durch sie allein ist die Ausnutzung schwer zugänglicher grasreicher Stellen in Gebirgsgegenden ermöglicht, so daß die hier weidenden Ziegenherden einen wesentlichen Teil des nationalen Wohlstandes bilden. Außerdem sind einzelne Abarten derselben, wie die Kaschmir- und die Angoraziege, auch in industrieller Beziehung außerordentlich wichtig.

Der gedrungene Körper mit dem keilförmigen Kopfe, die großen, neugierigen Augen, der stattliche Kinnbart, die schmalen Ohren und das kurze aufrechtstehende Schwänzchen machen die Ziege zu einem drolligen Tiere, dem wir auf den ersten Blick gewogen sein müssen, wenn uns auch der durchdringende Geruch mancher „uxor olentis mariti" [1]) nicht absonderlich behagen will. Unverwüstliche Lebenslust ist der

[1]) Gattin des übelduftenden Gatten.

Hauptzug ihres Wesens. Man kann, ohne zu ermüden, stundenlang dem Treiben einer Ziegenherde zusehen, wie die Tiere einander necken, in tollen Sätzen von Felsblock zu Felsblock springen und vor Ausgelassenheit nicht wissen, wie sie sich gebärden sollen. Deshalb sind sie äußerst schwer beisammenzuhalten und ihre Hut erfordert keine geringe Umsicht; schon Columella verlangt vom Ziegenhirten, er müsse, da „das Ziegenvieh rasch und kühn ist", ein rüstiger, ausdauernder Mann sein, der mit Behendigkeit über Felsen, durch Einöden, Dorngebüsch und Gestrüpp setzen könne. Köstlich ist auch die Neugierde, mit der die Ziege unbekannte Gegenstände mustert. Freilich schlägt ihr Temperament im Alter häufig in das Gegenteil, in Eigensinn und Bosheit um; selbst der so mutwillige Leiter der Herde wird dann oft von Anwandlungen düsteren Trübsinnes heimgesucht und beschließt seine Tage am liebsten in stiller, weltverachtender Beschaulichkeit.

Die Ziege ist mit Recht die Milchkuh des armen Mannes genannt worden. Sie liefert ihm und seiner Familie täglich eine große Menge gesunder und kräftiger Milch, meist das einzige Mittel besserer Ernährung. Die Ziege ist in dieser Hinsicht von umso größerer Bedeutung, als sie nicht oder doch nur äußerst selten an der Tuberkulose leidet, weshalb man die Milch ohne jede Gefahr roh genießen kann; ihr Geschmack ist nur dann scharf und unangenehm, wenn das Tier schlecht gefüttert und gehalten wird. Dabei ist die Unterhaltung der Ziege wenig kostspielig, ja in der wärmeren Jahreszeit nahezu kostenlos. Wenn ihr die Wahl des Futters freisteht, zeigt sie sich allerdings als schwer zu befriedigende Feinschmeckerin und das Weiden im Freien gleicht daher mehr einem Tändeln und Naschen von einer Pflanze zur andern. Außer der Milch liefert die Ziege dem Armen auch noch Dünger zur Düngung seines eigenen oder

gepachteten kleinen Feldes. Übrigens ist alles von ihr verwendbar: Das Fleisch ist wohlschmeckend und wird von vielen Volksstämmen mit Vorliebe gegessen; aus dem langen Grannenhaare verfertigte man in Phrygien und Cilicien schon in der ältesten Zeit härene Mäntel, die sogenannten cilicischen Kleider, und noch heute werden derlei Bußhemden von den Mitgliedern einzelner geistlicher Orden auf bloßem Leibe getragen; das Fell diente früher zur Bereitung von Pergament, gegenwärtig zur Herstellung von Korduan und Saffian, von Wein- und Wasserschläuchen; die Gedärme werden zu Saiten für Streichinstrumente, die Hörner zu Drechslerarbeiten benützt; selbst den Magen der Ziegen verwendeten die alten Griechen, um eine Art Blutwurst zu bereiten, indem sie ihn mit Blut und Fett füllten und über glühenden Kohlen brieten. Aus all dem geht hervor, daß der Nutzen der Ziege ein außerordentlich großer ist. Der Schaden, den sie an Nutzpflanzen und an dem jungen Waldbestande anrichtet, läßt sich durch entsprechende Aufsicht meist verhüten. Mit Recht spendet ihr daher Vergil in seinem Gedichte über den Landbau folgendes Lob:

„Trägt auch milesisches Vlies, gekocht in der purpurnen Schnecke,
Höheren Preis dem Herrn: doch Nutzen bringt auch die Ziege.
Sie vor allem vergilt die Hut mit reichlicherm Nachwuchs,
Strotzet auch voller in Milch — — — — —
Nicht verachte dabei den Wert des lybischen Bockes:
Denn für die Lagerstatt und frostigen Schiffern zur Hülle
Schert man ihm gern den Bart ums Kinn und die wallenden Zotteln.
Und wie genügsam in Kost!

Wann die Ziege gezähmt worden ist, läßt sich schwer bestimmen; sicherlich war sie schon in uralter Zeit ein allgemein verbreitetes Haustier. Sie wird nicht nur in den ältesten Urkunden der ägyptischen Geschichte als Hauptbestandteil des Viehreichtums bezeichnet, wie auch die ältesten Denk-

mäler zahlreiche Abbildungen dieser Tiere und mannigfacher Szenen aus dem Hirtenleben aufweisen, sondern sie wurde auch von den Indern und Skandinaviern so hoch geschätzt, daß in der Mythologie dieser beiden Völker Ziegenböcke das Gespann vor dem Wagen der Hauptgottheiten bilden. In Attika hieß eine der vier Phylen (Stämme, Zünfte), in welche das Volk eingeteilt war, nach der Hauptbeschäftigung der Bewohner jener Gegend die der *Αἰγικορεῖς* (Ziegenhirten) und eine Abteilung der Lokrer hatte den Beinamen die „ozolischen, d. h. die „stinkenden", von dem Juchtengeruche der Kleider, welche sie aus den Fellen ihrer Ziegen verfertigten. Auch im alten Italien gab es zahlreiche Ziegenherden, so daß betreffs des Weidens ein eigenes Gesetz erlassen werden mußte. Freilich waren im Altertum über dieses Tier viele Märchen im Umlaufe, wie die Naturgeschichte der damaligen Zeit überhaupt so manche Fabel aufweist. So erzählt Aristoteles, die Bewohner des Gebirges Öta hätten erwachsenen Ziegen, die nicht lammten, das Euter tüchtig mit Brennnesseln gerieben und dann erst blutige, später eiterartige und endlich gute Milch gemolken, und zwar ebensoviel wie von den Ziegen, welche gelammt hatten. Archelaos und andere mit ihm behaupteten, daß die Ziege nicht durch die Nase, sondern durch die Ohren atme, weshalb sie beständig das Fieber habe. Auch der gelehrte landwirtschaftliche Schriftsteller Varro teilt diese Ansicht und sagt mit Beziehung hierauf: „Deshalb wird bei Kauf und Verkauf von Ziegen kein Mensch, der gesunden Menschenverstand hat, diese unter der Bedingung nehmen oder geben, daß sie gesund sind, denn bekanntlich haben die Ziegen immerfort das Fieber. Die Kaufformel muß dann so lauten: Stehst du dafür ein, daß diese Ziegen sich heute in gutem Zustande befinden, daß sie gut saufen und daß ich sie mit Fug und Recht besitzen darf?" Selbst Plinius glaubt noch an dieses und andere Märchen.

Nachdem er in seiner Naturgeschichte die Ziege beschrieben, ihren Nutzen und Schaden erörtert hat, bringt er die Fabel, die Ziege entledige sich bei einer Augenentzündung des Blutes durch den Stich mit einer Binse, der Bock aber durch einen Dorn, worauf er fortfährt: „Gesund ist das Ziegenvieh nie; daher muß der Ziegenhirt eine Sammlung schriftlich aufgezeichneter Rezepte für diese Tiere haben." Er rät, sie nicht in zu großer Anzahl zu halten, sondern nur 50—100 Stück, und führt als warnendes Beispiel den römischen Ritter Gaberius an. Dieser hatte vor der Stadt ein großes Landgut und hörte von einem Ziegenhirten, der zehn Ziegen zur Stadt trieb, daß ihm jede täglich einen Denar (etwa 60 Heller) einbringe. Sofort kaufte er 1000 Ziegen und dachte, er würde nun auch gleich von seinem Gute täglich 1000 Denare beziehen, doch hatte er sich sehr verrechnet, denn er verlor in kurzer Zeit alle seine Ziegen durch Krankheit.

Im religiösen Kultus spielte die Ziege oder vielmehr der Ziegenbock einst eine nicht unbedeutende Rolle. In Griechenland wurden dem Dionysos, dem Spender und Beschützer der Rebe, an besonderen Festtagen Ziegenböcke geopfert, gleichsam zur Sühne für den Schaden, welchen die Ziegen an den Weinstöcken anrichteten. Aus dem bei diesem Opfer angestimmten Lobgesange (Dithyrambus) entwickelte sich allmählich die Schöpfung der Tragödie (eigentlich „Bocksgesang"), die schon durch den Wortlaut auf ihren Ursprung zurückweist. Auch bei den Israeliten mußte am großen Versöhnungstage ein Ziegenbock die Sünden des ganzen Volkes mit dem Leben büßen. Nachdem derselbe vom Hohenpriester mit der Sündenschuld des Volkes beladen und feierlich verflucht worden war, wurde er, den Hals mit einem Feigenkranze geschmückt, hinaus in die Wildnis geführt und kopfüber von einem Felsen herabgestürzt.

Die Ziege ist aber auch Gegenstand der Mythologie und der Sage. Als sich Zeus vor seinem Vater Kronos auf der Insel Kreta verbergen mußte, wurde er von der Ziege Amalthea ernährt, und da diese einst ein Horn verlor, schenkte er es den Töchtern des Melisseus mit dem Versprechen, sie würden stets alles darin finden, was sie sich wünschten. So ward das Horn der Nährziege zum Füllhorn des Überflusses, sie selbst aber versetzte der Gott aus Dankbarkeit für ihre Dienste unter die Sterne. Wie possierlich das Äußere dieses Tieres den Alten erschien, zeigt folgende Mythe: Als Pan geboren wurde, erschrak seine Mutter über dessen Gestalt heftig, denn er war am ganzen Körper behaart wie eine Ziege, hatte Bocksfüße und Hörner und ein zierliches Ziegenschwänzchen. Hermes aber wickelte seinen Sprößling in ein Hasenfell und trug ihn in den Olymp, um ihn den unsterblichen Göttern zu zeigen. Kaum wurden diese der Mißgeburt ansichtig, so brachen sie in ein unauslöschliches Gelächter aus und machten den possierlichen kleinen Kerl sofort zum Gotte der Hirten und Herden. In der deutschen Sage galt ein schwarzer Ziegenbock als Freund und Genosse des Satans, ja sie wurden geradezu als gleich angesehen.

Endlich werden Ziege und Bock häufig im Sprichworte genannt. Am geläufigsten sind die Redensarten: „de lana rixari caprina“ [1]) vom Streite um wertlose Dinge; „den Bock zum Gärtner machen“; „den Bock melken“, eine Redewendung, welche auf Lucian zurückgeht, der das Disputieren zweier albernen Philosophen mit zwei Personen vergleicht, von denen die eine einen Ziegenbock melkt, während die andere ein Sieb unterhält. Ebenso oft gebraucht werden, aber schwerer zu erklären sind die Sprichwörter: „Jemanden ins Bockshorn

[1]) Um Ziegenwolle streiten.

jagen" und „einen Bock schießen". Das erstere deutet man gewöhnlich so: Der hohle Raum der Hörner, mit welcher Waffe der Bock seinen Gegner in Schrecken setzt, ist ein so enger, daß jemand vor Furcht gehörig eingeschrumpft sein muß, wenn er hinein soll. Zur Erklärung des Sprichwortes „einen Bock schießen" führt Wander (Deutsches Sprichwörterlexikon) folgende Anekdote an: Ein pommerischer Edelmann, kurzsichtig, aber leidenschaftlicher Jagdliebhaber, befand sich auf der Jagd. Da wird ihm in einem Gehölze zugerufen, daß Federwild aufsteige. Ein Ziegenbock, vom Jagdgetön erschreckt und aus einer weidenden Ziegenherde versprengt, eilt schnell eine Anhöhe hinauf, um nach der Ursache des Lärmes zu forschen. Kaum wird der Edelmann der Gestalt ansichtig, so drückt er auch schon sein Gewehr auf sie ab und ruft, da der Bock stürzt, freudig aus: „Da liegt, hol' mich der Kuckuck, der Schnepf!"

Was schließlich die seelischen Eigenschaften der Ziege betrifft, so rühmt man ihr vor allem Klugheit nach und schon Mucianus erzählt hievon ein Beispiel: Zwei Ziegen begegneten sich auf einer sehr schmalen Brücke. Da nun der beschränkte Raum das Ausweichen so wenig gestattete als die Länge des schmalen Steges das Umkehren — denn leicht hätten sie fehltreten und in den unter ihnen dahinschießenden Gießbach stürzen können — so legte sich die eine nieder und die andere stieg über sie weg. Dem Ziegenbock ist Mut und eine gewisse Ritterlichkeit nicht abzusprechen; Zeugnis hiefür geben die gewaltigen Kämpfe, die sie sich gegenseitig liefern, wobei das Krachen der zusammenklappenden Hörner weithin tönt. — Die Ziege hat auch ein gutes Gedächtnis und erinnert sich empfangener Wohltaten noch nach langer Zeit. Ferner ist sie ehrgeizig und für Liebkosungen sehr empfänglich; wer ihr freundlich begegnet, dem ist sie außerordentlich

anhänglich, wie sie überhaupt eine natürliche Zuneigung zum Menschen zeigt. Es ist daher wahrscheinlich, daß ihre Zähmung keine allzu große Mühe verursacht hat.



Ein Blatt aus der Geschichte des Seidenbaues.

Es ist noch nicht so lange her, daß man an die Kultur der alten orientalischen Völker einen ziemlich geringen Maßstab anlegte. Erst die Ausgrabungen, welche während der letzten Jahrzehnte in Ägypten, Kleinasien usw. auf Staatskosten sowie auf Kosten einzelner Privater geschahen und deren Ergebnisse zum großen Teile noch der Veröffentlichung harren, haben das Irrige dieser Ansicht dargetan. Die zu Tage geförderten literarischen und sonstigen Schätze werfen auf die hohe Stufe der Entwicklung, welche manche Völker des Ostens erklommen hatten, ein glänzendes Licht. Namentlich ist es China, dessen Kultur man noch viel zu sehr unterschätzt, obwohl der Verkehr schon längst freigegeben ist und hervorragende Reisende Land und Leute aus eigener Anschauung geschildert haben. Man übersieht eben, daß die allerdings eigentümliche, von der europäischen durchaus abweichende Kultur der Chinesen uralt ist und das ganze Volk gleichmäßig durchdringt. Wir wollen nicht auf die vielen schon vor Jahrtausenden gemachten Erfindungen, die technischen Fertigkeiten, die Gewerbe und Künste der bezopften Bewohner des „Reiches der Mitte", auf das Verständnis, die Ausdauer und den Fleiß des chinesischen Landmannes und Arbeiters usw. hinweisen; wir begnügen uns hier damit, einen

wichtigen Zweig der Landwirtschaft: den Seidenbau hervorzuheben, welcher in China schon im Jahre 2600 v. Chr. blühte, denn schon damals verstand man es, äußerst feine und schöngefärbte Seidengewebe herzustellen. Daß dieses so ängstlich gehütete Geheimnis ganz gegen Willen und Wissen der Chinesen Ausgang aus ihrem Lande und allgemeine Verbreitung fand, kann nichts oder nur wenig an der Tatsache ändern, daß ihnen Europa eine Industrie verdankt, die jährlich Tausende von Händen beschäftigt und zahllosen Armen Verdienst verschafft.

Bekanntlich ist die Seidenzucht in Europa, besonders aber in Österreich und Preußen, seit Beginn des XIX. Jahrhunderts aus guten Gründen stark zurückgegangen, nachdem sie im XVIII. Jahrhundert unter Maria Theresia und Friedrich dem Großen einen erheblichen Aufschwung genommen hatte. Welch große Hoffnungen man hierauf in den genannten zwei Staaten setzte, erhellt am besten aus zwei einander gewissermaßen ergänzenden Schriften, in deren Besitze sich der Verfasser dieser Zeilen befindet.

Das eine Büchlein ist betitelt: „Kurzer doch gründlicher Unterricht, Erstens was bey Pflanzung des Maulbeer-Baums, dann Zweytens was bey Pflegung der Seiden-Würmen zu beobachten seye? Alles in fünf Abhandlungen so gefasset, damit Jedermann Was Gutes lernen kann. (Wien)." Die Schrift ist insofern von Interesse, als sie die erste in Niederösterreich erschienene Anleitung zur Seidenzucht bildete (das Jahr ist leider nicht angegeben) und dem unmittelbaren praktischen Bedürfnisse diente. Die Kaiserin Maria Theresia hatte nämlich, da sie sich für diesen Zweig der Landwirtschaft lebhaft interessierte, nicht nur eine Anzahl von Kundmachungen erlassen, welche sich auf die Wartung und Pflege des Maulbeerbaumes und der Seidenraupen bezogen und eifrigen Züchtern Geschenke und Prämien in Aussicht stellten, sondern

sie legte in landesmütterlicher Vorsorge in den verschiedenen Provinzen der Monarchie auch große Plantagen von Maulbeerbäumen an, um so den Untertanen das Pflanzmaterial zu verschaffen. Jeder, der Seidenwürmer erziehen wollte, konnte sich hier die dazu erforderlichen Bäumchen unentgeltlich abholen. Weil aber viele Ortschaften von den Anlagen zu weit entlegen waren, als daß man eine größere Menge bequem hätte hinschaffen können, so trat die Notwendigkeit ein, den Herrschaftsgärtnern und anderen Privatpersonen auf dem Lande mit einer praktischen Anweisung an die Hand zu gehen, wie sie die Maulbeerbäume sicher und auf eine leichte Art selbst erzeugen und beliebig vermehren sollten. Diesem Bedürfnisse abzuhelfen, war eben das genannte Schriftchen bestimmt, welches, wie der Titel besagt, außerdem noch eine Anweisung zur erfolgreichen Seidenzucht enthält. Der Verfasser wendet sich vor allem an die hohen Herrschaften im Lande, deren viele schon mit rühmlichem Beispiele vorausgegangen waren, ihre Gärtner dazu anzuhalten, daß sie Pflanzschulen anlegen, damit den Liebhabern ein genügender Vorrat an Bäumchen zu Gebote stehe. Auch die Wirtschaftsbeamten sollten sich Mühe geben, „dem gemeinen Mann den einträglichen Nutzen dieser Hanthirung auf eine überzeugende Art und mit Exempeln bekannt zu machen und ihn auf eine glimpfliche Weiß zum Bäumesetzen aufzumuntern.“ Am leichtesten und geschwindesten werde dies gehen, wenn zu der Heiratsbewilligung die Bedingung mit dazu käme, daß jeder für sich und seine Braut vier bis sechs Maulbeerbäume pflanze. So würde man in wenigen Jahren die Straßen und Wege mit Alleen bepflanzt sehen und auch „auf den gemeinschaftlichen Huthweyden das Vieh, so anjetzo unter den brennenden Sonnenstrahlen in der Dürre schmachten muß, in kurzem unter dem Schatten finden.“ Von der Anpflanzung von Obstbäumen, wie sie gegenwärtig so eifrig gepredigt

wird, war zu jener Zeit gar nicht die Rede. Der Seidenbau galt eben damals für die einträglichste und nützlichste unter allen landwirtschaftlichen Verrichtungen; er verschaffte in der Tat auch unzähligen Menschen jedes Alters Arbeit. „Es werden der Armen in einem Lande wenig seyn, die nichts dabey verdienen sollten. Die Kinder, wenn sie nur gehen und reden können, so können sie bei dem Seidenbau ebenso arbeiten und sich so viel verdienen als wie ihre Eltern selbsten, so daß die allerschwächesten Personen, Männlich und Weiblich, dabey etwas zu thun bekommen. Zu geschweigen, was vor ungeheure Summen Geldes, welche sonsten vor diese kostbare Waar außer Lande geschickt würden, darinnen erhalten werden." Im Schlußkapitel empfiehlt der Verfasser der Schrift, behufs Förderung des Seidenbaues jenen Dörfern und Marktflecken, welche sich hierin vor anderen hervortun, aus ganz besonderer Gnade zu erlauben, daß sie einen gewissen Tag des Jahres als Festtag mit gewissen Zeremonien feiern und einige ein Jahr dauernde Begünstigungen genießen dürfen. Zuletzt spricht er noch die Hoffnung aus, unter der so ruhmvollen Regierung der erhabenen Monarchin werde auch der Seidenbau die höchste Stufe seiner Vollkommenheit erreichen.

Die zweite Schrift, deren wir eingangs erwähnt haben, führt den Titel: „Bombyx oder der Seidenwurm, ein Gedicht, aus dem Französischen übersetzt von F. M. Vierordt. Augsburg 1769." Es verhält sich damit aber so: Der Bischof Hieronymus Vida, einer der vortrefflichsten lateinischen Dichter des neueren Italiens, hatte etwa im Jahre 1547 nach dem Vorbilde Vergils ein lateinisches Gedicht über die Seidenwürmer: Bombyx verfaßt. Dieses Gedicht wurde 200 Jahre später von dem Mitgliede der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin Francheville — jedoch mit zahlreichen Änderungen und größeren Zusätzen eigener Erfindung

— ins Französische übertragen und in dieser neuen Gestalt endlich von Vierordt ins Deutsche übersetzt. Das Gedicht ist zugleich eine Verherrlichung Friedrichs des Großen, welcher den Seidenbau in Preußen ebenso förderte wie Maria Theresia in Österreich. Ganze Strecken von unfruchtbaren Wüsteneien, von Sandflächen und Bergen wurden mit Maulbeerbäumen bepflanzt. Es wurden wiederholt Vorschläge gemacht, überall Arbeitshäuser anzulegen, um hier die Kinder der Armen unter guter Aufsicht für die Bürger Wolle und Seide bereiten zu lassen; denn so glaubte man nach und nach die Bettelei aus den Städten verbannen zu können. Tatsache ist, daß in Preußen zahllose Arme durch diese Beschäftigung vor dem Hunger geschützt wurden, da man überall Maulbeerbäume anpflanzte und Seidenraupen züchtete.

Das Gedicht „Bombyx" selbst beginnt mit den stolzen Worten:

„Ich singe den Bombyx, den Wurm, der manchem Auge so elend,
Schwächlich scheinet und dennoch in seinem verachteten Schoße
Den schönsten Faden uns bildet und solche Schätze austeilet,
Die der undankbaren Welt gewiß nicht weniger nützlich
Als das versilberte Haar von einem fruchtbaren Schafe.
Seltsams Geschenke vom Himmel und unbegreifliches Wunder,
Daß ein Wurm, der Natur verächtliche Mißgeburt, leichtlich
Saft von schlechter Speise in starken Faden verwandelt!"

Es wird nun der Inhalt angegeben. Der Dichter will behandeln: die ganze Wartung und Pflege der Raupen auf den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung und die Behandlung der Kokons und der Eier. Daran schließt sich die Geschichte des Seidenwurmes und -Baues, und zwar wird sie eingeleitet mit den Versen:

„Unbekannt auf der Erde lebte der Seidenwurm lange
In entlegenen Wäldern ein bäurisch und einsames Leben.
An die Äste der Linde hängte derselbe vergebens
Zu gehöriger Zeit den Faden seines Gewebes:

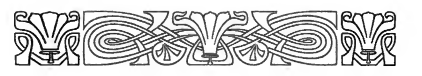
Denn das Laubwerk hinderte wenig, daß nicht die Seide
Teils dem Regen und teils den Winden zum Raube geworden.
So ward bald der nun so beliebte Faden verderbet
Und ging traurig ohne Frucht und Ehre verloren."

Es folgt sodann eine poetisch ausgeschmückte Schilderung der Erfindung der Öfen in Deutschland. Uns, die wir mit einer wahren Überfülle von Öfen und Heizungen aller Art versehen sind, will die Begeisterung des Dichters für einen so prosaischen Gegenstand allerdings absonderlich vorkommen, allein wir müssen bedenken, daß eine möglichst gleichmäßige Wärme, wie sie in unserem Klima nur in einem heizbaren Zimmer hergestellt werden kann, die Hauptbedingung einer erfolgreichen Seidenraupenzucht ist. Gerade in diesem Punkte aber geschahen viele Fehler, welche die ganze sonstige Mühe des Züchters vereitelten und ihn von weiteren Versuchen abschreckten. Die Temperatur eines Zimmers ganz genau zu regulieren, war man freilich erst in der Lage, nachdem die Kenntnis des Thermometers eine allgemeinere geworden; früher verließ man sich auf das bloße Gefühl. In vielen Gegenden half man sich dadurch, daß man die Seidenraupeneier hart am Leibe ausbrütete, eine äußerst unbequeme Methode, worüber sich in der erstzitierten Schrift folgende Anmerkung findet: „In anderen Ländern, als in Frankreich, Spanien, Italien und auch in unserem Deutschland, wo man von der oben beschriebenen Manier (Ausbrütung der Eier im warmen Zimmer in einer entsprechend hergerichteten Schachtel) noch keine Wissenschaft hat, nehmen sie allemal zwey und zwey Unzen Seidenwürmersamen zusammen, wickeln ihn in ein Stückel Leinwand mit etwas Baumwoll und geben diese Büschel denen Mannspersonen in die Schubsäck ihrer Beinkleider und lassen sie so lange tragen, als es Tag ist, in der Nacht nehmen sie diese Bündel mit in die Better. Wie viel Ungewißheit hierbey vorgehet und wie viel Würmer bei diesem

Gebrauche zu Grunde gehen müssen, ist leichtlich zu erachten und über dieses können sie auch nach dieser Art in acht oder neun Tägen mit dem Ausbrüten kaum fertig werden."

Bezüglich des Betriebes wird dem Landmanne der Rat erteilt, den Seidenbau nur bis zur Gewinnung der Kokons zu treiben und diese hierauf an Seidenfabrikanten zu verkaufen oder doch seine Seide bei Seidenhasplern abhaspeln zu lassen. Ferner wird die Notwendigkeit betont, die selbstgeernteten Eier oder den Samen alle zwei Jahre mit fremdem, aus Italien oder Frankreich bezogenem Samen zu vermengen, um die Zucht aufzufrischen. Die Schlußverse geben ein Mittel an, wie die guten von den schlechten Eiern zu sondern sind: Wenn man sie in Wein taucht, so wird der untüchtige Same obenauf schwimmen, der gute zu Boden sinken. Das Weinbad wird aber auch auf das Gedeihen des Wurmes selbst sehr wohltätig wirken, denn:

„.....des Nektars guttätige Geister werden
Euern Bombyx in seinem wachsenden Eifer beleben
Und in seiner Stärke bis an sein Ende erhalten,
Seine Arbeit befördern und auch sogar die Geschenke
Seines Samens und seiner Kokons noch fruchtbarer machen."



Allgemein Landwirtschaftliches.

Wie der italische Bauer zugrunde ging.

Für den Untergang des römischen Weltreiches, dessen Bestand für ewige Zeiten gesichert zu sein schien, werden verschiedene Ursachen angeführt. Die einen geben die Schuld der Sklaverei, die zweiten dem entsittlichenden Einflusse der oberen Klassen auf das Volk, die dritten dem Mangel jedes volkswirtschaftlichen Sinnes, die vierten der unersättlichen Habgier der Soldateska usw. Daß aber der Verfall des freien italischen Bauernstandes wesentlich mit dazu beigetragen oder wenigstens den ersten Anstoß zur Auflösung dieses Riesenleibes gegeben hat, davon ist nur selten die Rede. Wie ersteres gekommen und welche Folgen es nach sich ziehen mußte, soll in den nachstehenden Zeilen erörtert werden.

Die alten Schriftsteller stimmen insgesamt darin überein, daß Italien, so lange es hier noch freie Bauern gab, das

Bild eines blühenden, wohlgeordneten Staatswesens bot. Es gilt dies namentlich von der älteren Zeit der Republik, wo ein Cato Censorius die Beschäftigung mit dem Landbau als etwas Königliches erklärte, wo Männer wie Quintus Cincinnatus vom Pfluge weg an die Spitze des römischen Heeres gestellt wurden. Damals war das ganze Land noch mit kleineren, aber wohleingerichteten Gehöften übersät. In den Ställen stand auserlesenes Vieh, in den Flüssen und Teichen wimmelte es von Fischen, die Äcker trugen reichliche Frucht und die Gärten und Hügel ernährten Reben und Obstbäume aller Art. Auch König Pyrrhus hatte bei seinem Einfall in Italien den blühenden Zustand der Bauernwirtschaften bewundert und darin die Ursache des politischen wie militärischen Übergewichtes der Römer erkannt.

Bei den fortwährenden Kriegen konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß die Lage der Bauern immer ungünstiger wurde. Denn sie bildeten die Hauptmasse oder den Kern des römischen Heeres und empfanden daher die Kriegslasten am härtesten. Die Großgrundbesitzer litten nicht so darunter, weil ihre Güter durch ein ganzes Heer von Sklaven (5000 bis 10.000, ja sogar bis 20.000) bewirtschaftet wurden, die ebenso wie die Besitzlosen, die Proletarier, vom Militärdienste gesetzlich befreit waren. Die Römer gingen eben von der Ansicht aus, daß nur der, welcher Haus und Hof besitze, ein brauchbarer, d. h. opferfähiger Soldat sein könne. Unter diesen Verhältnissen gerieten viele Bauern sehr bald in die drückendsten Schulden und vermochten auch die Steuern und sonstigen Abgaben nicht mehr zu erschwingen. Bezeichnend hiefür ist die folgende Erzählung des Livius: Einst kam auf das Forum von Rom ein Mann gestürzt, dessen Körper durch furchtbare Leiden verunstaltet war, und brach in Klagen darüber aus, daß, während er im Feldzuge gegen die Sabiner Kriegsdienste geleistet, seine Felder verwüstet, sein Haus ein-

geäschert, sein Vieh und sonstiges bewegliches Vermögen geraubt und trotz solchen Elendes noch eine empfindliche Steuer von ihm gefordert worden sei. Infolgedessen sei er in Schulden und, da ihm die Bezahlung derselben wegen der hohen Wucherzinsen nicht möglich gewesen, in die Knechtschaft seiner Gläubiger geraten, von denen er mit Peitschenhieben gemartert worden sei.

Der eigentliche Lebensnerv des italischen Bauernstandes wurde aber erst durchschnitten, als sich Roms Herrschaft über Italien hinaus erweitert hatte und aus den überseeischen Provinzen, die unter wesentlich günstigeren Verhältnissen produzierten, Unmassen Getreides in die „Weltstadt" eingeführt wurden. Die Konkurrenz des spottwohlfeilen Getreides aus Sizilien, Kleinasien, Ägypten usw. konnte der italische Bauer unmöglich auf die Dauer aushalten. Damit war aber sein Untergang besiegelt, da seine Wirtschaft hauptsächlich nur auf Körnerbau eingerichtet war. Ein Gehöft nach dem andern kam nun zum Verkaufe und die früheren Besitzer, die für das Vaterland so oft ihr Leben in die Schanze geschlagen hatten, irrten obdachlos mit Weib und Kind umher oder halfen das Proletariat in Rom vermehren. Die Bauerngüter aber wurden von den römischen Kapitalisten, welche dieselben, die herrschende Notlage rücksichtslos ausbeutend, zu wahren Schandpreisen erstanden hatten, in Latifundien oder große Grundbesitze umgewandelt. Natürlich ging der geschilderte Prozeß nur allmählich, in der einen Gegend früher, in der anderen später vor sich.

Und die Regierung? Tat sie denn gar nichts gegen das hereinbrechende Verderben der Bauern? wird der Leser fragen. Darauf antworten wir mit dem Urteile, das Theodor Mommsen in seiner berühmten „Römischen Geschichte" darüber abgibt: „Es kann niemand sagen, ob die Regierung hätte helfen können; aber erschreckend und beschämend ist es,

daß in den doch größtenteils wohlmeinenden und tatkräftigen Kreisen der römischen Aristokratie nicht einmal die Einsicht in den ganzen Ernst der Situation und die Ahnung von der ganzen Höhe der Gefahr sich offenbarte. Man wollte nicht gerade das Verderben der Bürger- und Bauernschaft, aber man ließ es geschehen. Und so kam denn über das eben noch in mäßiger und verdienter Wohlfahrt unzähliger fröhlicher Menschen blühende italische Land mit Riesenschnelle die Verödung."

Bei den dauernd gesunkenen Preisen lohnte sich der Getreidebau auch für den Großgrundbesitz nicht mehr, obwohl ihm die billigste Arbeitskraft zur Verfügung stand. Man verlegte sich daher auf den Öl- und Weinbau, besonders aber auf die Viehzucht, die jetzt den größten Nutzen abwarf. Die meisten Äcker wurden in Weiden umgewandelt, so daß sich dem Auge oft meilenweit nichts als Grasflächen boten. Übrigens ging es auch den Großgrundbesitzern, dem Adel, nicht besser als den Bauern. Ihr politischer Ehrgeiz war schuld daran; denn wegen der verschiedenen Würden und Ehrenämter, die sie bekleideten, hielten sie sich fast beständig in Rom auf und kümmerten sich um alles mehr als um die Bewirtschaftung ihrer Güter. Auch sie wurden schließlich durch die Großkapitalisten aus ihrem Besitztume, dem Erbe ihrer Väter, verdrängt und die raffinierteste Güterspekulation, die verderblichste Latifundienbildung griff immer weiter um sich. Kurz, das römische Spekulantentum feierte seine herrlichsten Triumphe. So darf es uns denn nicht wundern, daß sich der ganze Grundbesitz und Reichtum in den Händen einiger Weniger vereinigte; sollen doch schon zu Cäsars Zeiten im römischen Staate kaum 2000 Menschen Grundeigentümer gewesen sein!

In der Kaiserzeit, wo die Eroberungskriege aufhörten, somit auch keine weitere Erwerbung von Sklaven stattfand,

machte sich überdies ein empfindlicher Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften geltend, so daß die Latifundienbesitzer sogar zum Menschenraube griffen. Hunderte und Tausende verschwanden spurlos in den berüchtigten Sklavenhäusern (ergastula). Unter strenger Aufsicht und bei schlechter Kost mußten sie nun jahraus, jahrein die Felder ihrer Peiniger bestellen. Wehe denen, die sich widersetzten oder gar zu fliehen versuchten! Die martervollste Strafe, die härteste Behandlung war dann ihr Los.

Der Untergang der Bauernschaft hatte aber auch in militärischer Hinsicht schlimme Folgen, denn aus dem Bürger- und Volksheere war seit Marius (107 v. Chr.) ein Söldnerheer geworden. Hatten die früheren Truppen ohne Entgelt für ihr Heiligstes: pro aris et focis, für Altar und Herd, für das Vaterland, für Weib und Kind gekämpft, so mußte jetzt die Gunst der besitz- und vaterlandslosen Soldateska durch hohe Geldgeschenke oder andere Begünstigungen erkauft werden. Da sie in der Regel unverheiratet waren, verschwelgten sie das Erworbene auf die unsinnigste Weise. Ja, später kannte ihr Übermut und ihre Zügellosigkeit keine Grenzen mehr, so daß sie selbst die Kaiserwürde an den Meistbietenden verhandelten. Es gab jetzt im römischen Reiche überhaupt nur zwei Klassen von Menschen: Herren und Sklaven, die einen in Genüssen schwelgend, übermütig und übermächtig, die anderen bettelarm, unterdrückt, voll Haß gegen die Reichen und doch ihnen feil.

„Historia magistra vitae." Dieser Ausspruch ist schon über 2000 Jahre alt und auch heute preist man den Nutzen des Studiums der Geschichte als einer „Lehrerin des Lebens". Wenn wir aber in der Geschichte blättern, so zeigt sich uns das merkwürdige Schauspiel, daß die späteren Individuen und Völker meist genau an denselben Fehlern zugrunde gingen, die sie an den früheren getadelt hatten. Sollte die

Behauptung eines großen Denkers: „man könne aus der Geschichte nur so viel lernen, daß man aus ihr nichts lernen könne", wirklich nicht ganz grundlos sein? So viel ist jedenfalls gewiß, daß die Geschichte zwar eine Lehrerin sein könnte und sollte, daß ihre Lehren aber leider nur selten befolgt werden.



Nichts Neues unter der Sonne!

Es ist eine nicht zu leugnende Tatsache, daß der Landwirt und speziell der Bauernstand heute mit besonderen Schwierigkeiten des Daseins zu kämpfen hat. Wenn wir aber Bücher oder Zeitungen in die Hand nehmen, die vor hundert oder noch mehr Jahren geschrieben wurden, so finden wir darin ganz ähnliche Klagen über Schwierigkeiten und Notlagen des landwirtschaftlichen Gewerbes. Diese Stimmen aus der Vergangenheit lehren uns, daß im menschlichen Leben zu allen Zeiten Licht- und Schattenseiten, Freud' und Leid, stürmische und ruhige, sonnige und trübe Tage miteinander abgewechselt haben. Das ist ein ewiges Gesetz, dem wir uns voll Ergebung unterwerfen müssen.

Es wäre daher sehr gefehlt, wenn sich unser Bauernstand der Verzweiflung hingeben und glauben wollte, es könne überhaupt nie mehr besser werden. Wer die Geschichte der Landwirtschaft kennt, der weiß auch, daß er schon viel Schlimmeres glücklich überwunden hat. Es gab Zeiten, wo beispielsweise der Bauernstand gänzlich vernichtet zu sein schien. Wir erinnern

nur an den Dreißigjährigen Krieg, durch dessen Greuel und Drangsale ganze Länder entvölkert, die Dörfer und Fluren verwüstet, der Ackerbau auf Jahrzehnte hinaus lahmgelegt wurde. Wer hätte damals gedacht, daß sich die am Leben gebliebenen Bauern wieder erheben würden? Und doch haben sie sich aus den kläglichen Trümmern ihrer Existenz, wenn auch langsam und unter den größten Anstrengungen, wieder zum früheren Wohlstande emporgearbeitet. Die Kraft des Bauernstandes ist eben zäh und markig; er ist in seinem innersten Wesen kerngesund und wird auch aus der heutigen Krise siegreich hervorgehen. Das beste Mittel hiezu ist die Selbsthilfe: der kräftige Zusammenschluß zur energischen Vertretung der bäuerlichen Interessen und die genossenschaftliche Vereinigung, worin für die Zukunft überhaupt das alleinige Heil der Landwirtschaft liegt.

Die Klagen über den Notstand der Landwirtschaft sind also, wie eingangs gesagt, nicht neu, sondern werden abwechselnd auch in früheren Zeiten laut. So vernehmen wir z. B. in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts all die Klagen über den Niedergang der Bodenkultur, welche heute, nur in verstärktem Maße, überall ertönen. Und doch war man damals von einem der größten Übel, der überseeischen Konkurrenz, gänzlich verschont und auch die meisten anderen Ursachen, die jetzt für die mißliche Lage der europäischen Landwirtschaft angeführt werden, waren noch gar nicht vorhanden. Wir hören damals, geradeso wie heute, die Landwirte jammern, daß ein großes Mißverhältnis zwischen den Einnahmen und Ausgaben herrsche, da die Produkte wertlos seien, und daß die meisten Wirtschaften schwer um ihre Existenz zu kämpfen hätten. Als einzige schuldtragende Ursache wurde in der genannten Periode von verschiedenen Seiten der damals zuerst üblich gewordene Übergang von der Natural- zur reinen Geldwirtschaft bezeichnet, während doch der Natur des landwirtschaftlichen Betriebes nur die

gemischte, d. h. die Natural- und Geldwirtschaft angemessen sei. Der herzoglich Anhalt-Köthensche Domänenpächter in Dornburg, Amtsrat Ludwig Albert, hatte deshalb einen Wirtschaftsplan ausgearbeitet, der auf der Geld- und Naturalwirtschaft aufgebaut war, um im „Soll und Haben" des Grundbesitzers wieder das nötige Gleichgewicht herzustellen. Dieser Wirtschaftsplan, welcher in dem dritten Bande der Zeitschrift „Der Staatsmann"[1]) vom Jahre 1824 veröffentlicht wurde, soll allseits befriedigt und das frühere ständige Defizit der Domäne Dornburg in einen namhaften Reingewinn verwandelt haben, so daß er von vielen Gutsbesitzern in anderen Gegenden mit Erfolg nachgeahmt wurde. Über das weitere Schicksal desselben ist leider nichts Näheres bekannt.

Der volks- und landwirtschaftliche Schriftsteller Hofrat Adam Müller hatte zu dem Wirtschaftsplane Alberts eine ausführliche Vorrede und Erläuterung verfaßt, welche in kulturhistorischer Beziehung von großem Interesse sind, weshalb wir das Wichtigste kurz hervorheben wollen.

Zunächst legt Hofrat Müller die Ursachen dar, warum die Güter selbst unter den Händen der besten Wirte keine Grundrente abwerfen:

Die Grundrente verschwindet deshalb, weil das heilige Amt des Ackerbaues, von dem die Erhaltung des ganzen Geschlechtes, aller bürgerlichen Ordnung, aller Kultur und alles Verkehres abhängt, zu einem Geldgewerbe herabgesunken ist; weil der Ackerbau mit Geldkräften, die von der Vorsehung für den Handel bestimmt worden sind, und nicht mit persönlichen Kräften, welche die Natur der Landwirtschaft erfordert, betrieben wird; weil eine eitle und unreife staatswirtschaftliche Lehre darauf ausgegangen ist, alle persönlichen Verpflichtungen und Natural-

[1]) Der Staatsmann, Zeitschrift für Politik und Tagesgeschichte. Herausgegeben vom herzoglich Anhalt-Köthenschen Legationsrat Dr. Pfeilschifter. 1.—13. Band. 1823—1827, Offenbach a. M.

dienste in Geldleistungen, Sold und Taglohn zu verwandeln; weil man an die Stelle der Landwirtschaft, der edelsten aller irdischen Beschäftigungen, der Vorschule der vaterländischen und häuslichen Sitten, alles wahren Gehorsams und aller echten Freiheit, ein indisches Plantagen- und Comptoirwesen, eine Geldmaschine, eine Rentenfabrik gesetzt hat, in der alle Produktionskräfte des Humus, alle Nahrungsstoffe der Pflanzen, alle Arbeitskräfte der Menschen und Tiere, alle befruchtenden Bestandteile des Düngers haarscharf abgewogen sind, dagegen das menschliche Herz mit seinem Adel und seiner Verderbnis, mit seinen schönen Empfänglichkeiten für gute Gewohnheit wie mit seinen Tücken gänzlich außer Rechnung bleibt; endlich weil man die schöne Liebe zum Eigentum, die der Grund aller Haushaltung ist, verwechselt hat mit dem verworfenen Geldeigennutz, der sich nicht an der Haushaltung selbst und ihrem Wachstum, sondern nur an dem verkäuflichen und verschleuderlichen Geldwert in dieser Haushaltung erfreut.

Es wird nun näher ausgeführt und an Beispielen gezeigt, daß das Verfahren der Geldlöhnung den Knecht wie den Herrn ruiniert.

Was zunächst den Arbeiter betrifft, dessen Tätigkeit die Bedingung der Fortdauer des Menschengeschlechtes ist, so geht er bei der Ungunst der Ernte zugrunde. Er wird durch die Einrichtung des Geldlohnes von dem unmittelbaren Genuß der Früchte seines eigenen Schweißes hinweggedrängt und kann mit dem empfangenen Gelde, alle seine und der Seinigen Bedürfnisse in Anschlag gebracht, kaum den vierten Teil des ihm gebührenden Anteils an der Ernte zurückkaufen. Und wie ist es bei reichen Ernten? Haben ihm, fragt Hofrat Müller, die reichen Ernten der letztverflossenen sechs Jahre, die den Grundbesitzer fast zugrunde gerichtet, genützt? Hat sein kleines Hauswesen an inneren Kräften und wahrer Wohlhabenheit dadurch zugenommen, daß die Wohlfeilheit der ersten Lebensbedürfnisse ihm einen bedeutenden baren Überschuß gewährte? Ist dieser Überschuß nicht vielmehr auf unproduktive und sittenverderbliche Weise vergeudet worden? Was ist überhaupt das Geld in den Händen des Mietlings, der kein anderweitiges, natürliches Interesse an der Wirtschaft hat, für die er arbeitet? Ein Mittel, rohe Neigungen zu befriedigen, die Quelle größerer Exzesse in den Schenken bei den einen, größeren Hochmutes und größerer Unzufriedenheit mit ihrer Lage bei den anderen. Demnach hat die sogenannte

rationelle, fabrizierende und kaufmännische Wirtschaft den Arbeiter vor die Wahl gestellt, entweder zu verhungern oder sittlich zu verwildern, entweder in schlechten Jahren physisch oder in guten Jahren moralisch zu verderben.

Betrachtet man aber die Lage des Grundbesitzers, so zeigt sich ein noch niederschlagenderes Resultat. Es läßt sich nicht verhehlen, daß der große Grundbesitz durch die Verwandlung der Landwirtschaft in ein System von Geldgeschäften gänzlich unhaltbar geworden ist und daß, wenn nicht gründliche Abhilfe erfolgt, zunächst der Adel von der geldbesitzenden Klasse aus seinem Eigentume verdrängt werden und späterhin, da diese Klasse schwerlich geneigt sein dürfte, zur Naturalwirtschaft zurückzukehren, eine allgemeine Zersplitterung alles großen Grundeigentumes erfolgen wird.

Der Großgrundbesitzer seufzt unter der Last dreier Übel: 1. seiner Schulden, 2. seiner Abgaben, 3. seiner Produktionskosten. Inwiefern die beiden ersten Übel durch große und rühmliche Anstrengungen für das Allgemeine und durch öffentliche Kalamitäten herbeigeführt sind, ist dafür gesorgt, daß sie den Grundeigentümer nicht erdrücken; ja sie würden, wie jede unverschuldete Not, die Kräfte steigern und beleben. Aber daß wir früher schon alle unsere natürlichen Empfindungen von dem Geiste des Geldes und des Luxus haben ersticken lassen; daß wir statt des dauerhaften und gediegenen Glückes, welches das A m t des Ackerbaues und die persönliche Regierung einer ländlichen Familie gewährt, nach dem Scheinglücke und Scheingewinste gestrebt haben, den das sogenannte G e w e r b e des Ackerbaues gewährt: dies war u n s e r e Schuld und wird mit Schulden bestraft.

Die wahre und gerechte Abgabe, wie beträchtlich sie auch sei, erdrückt den Grundeigentümer nicht. Aber daß sie n u r in Geld gefordert wird, welches bekanntlich auf den europäischen Äckern nicht wächst, das ist das Drückende in den Abgaben und der Grund, warum so manche Staatswirtschaft bei ihren Geldlöhnen ebenso wenig gedeiht als die Landwirtschaft bei ihren bezahlten Diensten. Die ersten der genannten Übel, die Schulden und die Abgaben, wären jedoch zu überwinden, wenn nicht das dritte, schlimmste: die Masse der Produktionskosten, die Haushaltung der großen Grundbesitzer innerlich zerstörte. Hier muß die Reform beginnen, und wie der Landbau von jeher die Schule der Welt gewesen, so wird sich schließlich auch die Staatswirtschaft von ihm seine Vorteile absehen und in einer klugen Herstellung der Naturalleistungen n e b e n den Geldleistungen ihr einziges Heil finden.

Über den Wirtschaftsplan des Amtsrates Ludwig Albert äußert sich Hofrat Müller etwa folgendermaßen:

Der Eintritt des neuen Jahres (1824) scheint in der Geschichte der deutschen Landwirtschaft Aufsehen zu machen. Der Amtsrat Albert, ein als Patriot und Landwirt gleich ausgezeichneter Mann, hat für die von ihm gepachteten herzoglichen Anhalt-Köthenschen Domänen einen Wirtschaftsplan entworfen und schon teilweise ausgeführt, wonach die Bestellungs- und übrigen Arbeitsauslagen fernerhin nicht durch Geld, sondern durch einen direkten Anteil an der Ernte vergolten werden. Der Lebensunterhalt des Arbeiters im Falle einer Mißernte wird durch das Minimum eines Deputates gesichert, welches jedoch wegfällt, sobald der für den Arbeiter bestimmte Anteil an der Ernte das Deputat übersteigt. Die merkwürdigste Probe der praktischen Richtigkeit dieses Planes ist der seitdem sich zeigende Andrang der Bauern zum Abschlusse ähnlicher Verträge, der um so auffallender erscheinen muß, als man bei der gegenwärtigen Wertlosigkeit der Produkte hätte voraussetzen sollen, daß der Arbeiter vielmehr in Geldeinnahmen als in Naturalbezügen sein Heil suchen würde.

Dem Amtsrate Albert bleibt das Verdienst, praktisch erwiesen zu haben, daß ein zureichendes Rettungsmittel für den Grundbesitz nicht nur vorhanden ist, sondern ganz nahe liegt. Es fällt auf den ersten Blick in die Augen, daß sich die Bilanz zwischen den Auslagen und dem Ertrage bei dem Albertschen Verfahren in der dem Besitzer günstigsten Weise umgestaltet. Späterhin wird einleuchten, daß auch die Arbeiter, wie schon ihr gegenwärtiges Entgegenkommen zeigt, bei dieser Auskunft bedeutend gewinnen, daß sie wieder Glieder der ländlichen Familie und interessierte Teilnehmer einer größeren Haushaltung werden, daß sie vor Mangel geschützt und an Sparsamkeit gewöhnt, endlich daß sie im edleren Sinne des Wortes frei und dennoch dem Vaterlande und seinem Boden von neuem angeeignet werden, während sie bisher als Mietlinge ebensowenig dem Landesherrn als ihrem Grundherrn angehörten.

Das Heil der Landwirtschaft liegt mehr in den Personen als in den Sachen, mehr in dem Dienstverhältnisse, unter welchem die ländlichen Geschäfte besorgt werden, als in der Berechnung der chemischen und natürlichen, toten und lebendigen Kräfte, die in der Landwirtschaft vorkommen. Die göttliche Vorsehung hat dafür gesorgt, daß unter allen unzähligen natürlichen und künstlichen Mitteln, die Produktion und

den Ertrag zu fördern, am Ende keines kräftiger wirkt als der einfache gute Wille und das liebevolle Zusammenwirken aller Glieder der ländlichen Familie. Die wissenschaftliche Erforschung und Berechnung der landwirtschaftlichen Kräfte hat in keinem Jahrhunderte so große Fortschritte gemacht als im gegenwärtigen. Thaers[1]) Verdienste werden in dieser Hinsicht zu allen Zeiten unvergessen bleiben, aber auch zu keiner Zeit ist die Landwirtschaft großer Provinzen einer ähnlichen inneren Auflösung nahe gekommen. Der nicht aus der Wissenschaft, sondern aus dem kräftigsten praktischen Leben entsprungene Albertsche Plan zeigt uns wie das Ei des Kolumbus, worauf es ankommt und was wir versäumt haben. Die Gesetzgebung der deutschen Staaten kann gegen einen so bedeutenden Schritt zur Verbesserung aller ökonomischen Verhältnisse auf die Dauer nicht gleichgiltig bleiben.

Zum Schlusse sei bemerkt, daß die dem Wirtschaftsplane Alberts zugrunde liegende Idee auch in der Neuzeit, selbst in wissenschaftlichen Kreisen, so manche Anhänger hat. Wir erinnern nur an eine lesenswerte kleine Schrift von Dr. Wilhelm Neurath[2]), worin die Ursachen der heutigen Wirtschaftskrisen in lichtvoller und eingehender Weise erörtert werden.

[1]) Dr. Albrecht Thaer, von Beruf Arzt, bekannt durch seine Schrift „Grundsätze des rationellen Ackerbaues“, ist der Begründer der rationellen Landwirtschaft nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen. Er führte in Deutschland den Fruchtwechsel ein und erklärte Stallfütterung und Futterbau, verbunden mit einem guten Feldsystem, als den höchsten Gipfel der Landwirtschaft.

[2]) Die wahren Ursachen der Überproduktionskrisen sowie der Erwerbs- und Arbeitslosigkeit. Wien, Manzsche k. u. k. Hof-, Verlags- und Universitätsbuchhandlung.



Wie die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft gegründet wurde.

Unglaublich ist es, was ein gebildeter Mensch für sich und für andere tun kann, wenn er, ohne herrschen zu wollen, das Gemüt hat, Vormund von vielen zu sein, sie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu tun, was sie alle gern tun möchten, und sie zu ihren Zwecken führt, die sie meist recht gut im Auge haben, wobei sie nur die Wege dazu verfehlen." Dieser Ausspruch Goethes läßt sich wohl mit Recht auf einen Mann anwenden, der Kopf und Herz auf dem richtigen Flecke hatte und durch sein Beispiel gezeigt hat, was ein einzelner durch zähe Beharrlichkeit bei Verfolgung eines guten Zweckes alles erreichen kann. Wir meinen hier Max v. Eyth, den Schöpfer der heute so mächtigen und hochangesehenen Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft[1], deren Wirken für die Interessen der Landwirte Deutschlands sich überaus segensreich gestaltet hat. Es ist sehr lehrreich, das Entstehen und allmähliche Wachsen dieser Körperschaft zu verfolgen.

Das glorreiche Jahr 1870 und die Gründung des Deutschen Reiches waren nicht imstande gewesen, die berüchtigten deutschen Sonderbestrebungen zu beseitigen; diese trieben vielmehr nach wie vor die üppigsten Blüten. Gaue, Provinzen und Länder schlossen sich in politischen, wirtschaftlichen und religiösen Dingen eifersüchtig voneinander ab und das „Volk der Denker" machte dem Sprichworte: „Wie viel Köpfe, so viel Sinne" fortdauernd alle Ehre. Es waren in Deutschland kaum drei unter einen Hut zu bringen.

[1] Der Lebenslauf und das anderweitige Wirken des Genannten sind in dem Aufsatze „Max v. Eyth" des Abschnittes „Lebensbilder" geschildert.

Dies gilt auch auf landwirtschaftlichem Gebiete. Zwar gab es eine Menge größerer und kleinerer landwirtschaftlicher Vereine, welche die Förderung der verschiedenen Zweige der Bodenkultur auf ihre Fahne geschrieben hatten, wegen der Verschiedenheit ihrer Bestrebungen standen sie sich aber fast fremd gegenüber und wegen beständigen Geldmangels und der Abhängigkeit von der Regierung, auf deren Unterstützungen sie angewiesen waren, konnten sie auch nichts wirklich Großes und Nützliches für die Landwirtschaft leisten. Die Landwirte riefen daher in allen großen und kleinen Nöten die Hilfe des Staates an, statt den einzig richtigen Weg, den der Selbsthilfe, zu beschreiten.

Da sollte durch das werktätige Eingreifen des Maschineningenieurs Max Eyth, der sich durch die Einführung der Dampfpflugkultur in allen zivilisierten Ländern der Erde einen geachteten Namen gemacht hatte, den deutschen Landwirten jene Einigung zuteil werden, deren sie so notwendig bedurften. Eyth hatte bei seinem langjährigen Aufenthalte in England die Einrichtungen der königlich englischen Landwirtschaftsgesellschaft, der Royal Agricultural Society of England. und ihr segensreiches Wirken für die englische Bodenkultur gründlich kennen gelernt und als ideal und patriotisch gesinnter Mann beschlossen, koste es, was es wolle, in seinem Vaterlande Deutschland eine ähnliche Körperschaft ins Leben zu rufen. Von den damit verbundenen Schwierigkeiten hatte er damals noch keine Ahnung, obwohl ihm sowohl Männer der Wissenschaft als auch der Praxis in Deutschland von seinem Vorhaben entschieden abrieten.

Um sich über die landwirtschaftlichen Verhältnisse und das landwirtschaftliche Vereinswesen in Deutschland genauer zu unterrichten, ließ sich Max Eyth im Jahre 1882 in Bonn nieder. Bei einem Besuche der nahen Landwirtschaftlichen Akademie in Poppelsdorf setzte ihm deren Vorstand Prof.

Dr. Dünkelberg auseinander, daß er sich an eine Riesenaufgabe wage, die schon viele vortreffliche Männer zu lösen vergebens versucht hätten. Was in England möglich sei, sei in Deutschland leider unmöglich. Immerhin sei die Sache eines Versuches wert und es wäre herrlich, wenn sie gelänge.

Das Nächste, was Max Eyth nun tat, war, daß er eine Anzahl Aufsätze über das Entstehen, Gedeihen und Wirken der Royal Agricultural Society schrieb und den hervorragendsten deutschen Zeitungen zusandte, um die Aufmerksamkeit der Landwirte auf dieselbe zu lenken und den Wunsch in ihnen zu wecken: Wenn wir doch auch etwas Derartiges bei uns hätten! Inzwischen kam er infolge seiner Studien und Erfahrungen allerdings immer mehr zu der Überzeugung, daß es unendlich schwer sein werde, die deutschen Landwirte für seinen Gedanken zu gewinnen, ja daß die Aussichten hiefür fast trostlos seien. Er kommt sich vor wie Don Quixote im Kampfe mit Windmühlen. Trotzdem will er es wagen, denn „ein Mann, der nicht manchmal das Unmögliche wagt, wird das Mögliche nie erreichen".

Auf die Aufsätze in den Zeitungen erhält Max Eyth unter anderem drei eingehende Schreiben: von Oberamtmann Rimpau in Schlanstedt, von Dr. Thiel, Geheimem Oberregierungsrat und vortragendem Rat im preußischen Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, und von Ökonomierat Noodt, dem Vorsitzenden des Klubs der Landwirte in Berlin. Der Inhalt der drei Briefe ist zwar sehr freundlich, aber auch höchst niederschmetternd, wenn der Adressat überhaupt niederzuschmettern gewesen wäre. Rimpau meinte, daß trotz des Jahres 1870 die Zersplitterung Deutschlands eine solche Vereinigung nicht gestatte. Auch Dr. Thiel erklärte die Sache für ungemein schwierig; abgesehen von allen politischen Hindernissen fehle in den landwirtschaftlichen Kreisen das Gefühl, ein gemeinsames Volk zu sein. Mangel

an Mitteln und Opferwilligkeit seien in den bestehenden Vereinen die beständige Klage. Das müsse bei den großen Entfernungen, mit denen ein allgemeiner deutscher Verein zu kämpfen habe, doppelt ins Gewicht fallen. Roodt endlich gab Eyth zu bedenken, daß alle ähnlichen Versuche, für welche die Besten ihren Schweiß vergossen hätten, an der Trägheit der Massen gescheitert seien. Wo nicht die Staatsregierung schützend und fördernd eingreife, sei nichts zu machen.

Man sollte glauben, daß Eyth infolge derartiger Urteile die Lust, die Deutschen mit einer Landwirtschaftsgesellschaft nach dem Muster der englischen zu beglücken, vollständig vergangen sei. Aber Max Eyth war ein Mann von Eisen; er ließ sich nicht so leicht bange machen und tröstete sich mit dem klassischen Gedanken: „Wüßte ich nicht aus Erfahrung, daß man den Sachverständigen am wenigsten trauen darf, wenn man etwas Neues schaffen will, so wäre es am besten, ich packte meine Sachen zusammen und ginge zurück nach England“.

Die anderen Briefe, die Eyth aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands erhielt, waren zwar voll wohlwollender Wünsche, aber auch voll Ergebung in das Unabänderliche, daß in Deutschland nichts ins Leben gerufen werden könne, was mehr zu tun beabsichtige, als zu schreiben und zu sprechen. Geheimrat Thiel erklärte in einem zweiten Schreiben alles Vereinswesen rundweg für eine wohlorganisierte Bettelwirtschaft und Ökonomierat Roodt wiederholte voll Bitterkeit, daß er sich sein ganzes Leben lang bemüht habe, ähnliche Ideale zu verfolgen. Aus Bayern ging Eyth ein Schreiben zu, es sei hoffnungslos, die süd- und norddeutschen Landwirte unter einen Hut bringen zu wollen; man sehe wohl, wie sehr er die Fühlung mit der Heimat verloren habe.

Trotz alledem ging Max Eyth einen Schritt weiter, indem er die Statuten der zu gründenden Gesellschaft entwarf.

Die Grundsätze, die ihn dabei leiteten, waren: „Völlige Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, sonst hat kein rechter Kerl eine rechte Freude an der Sache; Parteilosigkeit, da die Politik jede sachliche Arbeit zerfrißt; hohe Jahresbeiträge, weil sich ohne Geld niemand rühren kann; tüchtige Mitarbeit aller, denn das soll ihr Lohn sein; so wenig Geschwätz und Gedruck als irgend möglich." Was die Einzelheiten betrifft, so war das meiste den Bestimmungen der Royal Agricultural Society entnommen.

Mitten in seinen Vorarbeiten zur Gründung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft erhielt Eyth eine Einladung, er möge so bald als möglich nach Berlin kommen und im Klub der Landwirte und im Teltower Verein einen Vortrag über seine Pläne halten. Obwohl Eyth ein Feind aller Reden war und ihm sein Leben lang als der schrecklichste aller Schrecken der „schwatzende Mensch" erschien, mußte er doch als Apostel seiner Idee dem Rufe Folge leisten. Das Ergebnis des Vortrages ist freilich gleich Null, nur lernt er in Berlin den begeisterten Kainitapostel Schultz-Lupitz kennen, der seinen Gedanken zwar für undurchführbar erklärt, an dem er aber einen getreuen Anhänger gewinnt; denn das sei es gerade, was er brauche, meinte Schultz, um endlich der Welt den Kainit, dieses wichtigste Kunstdüngemittel des Jahrhunderts, aufzuzwingen. Auf seiner Reise macht Eyth verschiedene Besuche, so in Halle bei seinem alten Schulkameraden Professor Wüst, der ihm ebenfalls von dem Vorhaben abriet, ferner bei Professor Maercker, den er nicht zu Hause traf, von welchem er aber später ein Schreiben erhielt, das in den Satz ausklang, die Sache werde an der Zerrissenheit der deutschen Stämme und an der Unfähigkeit der einzelnen scheitern, selbst bei der Rindviehzucht und dem Zuckerrübenbau die leidige Politik aus dem Spiele zu lassen. Weiters stattete Eyth dem Präsidenten der Deutschen Vieh-

und Herdbuchgesellschaft in Oldenburg, H. v. Nathusius in Althaldensleben, seinen Besuch ab. Auch dieser erklärte seinen Plan für ein Hirngespinst und erzählte ihm in offener Weise, wie es betreffs des deutschen Vereinswesens stehe. Alle verwiesen ihn übrigens auf die kommende internationale landwirtschaftliche Ausstellung in Hamburg, da sich dort die Leute zusammenfinden würden, mit denen der Anfang gemacht werden könnte.

Der Entschluß Max Eyths ist nun gefaßt: Von der Hamburger Ausstellung an muß er innerhalb eines halben Jahres 250 Mitglieder geworben haben, die sich verpflichten, der Sache zwei Jahre lang treu zu bleiben, und die sich das Provisorium des Deutschen Reichsvereins für Landwirtschaft nennen mögen. Im Laufe dieser zwei Jahre müssen 2500 Mitglieder mit einem Beitrage von 20 Mark[1]) beisammen sein. Dann erst soll die offizielle Gründung des Reichsvereines stattfinden. Auf diese Weise würde man mit einem Jahreseinkommen von 50.000 Mark beginnen und etwas leisten können. Bis dahin aber solle das ganze als ein bloßer Versuch betrachtet werden. Gelinge es nicht, so sei klar, daß der Boden in Deutschland für ein solches Unternehmen ungeeignet sei, und man müsse endgiltig davon abstehen.

Bemerkenswert ist, was ihm darauf einer der besten Kenner der landwirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland schrieb: Wissen Sie was, lieber Eyth? 250 Mitglieder bekommen Sie. So viele Narren gibt es in Deutschland, die bei jedem Schwindel mitmachen. 2500 niemals! Aber ich wünsche Ihnen vom Herzen den besten Erfolg." Dieser Herr bot Max Eyth, nebenbei bemerkt, ohneweiters seine Mitgliedschaft an, sobald er es für gut fände, Mitglieder für das Provisorium zu werben. Weiters sagten ihren Beitritt zu:

1 Mark = 1·176 Kronen.

Anton Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, Ernst Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha und Karl Fürst von Hohenlohe-Langenburg.

Der Erfolg der Hamburger Ausstellung war ein winziger, denn Eyth gewann in Hamburg selbst nur drei neue Mitglieder: Rimpau, Dr. Thiel und Roodt. Aber sechs Wochen später stieg die Mitgliederzahl, dank der rührigen Agitation Max Eyths und dem Werben seiner Freunde, auf 57, in weiteren sieben Wochen auf 223 (darunter der preußische Landwirtschaftsminister v. Lucius) und drei Wochen darauf, zu Weihnachten 1883, ist die Zahl 250 erreicht. Der erste Programmpunkt erscheint also erledigt und Eyth kann mit froherem Mute das neue Jahr begrüßen.

Am 13. Februar 1884, wo die erwähnten sechs Monate abgelaufen sind, findet in Berlin die erste Versammlung der angemeldeten Mitglieder statt, in welcher ein zwölfgliedriger Ausschuß gewählt und der Tag für die eigentliche Gründung des Provisoriums festgesetzt wird. An einem der nächsten Tage hält dann der provisorische Ausschuß seine erste Sitzung ab, um die von Eyth entworfenen ausführlichen Statuten durchzuberaten. Das Ergebnis ist, daß der ganze Entwurf mit Ausnahme unwesentlicher Änderungen angenommen wird. Die Grundgedanken desselben sind: Der Deutsche Reichsverein für Landwirtschaft umfaßt das ganze Deutsche Reich, treibt grundsätzlich keine Politik, sondern dient ausschließlich der technischen Entwicklung der Landwirtschaft, beschäftigt sich nur mit solchen Aufgaben, die von den bestehenden Vereinen nicht oder nur unvollkommen behandelt werden, arbeitet nur mit eigenen Mitteln und Kräften und rührt deshalb keine Aufgabe an, die diese übersteigt, verlangt von seinen Mitgliedern 20 Mark Jahresbeitrag und ihre freiwillige Mitarbeit, wo immer dieselbe erforderlich erscheint, und beabsichtigt zunächst, jährlich eine allgemeine deutsche Wander-

ausstellung zu veranstalten. Der Verein hat einen Präsidenten, der jährlich wechselt, einen Vorstand, bestehend aus 12 Vizepräsidenten, welche die 12 Gaue vertreten, in die der Verein Deutschland einteilt, das Direktorium, welches den Vorstand vertritt, die laufenden Geschäfte besorgt und überwacht und monatlich eine Sitzung abhalten muß, den Gesamtausschuß, worin jeder Gau durch vier bis fünf Mitglieder vertreten ist, die Hauptversammlung, welche jährlich wenigstens dreimal, zweimal in Berlin und einmal am Ausstellungsorte tagt. Das Direktorium geht durch Wahl aus dem Vorstande, der Vorstand aus dem Gesamtausschusse, dieser aus der Hauptversammlung hervor, welche auch den Präsidenten wählt.

Nach der Versammlung in Berlin beträgt die Mitgliederzahl 430, doch tritt jetzt eine längere Stockung in den Beitrittserklärungen ein, die zum Teil auf die heftige Gegnerschaft gewisser landwirtschaftlicher Kreise, namentlich der schärfsten Agrarier, der Großgrundbesitzer, zurückzuführen ist, wobei politische, religiöse und andere Gründe in Betracht kommen. Dann geht es mit den Anmeldungen wieder rascher und es ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß bis zur eigentlichen Gründung des Provisoriums (14. Mai) 500 Mitglieder beisammen sein werden, also doppelt so viel, als Eyth für den Anfang verlangt hatte.

Was den eben erwähnten Gründungstag anlangt, so war das Ergebnis der Vorversammlung nachstehendes: Zunächst einigte man sich aus verschiedenen Gründen dahin, den Namen „Reichsverein“ in „Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft“ umzuändern. Der Jahresbeitrag von 20 Mark, an dessen Höhe sich die meisten stießen, der aber für Max Eyth den Haupt- und Angelpunkt bildete und betreffs dessen er schon von vornherein erklärt hatte, daß er selbst mit der Annahme oder Nichtannahme dieses Punktes stehe oder falle — denn „für einen neuen Bettelorden würde er keinen Finger

weiter rühren" — wurde trotz mißbilligenden Kopfschüttelns der Anwesenden schließlich mit Stimmeneinheit genehmigt. Dasselbe geschah bei allen anderen wichtigen Paragraphen des Statutenentwurfes. Obwohl von der vielstündigen Sitzung ermüdet, berieten Max Eyth und Dr. Thiel privatim bis nach Mitternacht noch den Entwurf zur Geschäftsordnung des Provisoriums durch. Auf dem Rückwege nach ihren Quartieren sprach Dr. Thiel unter anderem wehmütig folgende die Sachlage sehr bezeichnende Worte: „Sehen Sie, lieber Eyth, da laufen wir jetzt nach Mitternacht todmüde nach Hause. Wie gut könnten Sie 's haben, wenn Sie uns in Ruh' ließen! Es war uns ganz wohl — auch so. Eigentlich will ja doch kein Mensch etwas von der Geschichte wissen."

Bei der nächsten Tags abgehaltenen konstituierenden Hauptversammlung des Provisoriums der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, woran sich rund 250 Mitglieder beteiligten, verlief alles wie am Schnürchen. Man war offenbar zu sehr erstaunt und auch erfreut über den Erfolg — denn die wirkliche Anzahl der Gründer hatte sich in diesen Tagen bis auf 550 erhöht — als daß eine allzu kritische Stimmung hätte platzgreifen können. Statuten und Geschäftsordnung fanden ohne jede Erörterung Annahme, ebenso die Liste der Ausschußmitglieder und des Vorstandes. Das Provisorium der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft mit seinem zwar kleinen, aber arbeitsfähigen Apparat war daher vollendete Tatsache.

Nunmehr galt es, die 2500 Mann zusammenzubringen, woran noch immer die wenigsten glaubten. Max Eyth verfaßte zunächst einen Aufruf, worin er die praktischen Aufgaben auseinandersetzte, welche die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft zu lösen gedenke. Dann ging es wieder ans Werben, wobei ihn einige Freunde eifrig unterstützten. Täg-

lich erhält Eyth nun eine Menge von Briefen; die einen sind voller Lob, die anderen reich an Tadel, andere wieder mahnen zur größten Vorsicht. Durch alle geht jedoch ein heimlicher Grundzug, den Eyth in seiner kernigen Art und Weise mit den Worten kennzeichnet: „Sie sind ein kurioser Kerl. Machen Sie in Gottesnamen, was Sie wollen; es wird ja doch nichts draus! Wir sind nun einmal so."

Im November 1884 ist das Provisorium bereits auf 1000 Mitglieder angewachsen und die Kunde davon bringt die verschiedensten Wirkungen hervor. Die einen frohlocken und wünschen sich und Max Eyth Glück zu seiner unermüdlichen Tätigkeit, andere schütteln den Kopf und verhalten sich abwartend, den dritten geht die Sache viel zu langsam vorwärts und sie prophezeien ihm einen Mißerfolg. In den Kreisen aber, die Max Eyth und seinen Plänen schon früher stets feindlich gesinnt waren, beginnt jetzt ein ernster Kampf gegen das Provisorium in Wort und Schrift, obzwar sich auch hier schon einige Stimmen erheben, die einen allmählichen Umschwung der Gesinnung ahnen lassen. Die Wucht von 1000 Mitgliedern machte sich eben selbst in diesen bisher unzugänglichen Kreisen fühlbar.

Die Beitrittserklärungen mehren sich nun von Tag zu Tag und die Achtung vor der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft ist in stetem Steigen begriffen. Das Vertrauen zu ihr wächst mit ihren Erfolgen. Die Gegnerschaft erlischt nach und nach, so daß das Provisorium freie Bahn hat. In diese Zeit fällt — vornehmlich auf Betreiben von Schultz-Lupitz — die wichtige Gründung der Düngerabteilung und der Vertrag mit dem Syndikat der Kaliwerke. Im April 1885 kann Max Eyth schon 1630, im Mai 1958 Mitglieder verzeichnen. Im August geht das Vermögen der eingegangenen Deutschen Ackerbaugesellschaft (22.000 Mark)

in das Eigentum des Provisoriums über. Am 30. September kann Eyth endlich mitteilen, daß die Zahl 2500 voll ist. Infolgedessen herrscht überall Freude und von allen Seiten treffen an Eyth Glückwunschschreiben ein. Ein Landwirt aus der keineswegs überschwenglichen Provinz Westfalen schreibt z. B.: „Ich freue mich mit Ihnen über das volle Gelingen Ihres Werkes. Das erreichte Ziel bedeutet mir ein merkwürdiges, hocherfreuliches Ereignis nicht nur für unsere vaterländische Landwirtschaft, sondern auch für unsere ganze materielle Entwicklung. Ein schöner Traum, den wir im Frühling von Deutschlands Jünglingsalter träumten, will sich verwirklichen." Auch Männer aus dem Lager der schärfsten Agrarier treten nun bei, wie Graf Mirbach. Im November meldet auch Fürst Bismarck seinen Beitritt an.

Am 11. Dezember 1885 findet in der dazu einberufenen Hauptversammlung in Berlin die offizielle, feierliche Gründung der „Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft" (Mitgliederstand 2866) statt und Max Eyth, die Seele des Unternehmens, siedelt bald darauf als „geschäftsführendes Mitglied des Direktoriums" nach Berlin über.

„Tanta moles erat, romanam condere gentem!"[1]) Schweiß und Mühe hat die Gründung der Gesellschaft übergenug gekostet! Den Löwenanteil dabei mußte stets Max Eyth tragen, ohne dessen bewunderungswürdige Tatkraft nach dem Gesagten eine solche Schöpfung in Deutschland überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Wie sie sich — wieder durch Eyths Genie und rastlose Arbeit — weiter entwickelte und nach allen Seiten ausgestaltete, das gehört auf ein anderes Blatt. Wer sich dafür interessiert, der lese den dritten Band (Meisterjahre) des ebenso lehrreichen als prächtig ge-

[1]) So viel Mühe hat es gekostet, das römische Volk zu begründen. (Vergil, Aeneis.)

schriebenen Werkes von Max Eyth „Im Strom unserer Zeit"[1]), das wir bei der vorstehenden Skizze als Quelle benützt haben.



Glückliche Zeiten.

Die schlimmen Zeiten, die seit vielen Jahren über die Landwirtschaft hereingebrochen sind, wollen kein Ende nehmen. Man bemüht sich zwar redlich, die Ursachen des Übels zu erforschen und Vorschläge zu seiner Heilung zu machen, zu einer erlösenden Tat aber ist es bis jetzt nicht gekommen. Auch die große Mehrzahl des übrigen arbeitenden Volkes lebt in Not und Elend. Noch nie war der Wettbewerb um die Güter des Lebens so beängstigend, noch nie der Kampf um das tägliche Brot so heiß und erbittert. Und dies nicht etwa, weil zu wenig produziert wird! Nein, im Gegenteil: wir haben Lebensmittel aller Art genug, so daß jeder, bis zum letzten Bettler hinab, seine Notdurft reichlich befriedigen könnte. Aber während auf der einen Seite die Landwirte ihre Erzeugnisse nur zu Spottpreisen loswerden, sind auf der anderen Seite die Konsumenten, besonders in den Städten, kaum mehr imstande, die Preise für die notwendigsten Lebensmittel zu erschwingen. Also beide, Käufer wie Verkäufer, sind übel daran; die Früchte ihrer Arbeit kommen zum großen Teile anderen, den unreellen Zwischenhändlern und Spekulanten, zugute. Sind dies nicht höchst

[1]) 1904, Heidelberg, Karl Winter (3 Bände: Lehrjahre, Wanderjahre, Meisterjahre.)

ungesunde wirtschaftliche Zustände und wird die Landwirtschaft bald einen Ausweg aus ihnen finden? Es scheint allerdings, daß es erst noch viel ärger werden muß, ehe die Landwirte, Groß- wie Kleingrundbesitzer, die Gemeinsamkeit ihrer Interessen erkennend, zur Selbsthilfe schreiten, um der redlichen Arbeit den Lohn zurückzuerobern, der ihr von Rechts wegen gebührt.

Die trübe Gegenwart wird indes durch Klagen nicht besser. Vergessen wir ihrer daher auf einen Augenblick und versetzen wir uns in glücklichere Zeiten, wo dem Landwirte noch „des Lebens Mai" blühte, wo man noch lebte und leben ließ und Produzent wie Konsument zufrieden waren!

Daß der Acker- und Weinbau vormals die sicherste Quelle des Wohlstandes, ja Reichtums bildeten, will uns heute fast als ein Märchen erscheinen. Und doch war es so. In einer alten Chronik, welche etwa aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts stammt, können wir z. B. von Niederösterreich folgendes lesen: „Mit großem Gut möcht man nit zaln die Weinstecken in den Weingärten." Von Wien heißt es noch viel früher: „Gerne stiegen die Adeligen von ihren Burgen in die freudige Stadt hinunter, in der es von wohlgenährten, fröhlichen Weinherren und Weinzierln (Winzern) wimmelte." Auch in Böhmen sahen die Weinbauer einst viel bessere Tage, denn während hier die Weinproduktion heute kaum 10.000 Hektoliter im Jahre beträgt, wurden noch gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts durchschnittlich 900.000 Eimer (509.000 Hektoliter) gewonnen. Eine Württemberger Chronik führt unter den vielen gesegneten Jahrgängen des XV. Jahrhunderts das Jahr 1420 als besonders merkwürdig an, indem sie hiervon meldet: „1420 war abermal so ein warmer Winter, daß den 20. Martii die Obstbäum ausgeschlagen, im Aprilen die Trauben ge-

blühet, umb Pfingsten Ernd und um Bartholomäi Herbst worden, ist also dieses ein gutes reiches Jahr, beedes von Frucht und Wein gewesen." Aus derselben Quelle ersehen wir ferner, wie wohlfeil damals das Leben war, daß es also nicht nur dem Produzenten, sondern auch dem Konsumenten gut ging. So konnte, wie die Württemberger Chronik zum Jahre 1534 bemerkt, eine ledige Person mit 40 Gulden jährlich ganz anständig leben. Wer geringere Bedürfnisse hatte, reichte sogar mit 25 Gulden aus; gerade so viel verdiente sich z. B. ein Taglöhner, welcher nicht beköstigt wurde. Von 1465—1617, also innerhalb 152 Jahre, gab es 40 gesegnete Weinjahre, somit ungefähr alle vier Jahre ein gutes.

Nach Dr. R. Schultze („Geschichte des Weines 2c.") häufte sich im X. Jahrhundert im Kloster St. Gallen der Weinvorrat so sehr, daß volle Weinfässer, von Hütern bewacht, unter freiem Himmel lagen und angesehene Leute den roten Wein gar nicht mehr trinken wollten. Zu derselben Zeit stand der Weinbau in Sachsen nicht weniger als in Böhmen in Flor, so daß damals der Bischof Dithmar von Merseburg Sachsen „das blumige Paradies und den Überfluß an allen Dingen" nannte. Viele Städte gelangten durch den Weinhandel zu außerordentlichem Reichtum, wie z. B. Ulm, auf dessen Markte gegen Anfang des XVII. Jahrhunderts an einem Tage oft 800 Fässer verkauft wurden.

Natürlich war der Wein in guten Jahren ungemein wohlfeil. In Württemberg kostete 1426 ein Eimer alter Wein 13 Kreuzer und 1484 konnte man eine Maß (1·4 Liter) für ein Ei kaufen. Zuweilen war man wie 1539 bei der Weinernte gezwungen, wenn man kein leeres Faß für ein volles erhalten konnte, den alten Wein auslaufen zu lassen. Im genannten Jahre kam, so erzählt Volz im Württembergischen Jahrbuche für 1852, ein Edelmann, anstatt seinen alten Wein wegzugießen, auf den Gedanken, ihn

von seinen Bauern in der Frone austrinken zu lassen. Sie mußten an einem bestimmten Tage zusammenkommen; ungemessen strömte der Wein in die durstigen Kehlen der Bauern und erhitzte ihre Köpfe. Händel und Verwundungen gab es dann genug und die Strafen trugen dem Edelmanne als Gerichtsherrn mehr ein, als wenn er den Wein verkauft hätte. Von den Jahren 1420—1429, die sich durch besondere Fruchtbarkeit auszeichneten, führt Dr. R. Schultze an, „daß man mehrere Male in ein Wirtshaus gehen mußte, um nur eine Zeche machen zu können; ja, um für einen Heller zu trinken, mußte man zweimal kommen." In Urach ließ einmal ein Wirt ausrufen, man könne bei ihm für einen halben Batzen vom Morgen bis zum Abend trinken. Als in Ulm von 1377—1494 der Münster gebaut wurde, war der Wein in manchen Jahren so billig, daß die Bürger nur in großer Gesellschaft das Wirtshaus besuchten, so daß auf diese Weise der eine heute, der andere morgen usf. die Zeche bezahlen konnte. An mehreren Orten kam es sogar vor, daß Leute, die gerade bauten, den Mörtel mit Wein statt mit Wasser anrühren ließen. Auch anderwärts gab es Wein in unglaublichem Überflusse. So soll der Engländer Atkins 1720 auf Madeira eine ganze Pipe Wein (etwa 5 Hektoliter) für zwei Hemden und eine andere für drei Perücken gekauft haben!

Waren das nicht glückliche Zeiten? — Leider sind sie für immer entschwunden! Unsere Zeit hat zweifellos großartige Fortschritte auf den meisten Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens zu verzeichnen. Ein naives Gemüt könnte sich nun einbilden, daß mit den technischen Erfindungen, dem großen Aufschwunge auf den Gebieten der Landwirtschaft und Industrie, des Handels und Verkehrs naturgemäß eine Erhöhung des Wohlstandes der breiteren Volksschichten, eine Verwohlfeilung der Nahrungsmittel, also eine Erleichterung des Lebens der — sei es nun geistig oder körperlich — arbeitenden

Stände verbunden sein müsse. Das wäre jedoch ein verfehlter Schluß, denn die erwähnten Errungenschaften kommen diesen infolge der großen Verteuerung aller notwendigen Lebensbedürfnisse nur in geringem Maße zugute. Wie sich der Kampf ums Dasein seit 1800 immer schwieriger gestaltet, erhellt aus einigen statistischen Zusammenstellungen Prof. A. L. Hickmanns über die Lebensmittelpreise von 1800—1898. Darnach erhielt man im Jahre 1800 um dasselbe Geld 7 Kilogramm Fleisch, um welches man im Jahre 1848 nur 3 Kilogramm, im Jahre 1875 nur 2 Kilogramm, im Jahre 1898 gar nur 1 Kilogramm erhielt. Das beständige Steigen der Rindfleischpreise von 1848—1898 zeigt folgende Zusammenstellung:

	1848	1870	1898
	Heller		
1 Kilogramm mittlerer Güte, auf dem Lande, niedrigster Preis	36	50— 60	80—120
1 Kilogramm mittlerer Güte, in größeren Städten	48—60	60— 80	100—140
1 Kilogramm bester Qualität . . .	70—90	90—120	120—170

Dasselbe gilt von den allernotwendigsten Nahrungsmitteln, dem Brote und den Kartoffeln. So bekam man um denselben Betrag im Jahre 1800 6, 1848 4·5, 1898 3 Brote von gleichem Gewichte. Ebenso verhält es sich mit den Semmeln. Die Zweikreuzersemmel von 1800 sah gegen jene von 1898 aus wie ein Mastochs gegen ein Kälblein. Natürlich sind auch Bier und Wein von der allgemeinen Preissteigerung nicht ausgenommen, denn man bekam im Jahre 1848 um dasselbe Geld das doppelte, bezw. zweieinhalbfache Quantum. Von 1898 bis heute haben sich aber die Preise sämtlicher Lebensbedürfnisse abermals bedeutend gesteigert.

Die Kaufkraft oder der Wert des Geldes hat sich also seit Anfang des XIX. Jahrhunderts fortwährend verschlechtert.

Was den Zeitraum von 1848—1898 betrifft, so kostete (bei Umrechnung der früheren Geldwährung auf den heutigen Stand) die gleiche Menge Ware, für welche im Jahre 1848 2 Kronen gezahlt wurden, im Jahre 1898 durchschnittlich 4·60—6 Kronen. 200 Kronen, 1898 für Lebensmittel verausgabt, entsprachen ungefähr 70—80 Kronen im Jahre 1848; 2000 Kronen als Jahresgehalt im Jahre 1898 waren also nahezu gleichwertig 700—800 Kronen im Jahre 1848, insofern es sich um die Bestreitung der wichtigsten Lebensbedürfnisse handelt.



Mutter Erde.

Wir lesen und hören oft von Menschen, die in der Fremde vor Heimweh gestorben sind. Meist sind es Söhne der Alpenländer, welche ihre Jugend in einer großartigen Gebirgsnatur verlebt haben und dann vom Schicksal in irgend eine Großstadt verschlagen wurden. Aber die Mutter Erde, die Heimaterde, fordert ihre Kinder unerbittlich wieder zurück und bestraft die Ungetreuen mit Pein und Todesnot. Mehr oder weniger bekommt ihre dämonische Anziehungskraft überhaupt jeder zu spüren, der auf dem Lande aufgewachsen und später in die Stadt gezogen ist. Wie der Funke unter der Asche, so glimmt die Erinnerung an die trauten Stätten seiner Kindheit, an Berg und Tal, Feld und Wald, in seinem Gedächtnisse weiter und es genügt oft ein geringfügiger Anlaß, ein Wort, ein Bild und dergleichen, diesen Funken zur hellen Flamme anzufachen und in ihm

eine tiefe Sehnsucht nach der Mutter Heimaterde zu erwecken. Er kommt sich in solchen Stunden vor wie Adam, den Gott der Herr aus dem Paradiese verjagt, und unwillkürlich fällt ihm der Vers ein:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
Ach wie liegt so weit, ach wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Selbst auf den Greis übt die Heimaterde oft noch eine solche Anziehungskraft, daß er die Stätte seiner fröhlichen Jugendspiele wieder aufsucht, um dort zu sterben und in heimatlicher Erde zu ruhen. Bei keinem Volke tritt dieses Heimatsgefühl aber vielleicht so stark zutage wie bei den Chinesen. Der chinesische Kuli (Taglöhner) legt sich in der Fremde die schwersten Entbehrungen auf, um sich ein kleines Kapital zu ersparen, mit dem er nach China zurückkehrt; gelingt ihm dies nicht, so macht er es sterbend den Genossen zur heiligen Pflicht, wenigstens seine Asche der Mutter Erde zurückzusenden.

Die Mutter Erde, aus deren Schoße alles entsteht und in deren Schoß alles wieder zurückkehrt, war einst eine gar mächtige Göttin. In der griechischen Mythologie führt sie den Namen Gäa und ist als Gemahlin des Uranos (Himmels) Mutter einer zahlreichen Nachkommenschaft. Besonders stammen von ihr finstere und furchtbare Wesen und gewaltige Riesen, unter anderen auch Antäus, mit dem bekanntlich Herkules einen heißen Kampf zu bestehen hatte. Er versuchte anfangs umsonst, seinen Gegner niederzuringen, denn diesem verlieh die Berührung mit seiner Mutter übernatürliche Kräfte und Herkules hätte gewiß den kürzeren gezogen, wenn er den Antäus nicht schließlich in die Luft emporgehoben und

hier schwebend erwürgt hätte. Diesem Mythus liegt ohne Zweifel eine tiefe Wahrheit zugrunde: Dem Riesen Antäus gleicht — wenigstens in normalen Zeiten — der Landmann, welcher, wie Horaz sagt, paterna rura bobus exercet suis[1]), denn hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft. Das gilt jedoch nicht bloß vom Individuum, sondern auch vom ganzen Staate; solange sich ein Staat auf den Ackerbau stützt, ist er unbezwingbar, da er nicht nur über eine gesunde, starke Bevölkerung, sondern auch über unerschöpfliche Hilfsmittel verfügt. — Die der Gäa entsprechende Gottheit der Römer ist Tellus, auch Tellus mater genannt; man verehrte sie vielfach in Verbindung mit Ceres als Göttin der Erdfruchtbarkeit und feierte ihr zu Ehren verschiedene landwirtschaftliche Feste. Bei den Germanen hieß die Göttin der Erde Nerthus; Tacitus gibt ihr den Beinamen Terra mater. Sie soll auf der Insel Alsen oder Rügen in der Ostsee einen heiligen Hain besessen haben. Auf einem ihr geweihten Wagen hielt die Erdmutter Nerthus von Zeit zu Zeit Umzüge bei den Völkern, die sie verehrten und denen sie Frieden und Fruchtbarkeit der Felder brachte. Ehrerbietig folgte der Priester dem verhüllten, von zwei Kühen gezogenen Wagen. Dann waren frohe und festliche Tage und aller Streit ruhte, bis der Priester die Göttin dem Heiligtume zurückgab. Darauf wurden Wagen und Gewänder in einem geheimen See der Insel gewaschen, die Sklaven aber, welche dabei Dienste geleistet, in dem See ertränkt.

Auch sonst knüpfen sich an die „Mutter Erde" viele sinnige Sagen. Wir erinnern nur an Deukalion und Pyrrha, welche sich in ähnlicher Weise wie Noah und seine Familie aus der Sintflut retteten. Als sie zu Zeus um Erneuerung des Menschengeschlechtes flehten, wurde ihnen geboten, verhüllten

[1]) die väterlichen Gefilde mit seinem Ochsengespann durchpflügt.

Hauptes die Gebeine der „Großen Mutter“ hinter sich zu werfen. Sie verstanden darunter das Gestein der Erde und die Steine des Deukalion wurden zu Männern, die der Pyrrha aber zu Weibern. Hieher gehört auch die Geschichte von den zwei Stiefbrüdern, die sich nach dem Tode des Vaters um die Herrschaft stritten. Da sie sich nicht einigen konnten, reisten sie nach dem Orakel zu Delphi, um es als Schiedsrichter anzurufen. Es wurde ihnen dort die Auskunft zuteil, jener werde die Herrschaft in dem Lande erlangen, welcher nach der Rückkehr die gemeinsame Mutter küssen werde. Als sie nun an die Grenze kamen, warf sich der eine sofort auf die Erde und küßte sie, denn er deutete den Orakelspruch mit Recht dahin, daß die Erde die gemeinsame Mutter aller sei.

Daß die Mutter Erde von den Dichtern in allen Tonarten gepriesen und verherrlicht wird, ist nur selbstverständlich. Schon Homer nennt sie die „Frucht- und Lebenspenderin“ und die „Herrliche.“ Schiller spricht im „Lied von der Glocke“ von dem „dunklen Schoß der heil'gen Erde“, welchem der Landmann seine Saat anvertraut, und in dem Gedichte „Das eleusische Fest“ ist die Rede von der „frommen Erde“, dem „mütterlichen Grunde“ der Menschen, mit der sie als Ackerbauer einen ewigen Bund stiften sollen. Sehr schön sagt ferner Logau vom Mai:

„Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde.“

Weiters sei der sinnige Vers von Paul Heyse angeführt:

„Mußt stets an deiner Mutter Art,
Du Kind der Erde, dich erinnern:
Wie sehr die Schale dir erstarrt,
Bewahr' den flüssigen Kern im Innern!“

Lenau spricht in einem seiner Gedichte von der Mutter Erde der ungarischen Pußta, die hier ein trübes, armseliges Leben führe:

„Ein Wäldchen rauscht auf weiter, grüner Heide,
Hier lebt die Erde still und arm und trübe;
Das Wäldchen ist ihr einziges Geschmeide,
Daran ihr Herz noch hängen mag mit Liebe."

Wir alle sind Kinder der Mutter Erde und sollen daher des Spruches: „Aus Erde bist du, von Erde ißt du, zu Erde wirst du" stets eingedenk sein. Eine besondere Anhänglichkeit und Liebe zu dieser seiner Mutter hat aber von jeher in dem Herzen des Landwirtes gewohnt und wird immer darin wohnen, solange sie dem Fleißigen überhaupt ihre Früchte spendet. Ob in der Lehmhütte, im freundlichen Bauernhaus, im stattlichen Gutsgebäude, ob in den Bergen, im Sande der Ebene, im Moor, am Meeresstrande geboren — drei Dinge bleiben dem Landmanne ewig teuer: Haus, Herd, Heimat. Tausend unsichtbare Fäden verbinden sein Herz mit dem trauten Heim, den Blumen des Gartens, den Wiesen und Äckern, den Lieblingsplätzen seiner Jugend und in der Fremde ergeht es ihm bei der Erinnerung daran wie dem Dichter der Verse:

„Traute Heimat meiner Lieben,
Denk' ich still an dich zurück:
Wird mir wohl und dennoch trüben
Sehnsuchtszähren meinen Blick."

Der echte und rechte Landmann harrt daher auf der väterlichen Scholle mutig aus, wenn ihm für die harte Arbeit seiner Hände auch ein noch so karger Lohn zuteil wird; denn er fühlt und weiß wohl, daß im Vergleiche mit ihm jeder andere Mensch ein in der Welt herumirrender Heimatloser ist. Sein Schaffen und Streben, sein Kämpfen und Ringen geht deshalb einzig und allein dahin, der Väter Erbe

zu wahren, den Kindern die Heimat zu erhalten, auf der angestammten Scholle daheim bleiben zu können. Er ist mit einem Worte ein guter und treuer Sohn der Mutter Erde und verdient es, daß sie das Füllhorn des Segens auf sein Haupt ausschütte!



Haus und Feld unserer Altvordern.

Es ist nicht unsere Absicht, im folgenden die Besitz- und Eigentumsverhältnisse unserer Vorfahren zu schildern, sondern wir wollen darüber nur in sprachlicher Hinsicht einige Bemerkungen machen. So anspruchslos diese auch sind, so wird der Leser doch daraus ersehen, daß die Sprache bei der Erforschung vergangener Tatsachen ein gewichtiges Wort mitzureden hat.

Aus mehreren Redensarten geht deutlich hervor, wie die alten Deutschen ihre Behausungen anlegten und welches der ursprüngliche Zweck der einzelnen Bestandteile derselben war. So lehrt uns die Redensart von den „vier Pfählen des Hauses", daß die Wohnhäuser eine viereckige Form hatten, wie die Redensarten „etwas unter Dach bringen" und „einen Herd gründen" zeigen, daß Herd und Dach die Hauptsache des Hauses waren. Die Rolle, welche der Herd heute nur noch in gewissen Phrasen („Eigener Herd ist Goldes wert", „die Heiligkeit des Herdes" u. dgl.) spielt, hatte er damals in Wirklichkeit inne. Ein wichtiger Teil des Daches war die Luke (von lugen, verwandt mit leuchten, Licht), welche vor allem als Lichtquelle für die Wohnung, in

zweiter Linie zum Abziehen des Rauches diente. Die Luke vertrat also die Stelle unseres Fensters. Im Schwedischen existiert hiefür der ebenso schöne als bezeichnende Ausdruck „Windauge", denn das darunter befindliche Herdfeuer verlangte stetigen Luftzug und diesen herbeizuführen war die Hauptbestimmung der Dachluke. Ein zweiter Hauptteil des Daches, der auch jetzt noch dieselbe Bestimmung hat, war der First, der erste oder Hauptbalken, der eigentlich die ganze Bedachung trug (First und Fürst sind ein und dasselbe Wort, vom Althochdeutschen foristo = der Vorderste, Erste).

„Haus" selbst ist seiner Abstammung nach nichts anderes als ein „Mittel zum Bergen" oder „Unterschlupf" und wir könnten also die in die Erde eingegrabenen, gegen die Kälte mit Mist oder Rasen bedeckten Höhlen der Germanen, wie sie noch zu Beginn unserer Zeitrechnung von Tacitus erwähnt werden, ebensogut „Häuser" nennen wie die fünfstöckigen, mit allem Luxus ausgestatteten Bauten der Neuzeit. Einen größeren Gegensatz kann es freilich kaum geben, und wer daran zweifelt, ob die Kultur der Menschheit wirklich zum Vorteile gereicht habe, der male sich die Annehmlichkeiten und Genüsse eines Troglodyten oder Höhlenbewohners nur gehörig aus! Wir sind gegen die Wohltaten der modernen Einrichtungen infolge langer Gewohnheit leider mehr oder minder abgestumpft, wissen sie nicht mehr nach ihrem vollen Werte zu schätzen. Denken wir z. B. nur an zwei Gegenstände des Hauses, die wir heute für kaum der Rede werte Kleinigkeiten halten: an Ofen und Fenster! Würden wir ihren Verlust aber nicht auf das schmerzlichste empfinden? Wären wir, wenn sie fehlten, nicht zu einer ganz anderen, höchst unbequemen und ungemütlichen Lebensweise gezwungen?

Wie der Erfinder des nützlichen Webstuhles, so ist auch jener kluge Kopf unbekannt, der den Ofen erfand. Und

doch hat er für die Kultur der Menschheit mehr getan als so mancher Welteroberer, dessen Namen und Taten die Geschichte getreulich aufbewahrt. Auch hier läßt uns die Bezeichnung des Gegenstandes selbst seine ursprüngliche Beschaffenheit deutlich erkennen. Ofen, im Sanskrit ukhâ, bedeutet nämlich „irdenes Gefäß, Geschirr, Topf“ und es ist daher kein Zweifel, daß der erste Ofen aus wirklichen, vielleicht unbrauchbar gewordenen Töpfen bestand, die man derart zusammensetzte, daß sie sich mit den Seitenwänden berührten, während die Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt wurden, welcher gleichzeitig als Kitt diente. Nachdem einmal die Sache erprobt war, wird man dann eigens zu diesem Zwecke hergestellte und geformte „Kacheln“ verwendet haben. Auch Kachel, ahd. chachila, heißt nichts anderes als „Topf“ und noch Luther gebraucht es in seiner Bibelübersetzung in dieser Bedeutung. In „Kachelofen“ haben wir also zweimal denselben Begriff. Wie sich aus dem ursprünglichen Kachelofen, der bekanntlich nur zum Heizen bestimmt war, unsere jetzige Kombination von Heiz- und Kochöfen entwickelte, gehört auf ein anderes Blatt, in die Geschichte der Erfindungen und Gewerbe.

Auch das Fenster hat seine eigentümliche Geschichte. „Fenster“ ist bekanntlich ein Lehnwort aus dem Lateinischen (fenestra) und heißt wörtlich „Spalte, Öffnung“. Ganz dieselbe Bedeutung hat „Tür“ (griech. θύρα). In der Tat vertrat die Tür in früheren Zeiten wie auch jetzt noch bei den unkultivierten Völkern Afrikas häufig die Stelle des Fensters; durch die Tür drang das Tageslicht in die Hütte, um das Innere derselben notdürftig zu erhellen, und durch sie nahm auch der Rauch des offenen Herdfeuers seinen Abzug. Kultiviertere Völker hatten freilich stets auch Fenster, d. h. eine oder die andere Öffnung im Dache oder in der Giebelwand, die anfangs unverschlossen war und Schnee und Regen

freien Eintritt in den Wohnraum gewährte, später jedoch mit mehr oder weniger durchsichtigen Stoffen, wie Tierhäuten, Horn, eingeöltem Papier u. dgl., versperrt wurde. Glasfenster kamen erst sehr spät in Gebrauch; noch im XVI. Jahrhunderte waren sie in Deutschland äußerst kostspielig und konnte sich nur der Adel und die reichere Bürgerschaft diesen Luxus erlauben. Unsere älteste Sprache hatte für Fenster die sinnliche Umschreibung „Auge" (got. augadaurô, ahd. ougatorâ), denn das Fenster ist gewissermaßen das Auge des Hauses, wie anderseits das Auge das Fenster des Leibes genannt werden kann. Ein rundes Dachfenster heißt „Ochsenauge". Beziehungen zwischen Fenster und Auge finden sich noch in vielen Redensarten, z. B. jemand die Fenster (Augen) einschlagen, sich die Fenster (Augengläser) aufsetzen usw.

Ebenso spiegeln sich in der Sprache die Besitz- und Eigentumsverhältnisse der alten Zeit vielfach wieder. Bekanntlich gehörte anfangs das offene Land niemand und erst verhältnismäßig spät kam man auf den Gedanken, daß auch ein Stück Boden zum Eigentum erworben werden könne. Dies konnte naturgemäß nur jenes Stück Grund sein, das man gegen jeden Eindringling zu verteidigen imstande war, oder auf welchem man wirklich jeden Augenblick zur Wehr bereit saß, das man also wörtlich „besaß". Der Besitz an Grund und Boden entstand also, wie aus dem Worte selbst erhellt, ursprünglich durch das Ersitzen. Natürlich mußte der Seßhaftgewordene den Platz, den er für sich allein in Anspruch genommen, mit einer Wehr, einem Zaun umgeben, um ihn so einerseits schon äußerlich als sein Eigentum zu kennzeichnen, anderseits gegen jeden, der sein Besitzrecht nicht respektierte, besser schützen zu können. Allmählich wurde dieser Abschluß nach außen — allgemeinem Übereinkommen gemäß — ein wesentliches Erfordernis zu einer solchen Besitzergreifung. Darum spielt der Zaun in den Bezeichnungen

der Wohnplätze eine so große Rolle. Der genannte Brauch kommt in unserem „Garten" noch deutlich zum Ausdrucke; denn Garten ist nichts anderes als „Gerte, Zaunrute", also in weiterem Sinne ein durch einen Rutenzaun eingeschlossener Platz, wie denn auch in der Tat der Angelsachse noch heute seinen eingezäunten Hof Garten nennt. Damit stimmt auch das Griechische χόρτος = Zaun, Garten, das Lateinische hortus, das Slawische hrad (Burg, eigentlich der durch Umzäunung abgesonderte Raum) und zahrada (Garten).

Zu diesen eingezäunten Wohnplätzen oder Höfen gehörte aber damals noch kein Feld, sondern die Feldmark war Eigentum der ganzen Gemeinde und jedem in der Gemeinde Seßhaften stand nur das Recht zu, ein Stück der gemeinsamen Feldflur anzubauen. Nach der Ernte fiel das betreffende Feld wieder an die Gemeinde zurück. Die Äcker wurden erst später alljährlich, dann für einen längeren Zeitraum und endlich für die Dauer durch das Los verteilt, so daß nunmehr jeder Gemeindeinsasse auch festen Feldbesitz hatte. An diesen Vorgang erinnert der noch heute in vielen Gegenden übliche Ausdruck „Landlose" für Äcker. Gemeingut war jetzt nur die Allmende oder Allmande (aus All und Mann gebildet), das in Gemeinschaft benützte Land, wo jeder sein Vieh auftreiben konnte. Die so entstandene Feldverteilung, wobei die Grundstücke den Dorfbewohnern also ohne jeden Plan zugemessen und wirr durcheinandergeworfen wurden, hatte natürlich große Unbequemlichkeiten zur Folge, da jeder wegen der schlechten oder unzureichenden Verbindungswege im Anbau vom Nachbar abhängig war, bei der Bestellung der in allen Weltgegenden zerstreuten Felder sehr viel Zeit verlor usw. Bekanntlich sucht man diesen Übelständen der Gemenglage in der Gegenwart durch die Kommassation oder Zusammenlegung der Grundstücke abzuhelfen, wozu auch bereits eine Reihe von Gesetzen erflossen ist. Bisher wurde die

Kommassation aber erst in wenigen Ländern, und auch da nur meist teilweise, durchgeführt und es ist daher im Interesse einer gedeihlichen Bewirtschaftung der Bauerngüter dringend zu wünschen, daß sich die Überzeugung von der Wohltat dieser agrarischen Maßregel recht bald überall Eingang verschaffe.



Alte Bauerngeschlechter.

Wenn wir in der Geschichte des Bauernstandes blättern, so finden wir, daß in den verschiedenen Jahrhunderten Zeiten des Aufschwunges mit Zeiten des Niederganges desselben abwechselten. Oft schien es, als ob er gänzlich vernichtet sei und sich nie mehr erholen würde; aber die Lebenskraft des Bauern erwies sich als wunderbar zäh und nach kürzerer oder längerer Zeit hatte er sich wieder aufgerafft und gelangte zu neuem Wohlstande. Diese geschichtliche Tatsache berechtigt uns zu der zuversichtlichen Hoffnung, daß der Bauernstand auch die heutige Notlage überdauern und von neuem zur Blüte gelangen werde.

Es ist nun interessant zu sehen, daß sich an vielen Orten einzelne Bauerngeschlechter oder die Bauern ganzer Gegenden trotz des allgemeinen bäuerlichen Niederganges nicht nur aufrecht erhielten, sondern auch in ziemlicher Wohlhabenheit lebten. Es war dies zunächst dort der Fall, wo der Adel den Bauernstand nicht seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen vermochte, wie z. B. auch in einigen Teilen der österreichischen Alpenländer. Hier hatten sich viele Bauerngemeinden ihre alten Freiheiten und Rechte gewahrt, ordneten ihre inneren

Angelegenheiten selbst und standen nur dem Kaiser und dessen Vertretern gegenüber in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse. Die Besitzer dieser Güter trugen den Kopf hoch und waren stolz auf ihre Beschäftigung, denn die Früchte ihrer Arbeit kamen niemand anderem als ihnen allein zugute. Von streng konservativer Gesinnung, sorgten sie natürlich dafür, daß ihr Stand durch die Unteilbarkeit der Gutshöfe kräftig weiterblühte. Einen solchen Vertreter eines alten freien Bauerngeschlechtes hat uns auch Karl Immermann in der köstlichen Idylle „Der Oberhof", deren Schauplatz bekanntlich Westfalen ist, mit großer Naturtreue vorgeführt. Viele der genannten Bauernhöfe vererbten sich Jahrhunderte lang von Kind auf Kindeskind fort, die meisten aber gingen durch die Mißwirtschaft der Besitzer, die Drangsale der unaufhörlichen Kriege und Fehden usw. allmählich zugrunde oder in fremde Hände über.

Aber auch in anderen Gegenden als den oben erwähnten, nämlich in solchen, wo der Bauer seine persönliche und wirtschaftliche Freiheit nicht behaupten konnte und einem Grundherrn untertan wurde, haben sich manche Wirtschaften durch lange Zeiträume, ja selbst bis auf den heutigen Tag in einer und derselben Familie erhalten. So brachte z. B. die „Wiener Landwirtschaftliche Zeitung" vor einigen Jahren eine Notiz, daß der Bauernbesitz des Herrn Friedrich Dorr in Waltersschlag bei Zwettl auf ein Alter von 200 Jahren zurückblicken könne, während welcher der Besitz stets vom Vater auf den Sohn übergegangen sei; auch der gegenwärtige Besitzer hofft, daß seinerzeit einer seiner drei Söhne die Wirtschaft übernehmen werde. Es ist ohne Zweifel ein Beweis der Tüchtigkeit und des sittlichen Wertes einer Familie, wenn sie ihr Anwesen trotz der Ungunst der Zeiten zu behaupten vermag. Dieses Zeugnis kann auch der Familie Moraw in Waltersdorf, Mähren, ausgestellt werden, welche

sich, wie das erwähnte Fachblatt ebenfalls berichtet, bereits über 300 Jahre im ununterbrochenen Besitze der dortigen Erbrichterei befindet. Der jetzige Eigentümer, Herr Johann Georg Moraw, hat das Anwesen durch Zukauf bedeutend vergrößert und ist durch rationelle Bewirtschaftung desselben den Gemeindeinsassen mit dem besten Beispiele vorangegangen.

Der Mitteilung des Herrn Dr. Richard Freih. v. Baratta, bezw. des Herrn Oberlehrers Johann Tvarůžek in Budischau, Mähren, verdanken wir weiters folgende Daten über alte Bauerngeschlechter: Im Gebiete des ehemaligen Dominiums Budischau existieren mehrere Wirtschaften, welche urkundlich ein Alter von 200—400 und noch mehr Jahren nachweisen können. Als Familien, die z. B. noch bis in die jüngste Zeit (1890) seit mehr als 200 Jahren — die Dokumente reichen bis 1656 zurück — im Besitze einer und derselben Wirtschaft waren, sind zu nennen: die Familien Machát und Krčal in Budischau, Čech in Náramеč, Konečný in Hodau, Hamža auf der Hamžamühle in Unterheřmanitz und Robotka in Tassau (besteht noch heute). Eines ebenso hohen Alters kann sich die Familie Mrňa in der zur Gemeinde Hostákov gehörigen Ansiedlung Doubrava rühmen. Der Stammvater derselben, welcher 1718 als 80jähriger Greis starb, kommt in den Kirchenmatriken zuerst im Jahre 1666 vor. Der allerjüngste Nachkomme und nunmehrige Eigentümer des Anwesens, Anton Mrňa, erfreut sich des besten leiblichen und geistigen Befindens und ist auch in materieller Beziehung gut gestellt. Fast 400 Jahre alt ist die Familie Buršík in Kamená bei Budischau; sie besitzt hier seit 1502 einen Freihof. Das letzte Mitglied dieser Familie, Ludwig Buršík, lebt bis auf diese Tage in guten Verhältnissen und feierte 1902 das Jubiläum des 400jährigen Bestehens seines Geschlechtes. Eine weit über 450jährige Ver-

gangenheit hat das Geschlecht der Rohovský hinter sich, das seit 1437 im Markte Tassau den Freihof Komárov sein eigen nennt. Die Palme gebührt aber der Freisassenfamilie Holub in Zhoř bei Tassau, welche die meisten Ahnen zählt und nach der das Dorf zum Unterschiede von anderen Orten desselben Namens Holubová Zhoř heißt. Der Urahn dieses Geschlechtes war Všebor Holub von Jablonau, der den Besitz 1407 ankaufte. Im Jahre 1907 ist also gerade ein halbes Jahrtausend verflossen, seitdem die Familie Holub auf ihrer Besitzung haust. Fürwahr, ein ganz ansehnlicher Zeitraum! Es wäre von großem Interesse, die Geschichte so alter Bauerngeschlechter zu verfolgen, ihr Wirken und Streben, ihre Leiden und Freuden kennen zu lernen. Jedenfalls könnte so mancher Landwirt daraus eine Lehre ziehen.



„Bauer“ ist ein Ehrentitel.

Man sollte glauben, es sei ganz überflüssig, über diesen Gegenstand auch nur ein Wort zu verlieren. Leider kann man aber nicht eindringlich und oft genug betonen, daß der Bauernstand den schönen Titel „Bauer“ etwas mehr, als dies im allgemeinen geschieht, in Ehren halten möge. Denn die Bezeichnungen: Landwirt, Ökonom, Grund-, Wirtschafts-, Realitäten- oder Gutsbesitzer, die sich viele Bauern mit Vorliebe beilegen, scheinen zwar „nobler“ zu klingen, sind aber gegenüber dem altehrwürdigen, den Beruf so treffend bezeichnenden Namen „Bauer“ viel weniger am Platze.

Kein Bebauer der Scholle braucht sich heutzutage dieses Titels zu schämen. All die Sprichwörter, die den Bauer in so ungünstigem Lichte schildern, haben schon längst ihre Berechtigung verloren. Das war noch der unfreie Bauer der Vergangenheit und man ersieht aus diesen Sprichwörtern deutlich, daß sklavische Verhältnisse den Charakter nicht nur jedes einzelnen, sondern auch ganzer Berufsstände verderben müssen. Der heutige Bauer ist durch die Freiheit in vorteilhaftester Weise umgebildet und es zeugt von wenig Verständnis, wenn ein Teil der Städter über den „dummen" oder „groben" Bauer noch immer die Nase rümpfen zu können glaubt.

Die statistische Wissenschaft hat schon längst unwiderlegbar nachgewiesen, daß die großen Städte aus der Landbevölkerung fortwährend wie aus einem Jungbrunnen schöpfen müssen, wenn sie nicht zurückgehen oder gar aussterben wollen. Die Städter sind schließlich nichts anderes als umgewandelte Bauern. Treffend sagt Goethe in den Gesprächen mit Eckermann: „Unser Landvolk hat sich fortwährend in guter Kraft erhalten und wird hoffentlich noch lange imstande sein, uns nicht allein tüchtige Soldaten zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und auffrischen. Aber gehen Sie einmal in unsre großen Städte und es wird Ihnen anders zu Mute werden! Halten Sie einmal einen Umgang an der Seite eines zweiten ‚Hinkenden Teufels' oder eines Arztes von ausgedehnter Praxis und er wird Ihnen Geschichten zuflüstern, daß Sie über das Elend erschrecken und über die Gebrechen erstaunen, von denen die menschliche Natur heimgesucht ist und an denen die Gesellschaft leidet."

Allerdings wünschten wir, daß das Sprichwort vom „Bauernstolze" recht hätte, denn die heutige Bauerngeneration leidet eher am Gegenteil, an Kleinmut und Verzagtheit. Statt sich zur Selbsthilfe zusammenzuschließen, gibt man sich zum großen Teil einer gewissen fatalistischen Apathie hin, in der Meinung, aus der gegenwärtigen Notlage der Landwirtschaft gebe es keine Rettung mehr. Der gebildete Landwirt unserer Tage steht gegenüber anderen Berufsständen durchaus nicht zurück, denn die Landwirtschaft ist heute eine achtunggebietende, weitverzweigte Wissenschaft; ja man kann mit vollem Rechte sagen, daß sie von allen Beschäftigungen des Menschen den höchsten Grad des Wissens verlangt. Die Zeiten sind längst vorüber, wo der, welcher für einen anderen Beruf zu dumm war, für den des Landwirtes als klug genug galt. Gegenwärtig braucht der Bauer nicht nur starke Arme, sondern vor allem auch einen erleuchteten Geist. Er muß sich die mannigfachsten Kenntnisse erwerben, wenn er seinen Besitz erhalten und vermehren will.

Der Bauer kann aber auch mit Recht von edlem Stolze beseelt sein, denn der Wert und die Würde des Bauernstandes wurde von den Dichtern und Denkern zu allen Zeiten gepriesen und der Nährstand immer dem Lehr- und Wehrstande vorangestellt. Wir lernten ihn schon in der Volksschule ehren und hochschätzen, als uns das bekannte Lied eingeprägt wurde, dessen erste Strophe lautet:

„Der Bauer ist ein Ehrenmann,
Denn er bebaut das Feld,
Wer eines Bauern spotten kann,
Ist mir ein schlechter Held.
Er pflügt und drischt und Bauernschweiß
Erhält den ganzen Staat.
Was hilft Gelehrsamkeit und Fleiß,
Wenn man nicht Bauern hat!"

Es ließen sich zahllose Aussprüche anführen, die alle auf das Lob des Nährstandes, der „Wurzel des Volksbaumes", bei deren Absterben der ganze Baum zugrunde geht, ausklingen; statt dessen seien im folgenden nur zwei beherzigenswerte Gedichte wiedergegeben, die den Wert und die Würde des Bauernstandes besonders treffend zum Ausdrucke bringen. Das eine Gedicht ist ein Bauernlied aus dem Dreißigjährigen Kriege und lautet:

„Du sehr verachter Bauernstand,
Bist doch der beste in dem Land;
Kein Mann dich g'nugsam preisen kann,
Wenn er dich nur recht siehet an.

Wie stünd' es jetzund um die Welt,
Hätt' Adam nicht gebaut das Feld!
Mit Hacken nährt' sich anfangs der,
Von dem die Fürsten kommen her.

Es ist fast alles unter dir
Ja, was die Erde bringt herfür;
Wovon ernähret wird das Land,
Geht dir anfänglich durch die Hand.

Der Kaiser, den uns Gott gegeben,
Uns zu beschützen, muß doch leben
Von deiner Hand; auch der Soldat,
Der dir doch zufügt manchen Schad'.[1])

Fleisch zu der Speis' zeuchst auf allein,
Von dir wird auch gebaut der Wein;
Dein Pflug der Erden tut so not,
Daß sie uns gibt genugsam Brot.

Die Erde wär' ganz wild durchaus,
Wenn du auf ihr nicht hieltest Haus;
Ganz traurig auf der Welt es stünd',
Wenn man kein' Bauersmann mehr fünd'.

---

[1]) Die Bauern hatten im Dreißigjährigen Kriege von dem eigenen Kriegsvolk oft mehr auszustehen als von den Feinden.

Drum bist du billig hoch zu ehren,
Weil du uns alle tust ernähren;
Die Natur liebt dich selber auch,
Gott segnet deinen Bauernbrauch."

Das zweite Gedicht stammt von dem bekannten Dichter August Friedrich Langbein (geboren 1757, gestorben 1835) und wurde zu einer Zeit verfaßt, wo sich der Bauernstand ebenso wie heute in einer sehr schwierigen und mißlichen Lage befand.

„Nur Toren verachten den Bauernstand,
Der Weise hält ihn in Ehren!
Drum bauet, ihr Pflüger, mit Lust das Land
Und laßt euch von Witzlern nicht stören!
Mehr Ruhm als dem prahlenden Golde gebührt
Dem Eisen, das ihr durch die Fluren führt!

Und hätten die Städter des Goldes genug,
Um es mit Scheffeln zu messen,
Sie würde doch ohne den edlen Pflug
Bald Mangel und Hungersnot pressen:
Denn ihm nur öffnet die Erde das Horn
Des Überflusses voll Weizen und Korn.

Wie stolz donnert mancher bei euch vorbei
In seiner hohen Karosse!
Wer säet den Hafer, wer mähet das Heu
Für seine schnaubenden Rosse?
Laßt brach die Felder und Wiesen steh'n,
So muß der Stolze zu Fuße geh'n!

Der Geist der Gebildeten ordnet sie an,
Die Kriegs- und Friedensgeschäfte,
Ihr aber vollführt den gezeichneten Plan
Mit Armen voll rüstiger Kräfte.
Ihr schützet im Heer mit gewaffneter Hand,
Gleich ehernen Mauern, das Vaterland.

Beneidet sie nicht, die Großen der Welt!
In ihrer Herrlichkeit Mitte
Sind sie von gefährlichen Schlingen umstellt,
Die niemand euch legt in die Hütte.
Wie blutet manch Herz, das ein Ordensband deckt,
Vom Pfeil der Verzweiflung, der tief in ihm steckt!

Dem Reichen trägt aus der Ferne das Meer
Gewürz und Säfte der Reben,
Doch führt ihm kein Schiff die Gesundheit dort her,
Die Brot und Wasser euch geben.
Er kränkelt, so viel sich sein Arzt auch bemüht,
Indes ihr durch Arbeit und Mäßigkeit blüht.

Drum bauet vergnügt und zufrieden das Land
Und laßt euch von Witzlern nicht stören!
Nur Toren verachten den Bauernstand,
Der Weise hält ihn in Ehren.
Mehr Ruhm als dem prahlenden Golde gebührt
Dem Eisen, das ihr durch die Fluren führt!



Bauernnamen.

Unter den verschiedenen Namen bilden die Bauernnamen eine interessante Gruppe. Sie sind in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft, und zwar in einer so großen Anzahl vertreten, daß daraus allein schon die wichtige Rolle des Bauernstandes erkennbar ist.

Am häufigsten kommt natürlich jenes Wort als Bauernname vor, welches die eigentliche Beschäftigung des Landmannes: das Bebauen des Ackers bezeichnet, also Bauer

mit seinen zahllosen Zusammensetzungen. Als Eigenname kam „Bauer“ jedenfalls sehr früh auf, also noch vor der Zeit des Raubrittertums und allgemeinen Faustrechtes, von der das Wort des Dichters gilt:

„Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Es gibt nur Herren und Knechte!“

Wie furchtbar muß dem Landmanne damals von allen Seiten mitgespielt worden, in welch entsetzlichen Zustand muß er geraten sein, daß selbst sein Name zu einem Schimpfworte wurde! Vogelfrei, völlig recht- und schutzlos dem ersten besten Stegreifritter oder Strolche preisgegeben, muß er die ganze Hölle durchgekostet haben. Hat sich doch selbst einer der gefeiertsten Dichter des XII. Jahrhunderts, der bekanntlich auch von Uhland in einer Ballade verherrlicht wird, Bertran de Born, nicht entblödet, in einem seiner Lieder zu behaupten, „der Bauer habe die Gewohnheiten eines Schweines und ein gesittetes Leben sei ihm zuwider. Besitz verdrehe ihm den Verstand; man müsse ihm daher den Freßtrog allezeit leer halten, das Seinige kürzen und ihn dem Wind und Regen aussetzen. Wer seinen Bauer nicht gehörig drücke, bestärke ihn in seiner Bosheit. Nimmer dürfe man einen Bauer beklagen, wenn man ihn Arme und Beine brechen oder Mangel leiden sehe“. Das ist das Urteil eines idealen Dichters; was ließ sich dann erst von anderer Seite erwarten! Die Bezeichnung Bauer war denn auch mehrere Jahrhunderte so verachtet, daß selbst Luther in seiner Bibelübersetzung höchst selten davon Gebrauch macht, sondern dafür gewöhnlich Ackersmann oder Sämann verwendet. Wahrhaft erhebend ist daher der Ausspruch, den Fürst Bismarck seinerzeit getan: er sei stolz darauf, ein deutscher Bauer zu sein. Das ist doch ein Wort, worüber sich alle Bauern freuen können; denn es klingt daraus das Bekenntnis, daß

der Landbau der Urquell menschlicher Wohlfahrt, daß die **Tätigkeit** des Bauern die erste und vornehmste im Staate **ist** oder, wenn es mit rechten Dingen zuginge, doch sein **sollte**.

Auch die anderen mehr allgemeinen Ausdrücke zur Bezeichnung der wichtigsten Tätigkeit des Landmannes: Ackersmann, Pflüger, Sämann, sind sehr häufige Bauernnamen, wie auch die lateinischen Namen für Bauer: Agricola und Rusticus, heute noch oft vorkommen. Noch viel öfter begegnen wir aber den Bauernnamen, die sich von irgend einem besonderen Zweige der Landwirtschaft herleiten, wie Baumgärtner oder Baumgartner, Höpfner, Hopfner, Hopfengärtner oder Hopfgartner, Weinbauer, Weiner, Weingärtner, Weinzierl, Winzer, Wiesner, Wiesbauer usw.

Bekanntlich gab es schon in sehr früher Zeit zwei große Stände: Freie und Unfreie, deren jeder wieder in zwei Unterabteilungen zerfiel: in edle Freie (Adelige) und gemeine Freie (Gemeinfreie), ferner in zins- und dienstpflichtige Hörige (Liten) und in eigentliche Sklaven (Schalke). Auf dieses Rechtsverhältnis weisen z. B. folgende Bauernnamen hin: Ackerknecht, Eigner, Freihofner, Freisaß, Frohner, Hoflehner, Lehmann, Lehner, Marschall (Pferdeknecht), Schalk (Knecht), Zinsbauer. Hieher gehören auch: Pächter, Kästner oder Kastner, Walter oder Verwalter, Vogt, Meier usw.

Zum Namen Meier! Dieser Name, welcher nicht minder häufig vorkommt als Bauer, ist ein wahrer orthographischer Proteus [1]), der sich jeden Augenblick in eine andere Gestalt verwandelt. Welcher Sterbliche wüßte vorauszusagen, wie sich dieser oder jener Herr Meier zu schreiben beliebt? Meier, Maier, Mair, Majer, Mayer, Mayr, Meyer, Meyr, Major?

Nach der griechischen Mythe ein alter weissagender Meergott, der sich in viele Gestalten verwandeln konnte.

Jede der hier angeführten Schreibweisen findet ihre Anhänger und warmen Vertreter (Vgl. „Lehmanns Wohnungsanzeiger für die Reichs-Haupt- und Residenzstadt Wien). Vom historischen Standpunkte gebührt eigentlich dem „Major“ der Vorrang, aus dem alle übrigen Formen entstanden sind. Denn major war ursprünglich ein Verwaltungsbeamter, welchem die Aufsicht über ein Landgut oblag (Verwalter). Später verstand man unter „Maier“ einen Pächter oder einen Bauer, welcher einen Herrn hatte, bis sich der Name endlich ganz mit „Bauer“ deckte. Legion sind die Zusammensetzungen mit Meier oder Maier ꝛc., so daß man dem Anscheine nach glauben könnte, die ganze Welt stehe noch in dem Zeichen des Pfluges.

Übrigens möchten wir den genannten Wohnungsanzeiger allen jenen Städtern zur Durchsicht empfehlen, die auf die Landwirtschaft und vor allem den Bauer nur so von oben herabsehen. Sie würden finden, daß die großen Städte mit ihrer Industrie schon längst ausgestorben wären, wenn nicht fortwährend gesundes Material und frische Kräfte vom Lande zuströmten oder mit anderen Worten: wenn sich der Bauer nicht als Blutauffrischer der sonst der Entkräftung verfallenden großstädtischen Bevölkerung erwiese. Die Namen reden eine nur zu deutliche Sprache! Die Mehrzahl derselben weist darauf hin, daß die Ahnen der jetzigen Großstädter zum größten Teile dem landwirtschaftlichen Stande angehörten.

Interessant sind die verschiedenen Bauernnamen, die ursprünglich gewisse bäuerliche Eigentumsverhältnisse oder Rangstufen ausdrückten. Je nach der Größe des Besitzes gab es nämlich 1. Vollbauern (Besitzer ganzer, geschlossener Höfe), 2. Dreiviertelbauern, 3. Halbbauern, 4. Viertelhofsbesitzer, Käter oder Köter (Kätner, Kötner), Kassaten, Kossäten (von Kate oder Kote = casa, Hütte), die nur ein Haus und etwas Grund besaßen; 5. Hintersiedler, deren Besitz sich auf

ein Haus beschränkte. Daher die Namen: Vollmeier, Hofmeier, Hofbauer; Hub- (huoba [von „haben"], Hufe, ein bestimmtes Ausmaß von Ackerland) oder Hüfnermeier; Halbmeier, Halbbauer, Huber, Hubner oder Hübner; Viertbauer, Katner, Kätner, Kötner, Kotmeier, Kotsaß, Kotbauer; Hintersaß, Häusler.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über eine Eigentümlichkeit der Namengebung, welche bei den Bauern im nordwestlichen Böhmen gebräuchlich ist. Man liebt es hier den Taufnamen zu verwenden, entweder in Verbindung mit dem Namen des Stammvaters der Familie oder irgend einem besonderen Merkmale der betreffenden Person. Heißt z. B. jemand Franz und hat er schwarze Haare, so ist er einfach der „schwarze Lodenfranz", während ein Anton, der mit Butter handelt, den schönen Namen „Buttertonel" erhält. Doch findet sich oft auch der Zuname, z. B. „Hundebär", d. i. ein Mann namens Bär, der, weil er Hunde züchtet und mit ihnen handelt, zum Unterschiede von den anderen „Bären" der Gegend mit dem genannten Beiworte beehrt wird. Interessant sind die folgenden zwei Bauernnamen aus dem Erzgebirge, die einen ganzen Stammbaum enthalten: Der eine ist „Buttermichelnozenzensfranzensklara", d. h. Klara, die Frau des Franz, des Sohnes von Innozenz, dessen Vater Michel mit Butter handelte; der andere „Muttergottesschustermichelwenzelfranz", d. h. Franz, Sohn des Wenzel, der ein Sohn des Schusters Michel bei der Statue der Mutter Gottes ist.



Dorfnamen in Niederösterreich.

Was erscheint wohl weniger geeignet, zu Betrachtungen landwirtschaftlicher Natur anzuregen als ein trockenes Ortsverzeichnis, wie es z. B. das „Topographische Postlexikon des Erzherzogtums unter der Enns“ ist? Und doch wird, wer es etwas aufmerksamer durchblättert, darin eine Menge von Dingen finden, die das Gebiet der Bodenkultur unmittelbar berühren. Kein Wunder! Durchdringt doch der Ackerbau als die Mutter und Grundlage aller Kultur ebenso alle Verhältnisse des Lebens, wie die Himmelsluft, Leben spendend und Leben erhaltend, die ganze irdische Natur umfängt! Es ist, als ob die Namen lebendig würden und uns Geschichten erzählten, die sich zwar zum großen Teile in grauer Vergangenheit abspielen, nichtsdestoweniger aber auch jetzt noch von Interesse sind.

Blättern wir z. B. unter dem Buchstaben D, so begegnet uns als Dorfname sehr häufig der Ausdruck „Dorf“ und „Dörfel“. Warum die ersten Bewohner keinen bestimmteren Namen gewählt haben, ist natürlich schwer zu sagen. Mag aber der Grund wo immer liegen, so bezeichnet dieses allgemeine Wort doch treffend den Zweck der Ansiedlung, denn Dorf (herzuleiten vom Lat. turba, Griech. τύρβη) bedeutet eine Versammlung oder Vereinigung von Leuten, um Ackerbau zu treiben. Einen Schritt weiter gingen die Ansiedler, die in dem Gefühle, daß das bloße „Dorf“ zur Benennung des Ortes und zur Unterscheidung von anderen „Dörfern“ nicht hinreiche, den Namen des Gründers hinzufügten. So erklären sich: Richers- oder Reichersdorf (Richard), Dietersdorf (Dietrich), Ruppersdorf (Ruprecht), Leopoldsdorf usw. Später ließ man oft das Grundwort Dorf fallen und dachte es stillschweigend dazu; daher die

Formen: Leopolds, Heinrichs, Bernhards, Eberharts, Irnfritz (Irnfrieds).

In der Regel war aber für die Benennung eines Ortes die allgemeine Beschaffenheit oder ein besonderes Merkmal der Gegend oder auch das Objekt maßgebend, in dessen Nähe oder an dessen Stelle er gegründet wurde. Das beweisen die Dorfnamen: Feld (= Ebene), Kamp, Sandeben (Ansiedlung auf einer sandigen Ebene), Tal, Buchau, Krieau (entstellt aus Grünau), Öd (Ansiedlung in öder Gegend), Heide; Dreibergen, Dreieichen, Rotenerd; Berg, Brunn, Ursprung (Ansiedlung an einer Quelle), Fichtenbach (Ansiedlung an einem Bache, in dessen Nähe sich ein Fichtenwald befand); Brandleiten (Ort an einer Leite, d. h. dem Abhange eines Berges, wo ein Wald niedergebrannt wurde, da er den Ansiedlern hinderlich war). Wir können von den unzähligen Beispielen natürlich nur einige wenige anführen, doch sei bemerkt, daß der Vorgang bei der Ortsbezeichnung in allen den genannten sowie in ähnlichen Fällen folgender war: Ließen sich die Ansiedler an einem Moore nieder, so nannten sie ihre Niederlassung „Das Dorf am Moos". Später wurde „Das Dorf" weggelassen und der Ort hieß bloß „Am Moos". Endlich verschwand auch das „Am", so daß „Moos" allein übrig blieb. Tatsächlich finden sich die beiden letzten Formen nebeneinander. Dasselbe ist z. B. bei dem Ortsnamen „Tiefenbach" der Fall, nur tritt hier noch eine andere Eigentümlichkeit auf. Tiefenbach hieß ursprünglich „Das Dorf am tiefen Bache"; das Streben nach Kürze führte hier einen ähnlichen Sprachprozeß herbei, welchem die drei ersten Worte zum Opfer fielen. Wir haben nun in „Tiefenbach" eine Ortsbezeichnung im Dativ und nennen daher solche Ortsnamen dativische. Auch jetzt sind häufig noch die vollständigeren Formen entweder allein oder neben den abgekürzten gebräuchlich: Unter der Alpe, Vor (in, an) der Klaus

und Klaus, An der Leiten und Leiten, Ambach und Bach, An der Bruck und Bruck &c.

Vor vielen Jahrhunderten war Niederösterreich ebenso wie die anderen Länder der Monarchie von großen, dichten Wäldern bedeckt und es mußte, um der Ceres und des Bacchus Gabe zum Segen des Landes anzubauen, der Boden erst mühsam urbar gemacht, also Wälder ausgerodet oder niedergebrannt, Sümpfe ausgetrocknet werden usw. Hauptsächlich waren es deutsche Kolonisten, die hier aus Wildnissen und Einöden fruchtbares Ackerland und freundliche Rebengefilde schufen. Davon zeugen die vielen urdeutschen Dorfnamen, die auf -schlag, -reut (reit), von reuten = roden, -brand und -schwend (durch Niederbrennen schwinden machen) ausgehen oder aus diesen Worten allein gebildet sind, z. B. Holzschlag, Feuerschlag, Brandwald, Brandstatt, Gschwendt, Königsreit, Heidenreit, Ahornreitel, Tannareit, Distelreit, Dornreit, Ebenreitl (Rodung auf einer Ebene) u. dgl. m. Daß sich besonders die Geistlichkeit große Verdienste um den Ackerbau und namentlich um die Kultur der Rebe erwarb, ist ja bekannt genug. So waren vor allem in Niederösterreich Mönche die eifrigsten Pfleger und Verbreiter des Weinbaues. An die landwirtschaftliche Tätigkeit der Geistlichen, bezw. an ihre Verdienste als Ansiedler und Urbarmacher des Bodens erinnern: Münchendorf, Münichreit oder Mönisreit, Möncherb, Pfaffenschlag, Pfaffstätten, Pischelsdorf (Bischofs-). Wie viel Waldgrund behufs rascherer Kultivierung übrigens in Erbpacht gegeben oder als Lehen auf Widerruf oder die ganze Lebenszeit verschenkt wurde, ersehen wir aus den zahllosen Ortsnamen, welche mit -lehen zusammengesetzt sind. Da gibt es Kaiser-, Königs-, Fürst- und Mönchslehen sowie Lehen der verschiedensten anderen Personen. Direkt auf Weinbau, wenn auch heute in der betreffenden Gegend oft keine Spur von Reben mehr vorhanden

ist, deuten die Bezeichnungen: Weinberg, Weingarten, Weinsteig, Weinzierl.

War der Wald gefällt oder in Asche gelegt, dann ging es ans Pflügen und Aussäen des Getreides; daran erinnert noch der Name Brandäckern. Nach den Pflanzen und Fruchtbäumen, die an dem Orte der Ansiedlung vorherrschend wuchsen oder kultiviert wurden, sind benannt: Gerstleiten, Haberfeld, Roggendorf, Hopfenbühel, Kleedorf, Hanftal, Nußdorf, Nußbaum, Kerschbaum, Holzapfel, Abfalter und Apfalter (d. i. Affaltra oder Apfoltra, so hieß früher der Apfelbaum). Natürlich sind auch die allgemeinen Ausdrücke: Wald, Forst, Holz, Hart (= Hochwald) als Ortsnamen sehr beliebt. Ja, es gibt sogar ein Hartwalde (Waldwald). Hart kommt übrigens auch vor in „Manhartsberg" (Mondwaldberg) und in „Spessart" (Spechteshart, Wald der Spechte).

Die urbar gemachten Landstücke sowie die daselbst gegründeten Orte wurden ehedem eingefriedet, wovon die vielen „Hof" oder „Hofen" und „Garten" — beide bezeichnen ursprünglich einen eingehegten Raum — Zeugnis geben. Selbst „Zaun" findet sich einmal als Ortsname. Selbstverständlich ist auch „Haus" vertreten, das ja ebenfalls eine Umfriedung darstellt, nämlich die Umfriedung des früher so heilig gehaltenen Herdes, und welches den Bewohner selbst schützt, während der Zaun seinen Bodenbesitz sichert. Ein altes Wort für Haus ist „Lar"; es erscheint in Larnhaus und Pöchlarn (das bekannte „Bechilaren" des Nibelungenliedes, wo sich der sagenhafte Markgraf Rüdiger aufhielt, der bis zum Tode getreue Vasall des Hunnenkönigs Etzel). Weitere Bezeichnungen für „Wohnung" finden wir in den Dorfnamen Glashütte, Gaden (d. i. Gemach) und Kematen (vom Lat. caminata, Kamin, heizbares Zimmer).

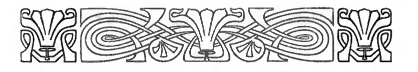
Welch reichen Fischsegen die Gewässer Niederösterreichs einst besaßen, beweisen z. B. die Namen Fischbach und Fischamend (zusammengesetzt aus: Fisch, A = Aha oder Ach), das Lat. aqua = Wasser, Mend = Mund, also ein Ort, welcher an der Mündung des Fischwassers liegt).

Auf ehemals ausgedehnte Wiesenflächen, bezw. Viehzucht weisen hin die Ortsnamen Gras, Grasboden, Wies, Wiesmath. „Wiesenfeld", welches manchen verleiten dürfte, für eine Zusammensetzung von Wiese und Feld anzusehen, heißt eigentlich „Wisendfeld", d. i. eine Ansiedlung auf einer Ebene, wo Wisente zu weiden pflegten. Das geht aus zwei anderen Namen: Wisend und Wisensfeld deutlich hervor.

Es würde uns zu weit führen, auf andere, wenn auch nicht uninteressante Dinge einzugehen, die mit der Landwirtschaft weniger im Zusammenhange stehen. Doch können wir es uns nicht versagen, zum Schlusse eine kleine Blütenlese von Dorfnamen zusammenzustellen, die ganz seltsam klingen und die man gar nicht für Ortsbezeichnungen halten möchte: Affengrub, Almosen, Ameishaufen, Am Himmel, An der Froschlaken, Barfuß, Blumentritt, Blumsuch, Bockfließ, Bösenneunzehn, Brotlehen, Brutgans, Bubendorf, Bundschuh, Dienst, Dienstfreund, Edelprinz, Fersengeld, Fuchsschweif, Gähzorn, Gottlosberg, Heiligenblut, Himmelreich, Hühnernest, Hundsheim, Kot, Kühfressen, Maustrenk, Mondschein, Morgenbesser, Nacht, Rabenschul, Siehdichfür, Saurüßl, Schamlos, Schweinern, Stinkenbrunn, Teufelsdorf, Venusberg, Vogelsang.

Wer kann die Erklärung hierzu liefern? Soviel ist gewiß, daß der Aberglaube wie auch der Witz des Volkes bei der Namengebung eine große Rolle gespielt hat.





Kultur- und Sittenbilder.

Nahrungs- und Genußmittel der Homerischen Griechen.

Wenn man nach vielen Jahren wieder einmal den „Homer“ zur Hand nimmt, überkommt einen ein doppeltes Gefühl: erstens Bewunderung des unvergleichlichen, unsterblichen Werkes, in dem man bei jedesmaligem Lesen immer wieder neue Schönheiten entdeckt; zweitens Ärger über sich selbst, daß man eine Dichtung, worin der Quell echter, unverfälschter Menschlichkeit rein und lauter wie nirgends fließt, so lange unbeachtet lassen konnte. Das Gesagte gilt für jeden, wessen Standes er auch sei, besonders aber für den Landwirt. Denn wer steht der Natur, die uns Vater Homer so rührend schlicht und doch so packend wahr zu schildern weiß, näher als er? Wer hat mehr Gelegenheit, ihr Weben und Walten kennen zu lernen, in ihre Wunder einzudringen? Wer sollte sich ihr liebevoller anschließen? Wer sollte also auch den göttlichen Sänger der Natur besser zu würdigen, seine Dichtungen mit

größerem Verständnisse zu genießen wissen als der gebildete Landwirt?

Was der Lektüre des Homer[1]) unter anderem einen eigenen Reiz verleiht, das ist die kindliche Naivität der handelnden Personen, die zu unserer Zimperlichkeit in so großem Gegensatze steht und uns unwillkürlich ein Lächeln entlockt. Es sind eben Naturmenschen, welche das Natürliche ebenso frei heraussagen, wie sie es tun. Es darf uns daher auch nicht wundern, daß sie die sinnlichen Genüsse so hochstellen und besonders die Tafelfreuden unablässig als die höchste Wonne des Lebens preisen. Edite, bibite, collegiales![2]), wie es in dem bekannten Burschenliede heißt, ist auch ihr Wahlspruch und der fast auf jeder Seite der Ilias und der Odyssee wiederkehrende Vers: „Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle" bezeugt, daß er auf das strengste befolgt wird. Wir wollen hier an der Hand der beiden Dichtungen über das, was die Homerischen Griechen selbst für das Wichtigste hielten: über Speise und Trank in der Heroenzeit eine kleine Untersuchung anstellen.

Die Hauptnahrung bei Homer ist Brot aus Weizen- oder Gerstenmehl, dem „Marke der Männer" (der Roggen war unbekannt); daher „brotessend" als ständiges Beiwort der Menschen. In dem Hause des Odysseus sind zwölf Mägde ununterbrochen damit beschäftigt, das für den täglichen Bedarf nötige Mehl auf Handmühlen zu erzeugen, bei dem primitiven Zustande dieser Mühlen gewiß eine recht anstrengende Arbeit. Das gewöhnliche Getränk bildete Wein, mit Wasser gemischt; er ist eine unentbehrliche Zugabe des

[1]) Die deutsche Übersetzung von Johann Heinrich Voß ist im großen und ganzen auch heute noch mustergiltig, geradezu meisterhaft ist aber jene von Wilhelm Jordan, welcher den althochdeutschen Stabreim oder die Alliteration benützt hat.

[2]) Eßt und trinkt, ihr Freunde!

Mahles. Wein tranken auch die Armen und selbst die Bettler. Ja sogar kleinen Kindern wurde, ganz abweichend von unserer Gepflogenheit, Wein verabreicht, damit sie rasch erstarken. So hat Phoinix seinen Zögling Achilleus als Knäblein genährt und getränkt, ihm die Speise vorgeschnitten und den Becher Weines an den Mund gehalten; der Knabe hat ihm oft das Gewand besudelt, indem er nach Art der Kinder das Getrunkene wieder ausspie. (Il. 9, 485 ff.) Man erhöhte den Genuß des Weines dadurch, daß man Zwiebeln dazu aß, welche in südlichen Gegenden bekanntlich süß sind und für manchen Gaumen sehr wohlschmeckend sein mögen. Weniger verständlich ist uns die Liebhaberei, den „Sorgenbrecher" durch Hineinreiben von hartem Ziegenkäse, durch Vermischen mit Mehl oder Honig dickflüssiger zu machen, bezw. eine Art Weinmus zu bereiten. Nun, über den Geschmack läßt sich nicht streiten und der gesunde Magen eines Naturvolkes kann jedenfalls noch ganz andere Dinge vertragen!

Brot und Wein waren also, wie gesagt, in der heroischen Zeit die unerläßlichsten Lebensbedürfnisse. In ihnen liegt Kraft und Stärke des Menschen (Il. 19, 161). Aber so arm und elend war damals niemand, daß er mit Wein und Brot allein sein Leben hätte fristen müssen. Milch und Käse standen bei der ausgedehnten Viehhaltung selbst dem Dürftigsten zur Verfügung, desgleichen Bohnen und Erbsen. Auch Fische scheinen ein allgemein verbreitetes und spottwohlfeiles, wenn auch von Wohlhabenden weniger geschätztes Volksgericht gewesen zu sein, da das Meer sowie alle stehenden und fließenden Gewässer davon wimmelten. Sie werden zwar nirgends ausdrücklich als Speise genannt, doch ist in der Ilias und Odyssee häufig von Fischern die Rede, die mit Netz oder Angel große Beute machen. Daß die Taglöhner und das Gesinde eines begüterten Mannes reichlich

zu essen und zu trinken hatten, versteht sich wohl von selbst. Als eine Eigentümlichkeit muß hervorgehoben werden, daß Dinge, die heutzutage als Leckerbissen gelten, wie Lämmer, Zicklein, Ferkel, nur geringen Anwert fanden. Den Hirten, welche mit ihren Herden auf dem Lande lebten und sich selbst verköstigten, war es daher gestattet, einen Teil der jungen Tiere zu ihrem Unterhalte zu verwenden. So schlachtet der „göttliche" Sauhirt Eumaios, nachdem der erfindungsreiche Odysseus in der Verkleidung eines Bettlers unter sein Dach eingekehrt, zwei Ferkel und fordert ihn mit den Worten zum Essen auf:

„Iß nun, fremder Mann, so gut wir Hirten es haben,
Ferkelfleisch; die gemästeten Schweine verzehren die Freier!"
Od. 14, 80 f.

Abends aber, da seine Gehilfen mit den Schweinen von der Weide zurückkehren, macht er dem Gaste zu Ehren eine Ausnahme und befiehlt ihnen:

„Bringet das fetteste Schwein, für den fremden Gast es zu opfern
Und uns selber einmal zu erquicken!" Od. 14, 414 f.

worauf von den Gehilfen ein fünfjähriger Eber vom Leben zum Tode befördert wird.

Auch Molken wurden getrunken, und zwar scheint es, daß sie besonders von kranken oder körperlich herabgekommenen Leuten geschätzt waren. Dies geht aus den schmähenden Worten hervor, die der Ziegenhirt Melanthios dem Eumaios zuruft, da er seinen Gast zur Stadt geleitet:

„Sprich, wo führst du den Hungrigen hin, nichtswürdiger Sauhirt,
Diesen beschwerlichen Bettler, der schmierigen Brocken Verschlinger,
Welcher von Türe zu Tür' an den Pfosten die Schulter sich reibet
Und sich Krümchen erbettelt, nicht Schwerter noch eherne Kessel?
Gäbest du mir den Kerl zum Hüter meines Geheges,
Daß er die Ställe fegt' und Laub vortrüge den Zicklein:
Molken sollt' er mir saufen, um Fleisch auf die Lenden zu kriegen!"
Od. 17, 219 ff.

Ferner wurden die mit Blut und Fett gefüllten Magen von Ziegen als ein höchst vorzügliches Gericht betrachtet. In einem Vergleiche heißt es von Odysseus, der sich des Nachts auf seinem Lager unruhig hin und her wälzt, bekümmert, wie er den Kampf mit der frechen Rotte der Freier bestehen werde:

„Also wendet der Pflüger am großen brennenden Feuer
Einen Ziegenmagen, mit Fett und Blute gefüllet,
Hin und her und erwartet es kaum, ihn gebraten zu sehen!"
Od. 20, 25 ff.

Eine solche Blutwurst bestimmen auch die Freier der Königin Penelopeia, da sich Odysseus als Bettler zum Faustkampfe mit einem anderen Bettler, dem „weitberüchtigten Vielfraße" Iros rüstet, als Kampfpreis für den Sieger:

„Hier sind Ziegenmagen, mit Fett und Blute gefüllet,
Die wir zum Abendschmaus auf glühende Kohlen geleget.
Wer nun am tapfersten kämpft und seinen Gegner besieget,
Dieser wähle sich selbst die beste der bratenden Würste."
Od. 18, 44 ff.

Auf der Tafel des Begüterten durfte es außer anderen Speisen vor allem nie an gebratenem Fleische mangeln, sei es nun solches von wohlgenährten Rindern und Schafen oder fetten Ziegen und Schweinen, oft auch von allen zugleich (Od. 17, 180 ff). Wildbret: Hasen, Rehe, Hirsche, Wildschweine, wilde Ziegen, wie sie auf der Jagd erbeutet wurden, dienten wohl nicht regelmäßig, sondern nur ausnahmsweise zur Nahrung. Wenigstens geschieht davon keine nähere Erwähnung. Dasselbe gilt vom Geflügel; in der Odyssee ist wohl zweimal von Gänsen die Rede, doch scheinen diese Tiere mehr des Vergnügens wegen gehalten worden zu sein.

Soweit sich aus einzelnen Stellen ein Schluß ziehen läßt, wußte man auch den erquickenden Saft der Baum-

früchte zu schätzen und es wurden als Nachtisch gewiß verschiedene Obstsorten: Weintrauben, Birnen, Äpfel, Granatäpfel, Feigen, vielleicht auch Oliven aufgetragen; ferner feineres, süßes Backwerk, Honig u. dgl. m.

Das ist so ziemlich die Speisekarte der Homerischen Griechen. Vielleicht wäre sie noch durch manche andere eßbare Dinge, z. B. Austern, Geflügelwild usw., zu vervollständigen, doch tragen wir Bedenken, die letzteren als Speisen zu bezeichnen, weil sie nur hie und da einmal flüchtig in Vergleichen angeführt werden. Der Küchenzettel der Heroenzeit ist also, wie wir sehen, nicht sehr reichhaltig, weist auch nichts Pikantes auf, dafür aber blieb man bei der einfachen Kost gesund und verzehrte dieselbe stets mit einem glücklichen Appetite, für den heute mancher Millionär sein halbes Vermögen gäbe.



Über das Essen und Trinken bei Homer.

Zu den wenigen Büchern, die es verdienen, immer wieder und wieder gelesen zu werden, gehören unstreitig Homers Ilias und Odyssee; in erster Linie deshalb, weil ihnen die unsterblichen Züge der Mutter Natur aufgeprägt sind. Sie gleichen einem ewigen Jungbronnen, woraus ein Trunk Herz und Geist erfrischt. Wir fühlen uns bei ihrer Lektüre aus der Unnatur der Gegenwart in eine Zeit unverfälschten Menschentums zurückversetzt, wo der Mensch sich noch gab, wie er war. Für den Landwirt ist und bleibt namentlich die Odyssee eine stete Quelle geistigen

Genusses, da hier unzählige Stellen auf die Landwirtschaft und das ländliche Leben Bezug haben.

Wir „Modernen" sind von der Natur schon so weit entfernt, daß uns ein natürlicher Mensch, der ehrlich heraussagt, was er denkt, im höchsten Grade befremdet. Anders in der heroischen Zeit! Da tritt uns überall ungeschminkte, wenn auch oft derbe Naturwüchsigkeit, wohltuende Geradheit im Reden und Handeln entgegen. Himmelweit entfernt von unserer krankhaften Empfindlichkeit, nehmen die Menschen der Heroenzeit das Leben durchweg vom praktischen Standpunkte. Sie sind trotz all ihren Fehlern und Schwächen beneidenswerte, in ihrer Naivität glückliche Naturkinder. Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, daß ihnen in ihrer unverdorbenen, kräftigen Sinnlichkeit Essen und Trinken als die höchste Lebensfreude, als die allerwichtigste Aufgabe der Erdbewohner erschienen.

„Essen und Trinken halten Leib und Seele zusammen!" Die Berechtigung dieses Grundsatzes ist bei den Griechen Homers voll und ausnahmslos anerkannt; nicht etwa nur bei den Landleuten, Hirten, Taglöhnern und der anderen misera plebs[1]), sondern auch bei den stolzesten Kriegshelden. Die Befriedigung des leiblichen Bedürfnisses macht sich sogar in solchen Lebenslagen geltend, wo uns der Appetit gründlich vergehen würde. So geht man vom herzzerreißendsten Jammer ohneweiters zu wackerer Schmauserei über, denn „es ist ganz unmöglich, den unverschämten Magen zu bändigen". Der Hungertod gilt daher auch als der schrecklichste der Schrecken:

> „Zwar ist jeglicher Tod den armen Sterblichen furchtbar,
> Aber so jammervoll ist keiner als Hungers sterben."
>
> Od. 12, 341 f.

---

[1]) armseliges Volk.

Selbst der Städteverwüster Odysseus erklärt unumwunden vor seinem Gastgeber Alkinoos, er kenne nichts Angenehmeres, als wenn ein Volk ein Freudenfest begehe und die dichtgereihten Gäste des Sängers Melodien lauschen, während alle Tische mit Gebackenem und Fleisch besetzt seien, die Schenken den Wein fleißig aus den Mischkrügen schöpfen und ringsum die vollen Becher verteilen.

Bei Homer ist vom Essen und Trinken so unaufhörlich die Rede, daß man sich über die Leistungsfähigkeit eines antiken Magens baß wundern muß. Ein Seitenstück dazu dürfte nur noch in gewissen Romanen der Neuzeit vorhanden sein, in denen sich auf jeder Seite der eine oder andere eine Zigarre anzündet oder den Rauch einer schon im vorhergehenden Kapitel angezündeten „duftigen Havanna sinnend vor sich hin bläst" und, wenn der Verfasser ihm besonders wohl will, dazu „behaglich seinen Mokka schlürft".

Wie lebten nun in der heroischen Zeit die Landleute und die landwirtschaftlichen Arbeiter überhaupt, wie und wann aßen und tranken sie?

Im allgemeinen waren wie bei uns drei Hauptmahlzeiten festgesetzt, doch gab es so viele Anlässe, sich extra ordinem oder außer der Ordnung gütlich zu tun, daß es schwer ist, zu sagen, wann damals nicht gegessen und getrunken wurde. Bald kam ein lieber Gastfreund, bald mußte dieses, bald jenes Fest oder ein sonstiges glückliches Ereignis gefeiert werden, dann hatte man wieder der Reihe nach den Göttern zu opfern, was bei ihrer großen Anzahl nicht so schnell abgetan war, oder man mußte sich zu irgend einem Geschäfte, einer schweren Arbeit stärken usw. Da ist z. B. in der Ilias (18, 541 ff.) von dem Umpflügen eines Brachfeldes die Rede. Viele Gespanne werden von den ackernden Männern hierhin und dorthin gelenkt. Aber so oft diese umkehrend das Ende der tiefen Flur gewinnen, reicht ein

Mann einen Becher herzerfreuenden Weines jedem dar nach der Ordnung. An derselben Stelle (18, 550 ff.) findet sich ferner ein kleines Erntebild: Schnitter, jeder die Hand mit scharfer Sichel bewaffnet, schneiden emsig das reife Getreide. Andere hinter ihnen sammeln die Griffe und binden sie mit Strohseilen in Garben. Der Herr des Feldes steht, den Stab in den Händen, stillschweigend am Schwaden und freut sich herzlich des Werkes. Am Raine des Ackers aber, unter einer schattigen Eiche, schlachten Diener einen großen Stier und bereiten rasch die Mahlzeit, während Weiber weißes Mehl in Mischkrüge voll funkelnden Weines streuen, zum labenden Mus für die Schnitter. Also ein Ernteschmaus in optima forma! Daß man sich zeitweilig auch während der Arbeit durch Speise und Trank zu erquicken, d. h. eine Art „Gabelfrühstück" oder Jause zu sich zu nehmen pflegte, ersehen wir aus der Klage des „göttlichen" Sauhirten Eumaios, von der Königin Penelopeia sei keine Freude mehr zu hoffen, weder in Wort noch Tat, seitdem der Schwarm der Freier im königlichen Palaste hause. Naiv setzt er dann hinzu:

„ — — — — — — — Und Knechte wünschen doch herzlich,
Vor der Frau des Hauses zu reden und alles zu hören
Und zu essen und trinken und dann auch etwas zu Felde
Mitzunehmen, wodurch das Herz der Bedienten erfreut wird."

Od. 15, 375 ff.

Da man den Gebrauch von Gabel und Messer als Eßgeräten noch nicht kannte, mußte man sich beim Essen der Finger bedienen. Ein wichtiges Amt war daher das des Vorschneiders, welcher die an Spießen über der Kohlenglut gebratenen und mit Salz gewürzten Fleischstücke vorher in kleine Bissen oder Scheiben zerschnitt, so daß sie von den Gästen ohneweiters zum Munde geführt und verzehrt werden konnten. Übrigens hatte jeder Speisende sein eigenes Tischchen. Wollte der Gastgeber einen Gast besonders ehren, so ließ er

ihm doppelte Portionen reichen. Der biedere Sauhirt Eumaios verehrt seinem Gaste, dem als Bettler verkleideten Odysseus, sogar einen ganzen Schweinsrücken (Od. 14, 437), ein Geschenk, das um so schwerer ins Gewicht fällt, als sich an dieser Partie ja das zarteste und beste Fleisch befindet. Achilleus bewirtet daher die vier Abgesandten des griechischen Heeres, den König Odysseus und drei Generale, die ihn zu versöhnen kommen, nur mit gebratenen Rückenstücken, und zwar von einem Schafe, einer Ziege und einem Schweine, alle „voll blühenden Fettes", außerdem natürlich mit Brot und Wein (Il. 9, 205 ff).

So sehr nun auch die Homerischen Griechen jenem praktischen Materialismus huldigten, der in der Befriedigung des leiblichen Bedürfnisses sein Genügen findet, und so wohl sie sich an einer mit Speise und Trank reich besetzten Tafel fühlten, so waren ihnen wie auch ihren späteren Nachkommen sinnlose Völlerei und Schlemmerei doch stets ein Greuel. Schon damals veredelten Musik und Dichtkunst die Freuden des Mahles; wir meinen das Saitenspiel und das Lied gottbegnadeter Sänger, welche vor den lauschenden Gästen die Wunder der Natur, das Walten und Wirken der Götter sowie die Taten berühmter Kriegshelden feierten. Überhaupt verstanden es die Griechen, Geist und Körper als völlig gleichberechtigt erkennend[1], zwischen beiden jederzeit jene glückliche Harmonie festzuhalten, die uns modernen Menschen leider immer mehr abhanden kommt.

[1]) Als vollkommen galt den Griechen bekanntlich nur ein Mensch, der καλὸς καὶ ἀγαθός, d. h. sowohl körperlich als geistig wohl ausgebildet war. Auch die Römer gingen bei der Erziehung der Jugend von der Überzeugung aus, daß nur in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohnen könne (mens sana in corpore sano).



Die Wirtshäuser und Getränke im alten Italien.

Es ist nicht zu verkennen, daß auf die Reiselust unserer Tage, neben der außerordentlichen Vervollkommnung der Verkehrsmittel, die zahllosen, mit jeder Bequemlichkeit ausgestatteten Gasthäuser einen großen Einfluß ausgeübt haben; es gilt dies freilich auch umgekehrt. Ganz anders waren die Verhältnisse im Altertum. Da die sozialen Zustände einen großen Teil der Menschen noch nicht zwangen, ihr Leben in dem Häusermeere großer Städte hinzubringen, so fehlte überhaupt die Sehnsucht und das Bedürfnis, in der freien Natur, im herrlichen Grün der Wälder Erholung zu suchen; es reiste nur, wer in Geschäften oder aus anderen triftigen Gründen reisen mußte. Anderseits fand jeder, namentlich wenn er römischer Bürger war, in der Fremde leicht einen Gastfreund, bei dem er Unterkunft und Verpflegung erhielt. Es waren daher alle Einrichtungen zur Beherbergung und Bewirtung von Reisenden höchst primitiv und nur für die niedere Volksklasse berechnet. Natürlich mußten sich unter Umständen auch vornehme Römer mit solchen Herbergen begnügen.

Wir müssen im alten Italien die Wirtshäuser in Rom von denen auf dem Lande unterscheiden. Letztere, tabernae oder deversoria genannt, waren in der Regel von den Besitzern der an den Landstraßen gelegenen Villen errichtet und hatten vor allem den Zweck, den auf dem Landgute erzeugten Wein an die Reisenden auszuschenken. Als ein berühmtes Landwirtshaus werden z. B. von den Schriftstellern häufig die Tres tabernae an der via Appia angeführt. Wo sich der Verkehr lebhafter gestaltete, entstand um solche Tabernen allmählich ein Flecken, der nach ihnen den Namen erhielt.

Was die Wirtshäuser in Rom — im allgemeinen ebenfalls tabernae genannt — betrifft, so gab es deren drei Arten, die jedoch ebenfalls nur dem Bedürfnisse des gemeinen Volkes dienten: cauponae, popinae und ganeae. Der anständige und gebildete Römer verbrachte seine Zeit in den Läden der Buchhändler, den Rasier- und Haarschneidestuben oder in den Bädern — damals die gewöhnlichen Zusammenkunftsorte des gebildeten Publikums — namentlich aber auf dem Forum oder Markt- und Versammlungsplatze, da ja die Beschäftigung mit den Staatsangelegenheiten den größten Teil des Tages in Anspruch nahm. Die cauponae waren hauptsächlich Weinschenken, die dabei aber auch den Verschleiß von allerhand Lebensmitteln führten; doch durften sie, insoweit hier nicht etwa Fremde einkehrten, nur über die Straße verkaufen. Eigentliche Restaurants oder Garküchen, wo gekochte Speisen und Getränke im Lokale selbst verkauft und verzehrt wurden, waren die popinae, gewöhnlich schmierige Spelunken, als deren Stammgäste von Juvenal Schiffer, Sklaven und Diebe genannt werden. Späterhin trieben sich hier indessen auch liederliche junge Leute aus besserem Stande herum und durchzechten, gleichzeitig dem gesetzlich verbotenen Hazardspiel fröhnend, ganze Nächte. Die popinae standen deshalb unter der polizeilichen Aufsicht der Ädilen. Um ihrem verderblichen Einflusse auf die öffentliche Sittlichkeit einen Damm zu setzen, verbot ihnen Tiberius zunächst den Ausschank von Getränken, Nero aber außerdem den Verkauf anderer Speisen als Gemüse und Hülsenfrüchte. Die unterste Klasse von Gasthäusern waren die ganeae; sie standen im übelsten Rufe. — Der bekannte Sittenroman des Petronius, der sich zum größten Teil in Wirtshäusern abspielt, entwirft von dem Leben und Treiben derselben ein ebenso anschauliches als farbengrelles Bild.

Die Wirtshäuser waren äußerlich durch auf ihr Gewerbe bezügliche Zeichen und Schilder kenntlich. So wurde

bei den Ausgrabungen in Pompeji eine Taberne bloßgelegt, über deren Eingange sich eine Figur in Stein befand, zwei Männer darstellend, welche auf der Achsel an einem Stabe eine Amphora[1]) mit Wein tragen. Viele Tabernen führten ähnliche Schilder wie unsere Wirtshäuser, also „Zum Bären", „Zum Elefanten" u. dgl. Der Stand der Gastwirte selbst war in Italien, ebenso wie in Griechenland, tief verachtet. Sie waren wegen Betruges, Verfälschung der Waren und Übervorteilung aller Art berüchtigt und ihre gewöhnlichen Bezeichnungen sind daher: verschmitzt, perfid, betrügerisch; ja die Griechen hatten für Gastwirt und Betrüger denselben Ausdruck.

Was die in Italien üblichen Getränke anlangt, so kommen außer dem Wasser, in dessen Wertschätzung die Römer der älteren Zeit mit Pindars bekanntem Ausspruche: „Wasser ist das Beste" übereinstimmten, vornehmlich in Betracht: der Wein, die posca, das mulsum und die calda. Denn wenn auch die römischen Schriftsteller verschiedene andere Getränke erwähnen, welche aus Getreidearten (Bier), aus Baumfrüchten (Zider), aus Honig und Wasser (Met) bereitet wurden, so waren diese bei den Römern doch weniger beliebt, sondern gehörten mehr den Provinzen an.

Die posca bestand aus einem Gemisch von Essig und Wasser und war ein beliebtes Getränk der unteren Volksklassen und der Soldaten. Die Bereitung des mulsum wird verschieden angegeben; nach Horaz vermischte man Honig mit Falernerwein und füllte die Flüssigkeit dann in flaschenähnliche Krüge, die man vergipste. Das mulsum wurde vorzugsweise zum Frühstück genossen und vertrat die Stelle unserer süßen Sekte. Die calda (calida) entsprach so ziemlich unserem Tee und Kaffee. Sie bestand aus heißem Wasser, welchem

[1]) Großer Weinkrug mit zwei Henkeln und engem Halse.

Wein und Gewürz zugesetzt wurde, und war das einzige bei den Alten gebräuchliche warme Getränk. Genossen wurde die calda aber nur im Winter oder bei kühler, feuchter Witterung.

Diese drei Getränke konnten sich indes, was den Verbrauch betrifft, auch nicht im entferntesten mit dem Hauptgetränke von reich und arm: dem Weine messen. Denn das alte Italien besaß einen außerordentlichen Reichtum und die größte Mannigfaltigkeit an Weinen; Vergil vergleicht sie sogar dem Sande der libyschen Wüste und den Wellen des Meeres. Unter ihnen nahm den ersten Rang der Cäcuber ein, an dessen Stelle später, als die Rebenpflanzungen durch den Kanal des Nero vernichtet worden waren, der Setiner trat. Den zweiten Preis erkannte man dem Falerner zu, einem Weine von so herrlicher gelber Farbe, daß nach ihm der schönste Bernstein benannt wurde. Um die dritte Stelle stritten sich der Albaner, Surrentiner, Massiker, Calener und Fundaner. Den vierten Platz behauptete der Mamertiner aus der Gegend von Messana. Mittlere Sorten waren der Sabiner, Trifoliner, Signiner, Nomentaner ꝛc. Als geringste Weine endlich galten der Vejentaner, Peligner, Cäretaner, insbesondere aber der Vatikaner, welcher so verrufen war, daß ihn Martial in seinen Epigrammen wiederholt „Essig“ und „Gift“ nennt. Zu den einheimischen Weinen kamen später die griechischen; aber auch damit war man noch nicht befriedigt, sondern man versetzte die Weine, um ihnen einen pikanten Geschmack zu geben, mit allerlei aromatischen und bitteren Stoffen, kostbaren ätherischen Ölen, ja sogar mit der Gesundheit geradezu schädlichen Substanzen.

Die ältere, einfache Zeit der Republik, wo es noch wenige Rebenpflanzungen gab, war im Weingenusse sehr sparsam. Der Wein galt damals als etwas so Seltenes, daß der Feldherr Papirius vor seinem Auszuge gegen die

Samniter dem Jupiter, falls er den römischen Waffen den Sieg verleihe, einen kleinen Becher Weines gelobte. Dem weiblichen Geschlechte war es überhaupt bei strengster Strafe verboten, Wein zu trinken, und dieses Verbot wurde noch durch die Verordnung unterstützt, daß Frauen und Mädchen ihre nächsten Verwandten zur Begrüßung küssen mußten; denn dadurch sollte ihnen der heimliche Weingenuß unmöglich gemacht oder erschwert werden, weil der Atem leicht zum Verräter werden konnte. Aber schon Cato hatte gefunden, daß der Weinbau die vorteilhafteste Benützung des Bodens ermögliche, und bereits gegen das Ende der Republik, noch mehr aber in der Kaiserzeit, war Italien vorzugsweise ein Weinland, während der Getreidebau in demselben Maße zurückging. Der Weingenuß wurde daher immer allgemeiner und der Wein, freilich mit Wasser gemischt, das gewöhnlichste Getränk. Während sonst der guten Sitte gemäß das Trinken der Mahlzeit stets folgte, fing man jetzt schon nüchtern zu trinken an und setzte überhaupt einen Ruhm darein, recht viel vertragen zu können. Und in der Tat hat sich, wie Plinius berichtet, ein Mailänder namens Novellius Torquatus unter Kaiser Tiberius, der — in seiner Jugend selbst ein großer Liebhaber des Weines — den Mann höchlich bewunderte, als Trinkkünstler einen Namen gemacht.

Mit Recht bricht daher Plinius, das Übermaß des Weingenusses seiner Zeit bitter tadelnd, in die Klage aus, daß die Menschen in keiner Hinsicht emsiger seien, als ob die Natur nicht das Wasser, dessen sich doch alle Tiere bedienen, zum Trinken gegeben hätte. „Aber wir zwingen selbst die Lasttiere, Wein zu trinken, und so viel Mühe, so viel Arbeit und Kosten macht dasjenige, was des Menschen Verstand verwirrt und bei denen, welche ihm ergeben sind, eine unsinnige Lust zu tausend Lastern erzeugt; denn sie finden ein solches Vergnügen darin, daß die meisten unter

ihnen nichts anderes des Lebens wert achten. Man ersinnt sogar verschiedene Reizmittel, ja einige nehmen vorher Schierling zu sich, damit die Todesfurcht sie zum Trinken zwinge, andere gestoßenen Bimsstein und noch andere Dinge, ... als wenn die Menschen dazu auf der Welt wären, um die Weine zu verderben, und der Wein nicht anders als durch den menschlichen Körper gegossen werden könnte!"



Die landwirtschaftlichen Gewerbe bei den Römern.

Seit den ältesten Zeiten erzeugte der römische Landwirt auf seinem Gute alles, was er bedurfte: die Lebensmittel für sich und seine Familie, die Wolle für seine Kleider, die Baumaterialien zu seinem Hause usw. Es waren also mit dem Ackerbau die verschiedensten landwirtschaftlichen Gewerbe, allerdings in der einfachsten Form, verbunden.

Unter ihnen stand in erster Reihe die Müllerei. Die Römer kannten drei Arten von Mühlen: Hand-, Vieh- und Wassermühlen, deren Bauart im wesentlichen dieselbe war. Von den Handmühlen wurde eine große Anzahl in Pompeji und Stabiae ausgegraben; sie bestehen aus dem unbeweglichen, konisch verlaufenden Bodensteine mit einer Rinne zum Abfluß des Mehles und dem an einem Zapfen beweglichen Läufer. Dieser hatte oben, um das Getreide aufzunehmen, die Form eines Bechers und wurde mittelst eines in eine Öse einsetzbaren Hebels gedreht. Das Material der erhaltenen Handmühlen ist Bimsstein und Lava, welche Gesteinsarten

sich wegen der Rauheit der Oberfläche besonders hierzu eigneten. Ihre Handhabung war indes sehr anstrengend und durfte nur von Sklaven besorgt werden; einen Freien gegen seinen Willen zum Mahlen zu verwenden, war gesetzlich verboten. Allerdings kam es häufig genug vor, daß sich Freie gegen des Lebens Notdurft zu dieser Arbeit verdangen; so mußte sich z. B. der Lustspieldichter Plautus, nachdem er als Kaufmann sein ganzes Vermögen verloren hatte, als Müllersknecht seinen Unterhalt erwerben. Da es ihm sehr schlecht ging, verfiel er auf den Gedanken, für die Bühne einige Lustspiele zu verfassen. Dieselben fanden denn auch bald so großen Beifall, daß er sich von nun an ganz diesem Literaturfache widmete. In seinen durch unerschöpflichen derben Witz ausgezeichneten Dichtungen finden sich auf die schlimmste Periode seines Lebens oft Anspielungen; die ärgste Strafe, womit der Diener vom Herrn bedroht wird, ist immer die, daß er zur Mühle werde wandern müssen. Bemerkt sei noch, daß das Mahlen des Getreides dadurch fast zur Marter gemacht wurde, daß man den Arbeitern eine riesige Halskrause von Holz anlegte, damit sie ja nicht etwa mit der Hand etwas Mehl zum Munde führen könnten. Als später zur Herstellung des gesteigerten Bedarfes die Menschenkraft nicht mehr ausreichte, baute man die Handmühlen in größeren Dimensionen und verwendete zu ihrem Betriebe Pferde, Esel und Maultiere. Endlich lernte man zur Zeit des Kaisers Augustus auch das Wasser zu diesem Zwecke benützen. Der kaiserliche Ingenieur und Baumeister Vitruvius gibt in seinem Werke „De architectura“ eine eingehende Beschreibung einer Wassermühle und der landwirtschaftliche Schriftsteller Palladius empfiehlt deren Anlage allen Landwirten, die fließendes Wasser zur Verfügung haben, als sehr vorteilhaft.

Ein zweites wichtiges landwirtschaftliches Gewerbe war die Weinerzeugung. Die Güte des Weines hing von der Art

des Verfahrens ab. Die erste Sorte war der Vorbruch (protropus), welcher aus dem freiwillig abfließenden Safte der aufeinander liegenden Trauben gewonnen wurde. Dann wurden die Trauben mit den Füßen getreten und das gab die zweite Sorte (vinum calcatum). Die dritte Sorte (vinum pressum) gewann man, indem man die Trester unter die Kelter brachte. Endlich kamen die ausgepreßten, mit Wasser gemischten Hülsen nochmals unter die Presse und lieferten den geringsten und leichtesten Wein (lora), der sich höchstens ein Jahr hielt und nur von Sklaven und Frauen getrunken wurde. Um einen recht kräftigen und süßen Wein zu erhalten, ließ man wohl auch die Trauben ganz oder zum Teile abwelken, bevor sie der Kelterung unterzogen wurden, oder sott sie zuweilen auch ein (vinum passum). — Der Most wurde in große ausgepichte irdene Gefäße gefüllt und in die cella vinaria, einen nach Norden gelegenen Keller gebracht, um hier die Gärung zu erleiden. Nach Beendigung derselben zog man den Wein auf die Amphoren ab, welche man hierauf verkorkte und längere Zeit in der apotheca aufbewahrte. Die apotheca war ein Raum im oberen Stockwerke, gewöhnlich eine Kammer über dem Bade, wo der Rauch freien Zutritt hatte; denn durch die Einwirkung des letzteren sollte der Wein reifen und mild werden. — Es ist natürlich, daß bei einer solchen Behandlung in den Weinen viel Hefe zurückblieb. Sie mußten daher vor dem Gebrauche geklärt werden. Hierzu bediente man sich entweder des leinenen Filtersackes (saccus vinarius) oder eines Seihers aus Metall (colum), welcher mit feinen Löchern versehen war. Um den Wein zu erfrischen, pflegte man beide vorher mit Schnee zu füllen, den man deshalb sorgfältig für den Sommer aufbewahrte. Da der Wein hierbei aber sehr an Wohlgeschmack verlor, namentlich das Seihen durch die Leinwand den besten Wein zum elenden Krätzer (vappa) machte, so sannen die römischen Feinschmecker

auf allerlei Methoden, diesem Übelstande abzuhelfen. Endlich glaubte man das richtige Mittel in einer Erfindung des Kaisers Nero zu besitzen. Es bestand darin, daß zur Kühlung des Weines abgekochtes, durch Schnee wieder zum Gefrieren gebrachtes Wasser verwendet wurde, ein Verfahren, welchem Plinius und Martial große Vorzüge nachrühmen. — Was den Verbrauch des auf den Landgütern erzeugten Weines betrifft, so wurde ein Teil an Ort und Stelle getrunken, ein zweiter in Schläuchen nach der Hauptstadt zum Verkaufe geführt, der dritte in den an der Landstraße errichteten Wirtshäusern (deversoria, tabernae) an die Reisenden ausgeschenkt. Wo der Verkehr lebhafter war, entstand um solche Tabernen allmählich ein Flecken, der nach ihnen den Namen erhielt (so das von den Schriftstellern oft erwähnte Tres tabernae an der via Appia).

Mit der Weinfabrikation Hand in Hand ging auf den meisten Landgütern die Erzeugung des Öles aus der Olive. Bei den Ausgrabungen im alten Stabiae wurden mehrere Kelterhäuser bloßgelegt, die teils zum Weinkeltern, teils zur Ölbereitung dienten und für beides gleichgebaute Pressen enthielten. Bevor die Oliven jedoch unter die Presse kamen, wurden sie auf der Ölmühle zerquetscht und dann von den Kernen befreit.

Nicht minder wichtig und allgemein verbreitet war die Ziegelfabrikation, ein uraltes landwirtschaftliches Gewerbe welches schon bei den ältesten orientalischen Völkern, den Phöniziern, Babyloniern und Ägyptern, eine große Rolle spielte. In Italien standen in der einfachen republikanischen Zeit sowohl zu Privat- als öffentlichen Bauten die an der Luft getrockneten Lehmziegel in Verwendung. Als aber die Herstellung von Backsteinen rasch eine hohe Vollendung erreicht hatte (die römischen Bauüberreste legen hievon glänzendes Zeugnis ab), bildeten die gebrannten Ziegel das gewöhnliche Baumaterial und

die geringeren Gebäude unterschieden sich von den Prachtbauten nur dadurch, daß jene einen Stuckanwurf erhielten, während diese an den Innen- und Außenwänden mit Marmorplatten verkleidet wurden; ganz aus Marmor waren nur die Säulen und das Gebälk. Daher kommt es, daß jetzt, nachdem dieser kostbare Überzug längst verschwunden ist, alle römischen Bauüberreste dasselbe äußere Gepräge tragen, d. h. bloßes Ziegelwerk sind. Anders in Griechenland, wo der außerordentliche Reichtum an Steinen, vom einfachen Kalkstein angefangen bis zum herrlichsten weißen Marmor, es leicht ermöglichte, aus natürlichem Gestein die prachtvollsten Gebäude aufzuführen. — Die Fabrikate der Ziegeleien waren Mauerziegel, Dachziegel, Röhren für Wasserleitungen und Kloaken von kreisförmiger und solche für Luftheizungen von quadratischer Form. Hinsichtlich der Fabrikation selbst geben, wenigstens was die Luftziegel betrifft, Plinius, Palladius, namentlich aber der Baumeister Vitruvius eine Menge Vorschriften; wir ersehen daraus, daß man hiebei mit größter Sorgfalt vorging. Vitruvius erwähnt auch einer Art bimssteinähnlicher Luftziegel, welche in einzelnen Gegenden Spaniens und Kleinasiens aus einer besonderen Erdart hergestellt wurden und so leicht waren, daß sie auf dem Wasser schwammen; er nennt sie wegen ihrer Leichtigkeit, Festigkeit und großen Widerstandsfähigkeit gegen Regen und Nässe als trefflich zum Bauen geeignet. — Mit den Ziegelbrennereien standen in der Regel auch Töpfereien in Verbindung, in denen Gefäße aller Art verfertigt und gebrannt wurden.

In holzreichen Gegenden waren sehr einträgliche landwirtschaftliche Gewerbe: das Kohlenbrennen, das Pechschwelen und die Erzeugung von Kienspänen zur Beleuchtung. Da die Steinkohlen den Alten zwar bekannt, aber nur in geringen Mengen zugänglich waren, so besaßen die Holzkohlen, namentlich für einzelne Gewerbe zur Erzielung hoher Hitzegrade,

großen Wert. Der Vorgang beim Brennen entsprach so ziemlich der heutigen Methode. — In der Art der Ausführung hiemit verwandt war das Schwelen des Peches aus dem harzreichen Holze der Kiefer und Fichte. Als das beste Pech galt das bruttische, welches aus dem Harze der Rottanne gewonnen wurde. Abgesehen von dem vielfachen anderweitigen Gebrauche, war die Verwendung des Peches in der Landwirtschaft eine mannigfaltige; man verpichte damit die Weingefäße, überzog metallene Gegenstände, um sie gegen Rost zu schützen, benützte es zuweilen auch zum Bestreichen der Wände und flachen Dächer usw. — Aus Fichte und Kiefer schnitt man endlich auch Kienfackeln, in der älteren Zeit das einzige Beleuchtungsmaterial, später von der ebenfalls qualmenden Öllampe verdrängt, deren Docht aus dem Marke der Binse bestand. Wie bequem haben es unsere Hausfrauen auch in dieser Beziehung gegenüber den römischen, die jeden Morgen den dichten Ruß von den Möbeln abwaschen mußten!

Außerdem verlegte man sich auf die Ausbeutung von Sandgruben und Steinbrüchen. Letztere wurden sowohl im Tagbau als bergwerksmäßig durch Stollen betrieben und man wußte bereits die Kraft der sich ausdehnenden Gase zur Sprengung ganzer Felsmassen zu benützen, indem man sie durch Feuer erhitzte und dann mit Essig begoß. Durch dieses Mittel soll sich, wie Livius berichtet, auch Hannibal seinen Weg über die Alpen gebahnt haben.

Als sich später infolge der Fortschritte in der Technik die Notwendigkeit der Arbeitsteilung geltend machte, legte die römische Finanzwelt ihre Kapitalien in den verschiedensten industriellen Unternehmungen an — außer den genannten in Webereien, Walkereien, Filzfabriken, Gerbereien usw. — welche eine enorme Anzahl von Arbeitskräften in Anspruch nahmen. So ist es erklärlich, daß die familia rustica (die

ländliche Sklavenschar) auf allen größeren Landgütern aus 10.000—20.000 Köpfen bestand. Erforderten doch selbst kleinere Besitzungen, wo man sich auf den Ackerbau und die Viehzucht beschränkte, zahlreiche Hände zur Bewältigung des intensiven Betriebes. Der Freigelassene Claudius Isodorus z. B., welcher vorzugsweise Viehzucht betrieb und 3600 Paar Ochsen und 257.000 Schafe besaß, hinterließ 4116 Sklaven, wovon natürlich der größte Teil in diesem Wirtschaftszweige verwendet wurde. Man bediente sich aber des Sklaventums nunmehr in doppelter Weise: Erstens suchte man gewisse Betriebszweige dadurch zu fördern, daß man den Sklaven Gewinnanteile gewährte, einem und dem anderen etwa die Oberleitung anvertraute oder wohl auch irgend ein Objekt verpachtete. Zweitens legte man sein Geld geradezu in einer Anzahl von Sklaven an, welche man zu einem bestimmten Geschäfte anlernte und dann entweder für seine eigenen Zwecke verwendete oder um Taglohn vermietete. So erwähnt Plutarch von M. Crassus, dieser habe 500 Sklaven im Maurerhandwerke ausbilden lassen, eingestürzte oder abgebrannte Häuser billig erstanden, sie ausgebaut und mit Vorteil wieder verkauft. — Allmählich kam es dahin, daß der Ackerbau, welcher einst als der einzige anständige, eines freien Römers würdige Erwerb galt, gegenüber den verschiedenen Industrien immer mehr in den Hintergrund trat. Diese nahmen in dem Maße, als jener zurückging, überhand, ja sie traten zur Landwirtschaft, obwohl sie aus ihr ursprünglich hervorgegangen waren, bald in mehr oder weniger scharfen Gegensatz. Die Landwirtschaft war nun sozusagen das Aschenbrödel im Staate und der gänzliche Mangel an Fürsorge betreffs derselben geht am besten aus der Klage des landwirtschaftlichen Schriftstellers Columella hervor: Für Redner, Geometer, Musiker, ja für Köche, Bäcker, Haarkräusler, überhaupt für alle möglichen Gewerbe gebe es

Lehrer und Lehrstätten, nur nicht für die Landwirte. Diese Vernachlässigung der Landwirtschaft, bezw. des Bauernstandes, sollte sich aber nur zu bald bitter rächen, denn ihr ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß das große römische Reich so kläglich zugrunde ging.



Ein bäuerliches Hochzeitsmahl in der „guten alten“ Zeit.

Wenn auch die sogenannte gute alte Zeit viele schlimme und traurige Seiten aufweist, so ist doch das eine gewiß, daß die Bauern sehr vieler Gegenden bis zum dreißigjährigen Kriege in ziemlichem Wohlstande lebten. Dies geht am besten aus ihrer Lebensführung hervor, indem sie bei den verschiedenen Vergnügungen, Festlichkeiten und sonstigen wichtigen Ereignissen einen Aufwand entfalteten, der die Behörden sogar zwang, gesetzlich dagegen einzuschreiten. Die zeitgenössischen Schriftsteller, wie z. B. Wernher der Gärtner, Neidhart von Reuenthal, Wittenweiler rc., entwerfen darüber eingehende satirische Schilderungen. Wenn diese zum größten Teil auch sehr stark übertrieben und cum grano salis, also mit Vorsicht aufzufassen sind, so müssen die tatsächlichen Verhältnisse — wenn auch nicht im allgemeinen, so doch in vielen Fällen — einen gewissen Grund zu solchen Darstellungen geboten haben. Wie jeder Stand, so hatte eben auch der Bauernstand seine besonderen Fehler, die verschiedenen Schriftstellern einen willkommenen Anlaß zu humoristischen Schilderungen oder grotesken Zerrbildern gaben. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß so

mancher dieser Schriftsteller dem Bauer wohl nichts weniger als freundlich gesinnt war und mit Neid auf seinen Wohlstand und sein üppiges Leben blickte. Daher die satirische Behandlung des Bauern in der Literatur. Doch mag sich dies wie immer verhalten: Die betreffenden Schilderungen sind in kulturhistorischer Beziehung jedenfalls von großem Interesse. Wir wollen hier nur die Schilderung eines bäuerlichen Hochzeitsmahles herausgreifen, wie es uns Wittenweiler in seiner Dichtung „Der Ring" vor Augen führt.

Die Hochzeitsgäste sind in der Behausung des Bräutigams versammelt und erwarten mit Ungeduld die Mahlzeit, da sie schon sehr „scharfen Appetit" fühlen. Als Tischtuch hat jeder vor sich einen alten schmutzigen Sack ausgebreitet. Endlich bringen die Diener Hafer-, Roggen- und Gerstenbrot, Obst, Käse, verschiedene Braten und mächtige Krüge voll Apfelwein. Das Mahl beginnt. Unter allen Gästen macht sich besonders eine Bauerndirne durch ihren Heißhunger bemerkbar, denn sie verschlingt ganz unglaubliche Portionen und leert einen großen Krug Apfelweines fast im Handumdrehen, so daß ihr, wie es in dem Gedichte heißt, „die Augen vergingen und die Ohren niederhingen." Gleich darauf läßt sie sich den Krug von neuem füllen. Zum Braten schneidet sie sich ein halbes Brot ab und den Käse verzehrt sie samt der Rinde. Aber auch die anderen Tischgenossen tun ihr Möglichstes und lassen ihrer nicht spotten. Es werden nun neue Gerichte aufgetragen: gesottener Fisch und Grieben mit Kraut. Namentlich die Grieben, mit denen das Kraut angerichtet ist, bilden den Gegenstand allgemeinen Verlangens und es entsteht darum ein großer Kampf. Man reißt sich die Näpfe gegenseitig aus der Hand, schöpft mit den bloßen Händen daraus, wirft seinen Nachbarn, die ebenfalls ihren Teil davon haben wollen, ganze Ladungen voll Kraut ins Gesicht, so daß Kraut und Brühe in den Bärten

hängen bleiben, kurz, benimmt sich keineswegs fein gesittet. Auch die Fische finden reißenden Absatz. Ein Bauer, der einen Fischkopf samt Knochen und Gräten verschlingt, erstickt daran. Durch diesen Todesfall lassen sich aber die Festteilnehmer durchaus nicht stören, sondern „essen und trinken nur desto mehr". Nachdem alle Schüsseln und Krüge geleert sind, verlangt man ungestüm Wein, Bier und Met. Da die Diener diese Getränke nicht rasch genug herbeischaffen und der Bräutigam einen derselben deshalb beim Barte zaust, wird er von den Dienstleuten gründlich durchgebleut, was bei der ganzen Tischgesellschaft große Heiterkeit erweckt. Die Köpfe erhitzen sich immer mehr und es kommt daher zu Raufereien. Der Bräutigam, dem die Geschichte zu toll wird, gibt der Gesellschaft endlich zu verstehen, daß nun genug gegessen und getrunken worden und es an der Zeit sei, nach Hause zu gehen. Diese Aufforderung ruft jedoch allgemeinen Unwillen hervor. Einer der Gäste bezeugt dem Bräutigam dadurch seine Mißachtung, daß er sich mit den Fingern schneuzt und ihm das unsaubere Sekret mit einer höhnischen Bemerkung vor die Füße wirft. Darob natürlich großer Jubel unter den Anwesenden! Alle schreien nach weiterer Bewirtung, besonders nach Schinken, Wurst und Wein. Nach langem Zureden läßt sich der Bräutigam endlich bereden und befiehlt aufzutragen, was noch im Hause sei. Es erscheinen nun Eier, Feigen, Pflaumen, Weintrauben und Kirschen, ferner als Getränke Apfel- und Schlehenwein, Birnenmost und ein Eimer saure Milch. Die bereits bezechten Hochzeitsgäste treiben nun den größten Unfug. Man reißt sich die Eier gegenseitig aus den Händen, zerdrückt sie natürlich und beschmiert sich von oben bis unten. Ein Bauer mit einem weiten Schlunde verschlingt sogar ein ganzes Ei, um ja nicht leer auszugehen. Zu nicht geringeren Possen bietet der Eimer voll saurer Milch Veranlassung, bis ihn endlich jemand

kurzweg an die Wand wirft. So geht es unter wüstem Geschrei, Gelächter und Gesang fort, bis alles aufgezehrt ist und die völlige Ermüdung der Gäste dem Treiben von selbst ein Ende macht.

Diese derbe Schilderung eines bäuerlichen Hochzeitsmahles steht nicht vereinzelt da, sondern findet, auch was die übrigen Festlichkeiten betrifft, bei anderen Schriftstellern würdige Seitenstücke. Auch der elsässische Pädagog Jakob Wimpheling sagt von den Bauern im Elsaß: „Durch Reichtum sind die Bauern in unserer Gegend und in manchen Teilen Deutschlands üppig und übermütig geworden; ich kenne Bauern, die bei der Hochzeit von Söhnen und Töchtern so viel Aufwand machen, daß man dafür ein Haus und ein Ackergütchen nebst einem kleinen Weinberg kaufen könnte."

Leider wich der Wohlstand der Bauern, welcher sich zu Anfang des XIII. Jahrhunderts zu entwickeln begonnen hatte, in vielen Gegenden bereits im XV. Jahrhundert immer mehr der Verarmung, bis ihn der dreißigjährige Krieg in ganz Deutschland vollständig vernichtete und dem Wohlleben der Bauern ein Ende bereitete.



Eine steirische Wirtschaft vor hundert Jahren.

Vor mir liegt eine alte Urkunde, die zwar auf den ersten Blick kein besonderes Interesse bietet — denn es ist eine bloße Zusammenstellung von Namen und Zahlen — aus der man aber bei einiger Aufmerksamkeit die Bewirtschaftungsweise eines steirischen Bauerngutes,

wie sie vor hundert Jahren üblich war, herauslesen kann. Es handelt sich um ein Inventar oder Besitzstandsverzeichnis, welches nach dem Ableben der Klara Wolfgruber, der „Ehewirthin" des Peter Wolfgruber, „herrschaftlich Massenbergschen Unterthans in der Pfarr Trofayach, Amt Trefning", aufgenommen wurde, nachdem ihre „Verlassenschaft auf grundobrigkeitliche Anordnung im Beiseyn des Amtmannes Josef Ganzer durch die hierzu ernannten ehrbaren Schätzmänner, als Franz Heyland vom Magistrat Trofayach, Andree Kreitler und Thomas Fadinger, Beide herrschaftlich Massenbergsche Unterthanen, ordentlich untersuchet und unpartheyisch geschätzet" worden. Datiert ist das Inventar vom letzten Februar 1788, unterfertigt vom Fideikommißbesitzer Grafen Josef Wurmbrand.

Hinsichtlich der persönlichen Verhältnisse sei zunächst folgendes erwähnt: Der herrschaftlich Massenbergsche Untertan Jakob Schwarz war Ende 1762 gestorben und hatte seine „Ehewirthin Klara Schwarzin" und vier Kinder zurückgelassen. Die Witwe hatte bald darauf den Peter Wolfgruber geheiratet und, wie bereits gesagt, Ende des Jahres 1787 oder Anfang 1788 das Zeitliche gesegnet. Dem Ehegatten und den vier Kindern (Urban Schwarz, 36 Jahre, Klara Schwarzin, 34 Jahre, Elisabeth Schwarzin, 32 Jahre, und Andree Schwarz, 30 Jahre alt) war als Erbschaft hinterblieben: „die sogenannte Großhuben, nach der Herrschaft Massenberg dienstbar", im Werte von 750 fl. Konventionsmünze (à 60 kr.), die ebendorthin dienstbaren Wiesen sowie das Wirtschaftsgebäude (Keusche) im Schätzungswerte von 150 fl., bezw. 30 fl., ferner der Viehstand, die Vorräte an Getreide und Lebensmitteln, die Einrichtungsgegenstände, Wirtschaftsgeräte und 200 fl. Bargeld, alles in allem 2514 fl. 20 kr. Diesem Vermögen standen Schulden im Betrage von 1146 fl. 10 kr. gegenüber. Unter Schulden sind hier

nämlich verstanden: das auf dem Besitze lastende Erbteil von 625 fl. 58 kr., welches den genannten Kindern nach ihrem Vater Jakob Schwarz zugefallen war, dann verschiedene andere „Vermögensverteilungen", deren Ursache aus dem Inventar nicht ersichtlich ist. Dazu kommen noch 600 fl., die „vermöge Heuraths-Kontrakt" zwischen Peter Wolfgruber und dessen Ehewirtin Klara ddto. 15. Oktober 1763 dem „ruckgelassenen Wittber an Heurathsgut und Wiederlag" gebührten. Endlich gibt es noch verschiedene Abzüge für Taxen, und zwar „vermöge allerhöchster Vorschrift nachfolgende herrschaftliche und Heurathsprüchabzüge: Sterbrecht 23 fl. 15 kr., Inventari-Fertiggeld 3 fl., Normalschulbeitrag 1 fl., Stempel des Inventars 2 fl., Verwalters-Tax samt Ritthaler, Reisspesen und Kanzley-Tax 27 fl. 30 kr., Amtmannsrecht 1 fl." Nach Abzug alles dessen und der oberwähnten Schulden blieben 710 fl. 25 kr. zum Vererben übrig. Davon fielen den Kindern „vermöge Heurathsbrief vom 15. Oktober 1763 als ein mütterliches Erbguth zusamm 300 fl." zu, während der Rest von 410 fl. 25 kr. je zur Hälfte (205 fl. 12½ kr.) an jene und den Stiefvater zur Verteilung kamen. An Auslagen erwuchsen dem letzteren für das „Kaufrecht, welches der Besitzer aus eigenem Sakl zu bezahlen hat", 46 fl. 30 kr. und als „Anlobgeld" 4 fl. 39 kr., zusammen 51 fl. 9 kr. Von dem Inventar wurden „zwei gleichlautende Exemplarien errichtet, davon eines in das herrschaftlich Massenbergsche Veränderungsprotokoll eingetragen, gegenwärtiges aber dem dermaligen Besitzer Peter Wolfgruber zur sorgsamen Aufbewahrung und Nachverhaltungswissenschaft unter hochgräflich Massenbergscher Amtsfertigung hinausgegeben."

Was nun die Bewirtschaftung der „Großhuben" anlangt, so läßt sich darüber folgendes sagen:

Angebaut wurden von Getreide und Hülsenfrüchten: Roggen (Korn), Weizen (Waiz), Hafer, Erbsen (Arbeiß) und

Bohnen. Von der Gerste ist nicht die Rede. Wie damals überall, so war natürlich auch auf der „Großhuben" der Kultur des Hanfes und des Leines eine entsprechende Fläche gewidmet. Das ersehen wir aus dem Posten „Hanefsamen" (auf 30 kr. geschätzt), welcher auf dem Getreidespeicher (Getraidkasten) lag, sowie aus der Anführung von 11 Spinnrädern, 12 Brecheln, 6 Pfund „reißenem" und 4 Pfund „rupfenem" Garn, 3 Pfund grobem Werg und „verschiedenen Tragsäcken aus grober Leinwath". Nach den vielen Spinnrädern zu schließen, hatte das weibliche Personal des Bauernhofes über den Winter reichliche Beschäftigung und vor unserem Auge taucht das anheimelnde Bild der Spinnstube auf, in der fleißig gesponnen, allerhand Geschichten erzählt, von den „Dirndeln" und Burschen gelacht und gesungen und allerlei Scherz und Kurzweil getrieben wurde. Tempora mutantur![1]) — dieses Stück des alten trauten Dorflebens ist für immer dahin!

Sehr bemerkenswert ist der große Viehstand der Wirtschaft. Er umfaßt nämlich nicht weniger als 5 Paar Ochsen, 1 Paar Pferde, 10 Kühe, 9 Stück Jungvieh, 4 Schweine und 14 Schafe. Geflügel wurde nicht gehalten, sonst wäre etwas davon erwähnt, da das Inventar mit peinlichster Genauigkeit jeden alten verrosteten Nagel verzeichnet. Der bedeutenden Viehhaltung entsprach auch der Futterbau. Daß wir noch nicht im Zeitalter der ausschließlichen Stallfütterung stehen, davon zeugen unter anderem die in dem Inventar angegebenen 7 Kuhglocken, welche die Kühe beim Weidegange um den Hals trugen und deren harmonisches Geläut die Flur angenehm belebte. Von den Ochsen und Pferden hatte wohl ein Teil ständig auf den herrschaftlichen Feldern zu roboten.

[1]) Die Zeiten ändern sich.

Die Düngerwirtschaft scheint eine recht gute gewesen zu sein. Stallmist stand ja genug zur Verfügung und die Äcker und Wiesen konnten daher reichlich gedüngt werden. Über die neue und neueste Düngertheorie brauchten sich die Leute glücklicherweise noch nicht den Kopf zu zerbrechen und sie schworen noch Stein und Bein auf die Allmacht ihres Stalldüngers. Um die wichtigsten drei Nährstoffe: Stickstoff, Phosphorsäure und Kali, die jede Pflanze braucht, kümmerten sie sich keinen Deut und wegen des nachmals so berühmten Gesetzes des sogenannten Minimums[1]) ließen sie sich keine grauen Haare wachsen. Daß der Besitzer der „Großhuben" wirklich viel auf gute Düngung hielt, beweist die große Anzahl der Fuhrwerke zum Düngerführen: 4 Mistkarren (Mistgarn) und 5 Mistschlitten, für den Winter gewiß sehr praktische Geräte. An Schlitten ist in unserer Bauernwirtschaft überhaupt kein Mangel, denn außer den 5 Mistschlitten gab es da noch 1 Rennschlitten, 2 gewöhnliche Schlitten, 5 Halbschlitten und 11 Kohlschlitten (im Sommer dienten zum Verfrachten von Kohlen 2 Kohlenwagen. Die Bauern der dortigen Gegend waren nämlich viel mit Kohlenführen zu den Vordernberger Radwerken beschäftigt). Diese Menge von Schlitten, wozu noch 8 Schneeschaufeln kommen, weist jedenfalls darauf hin, daß der Winter damals ein strenges Regiment führte, wie es Claudius in seinem „Liede vom Winter", dessen erste Verse lauten:

> „Der Winter ist ein braver Mann,
> Kernfest und auf die Dauer,
> Er zieht sein Hemd im Freien an
> Und scheut nicht Süß noch Sauer."

---

[1]) Dieses Gesetz wurde von dem großen Agrikulturchemiker Justus v. Liebig aufgestellt. Darnach wird die Höhe der Ernte durch denjenigen wesentlichen Nährstoff bedingt, welcher im Boden in kleinster Menge vorhanden ist.

so schön und packend dargestellt hat. Unser gegenwärtiger Winter ist freilich ein ganz rappelköpfiger Gesell geworden: Einmal ersäuft er durch unendlichen Regen „all sündhaft Vieh und Menschenkind", das andere Mal hüllt er Stadt und Land in dichte Staubwolken, dann wieder hat er frühlings- oder gar sommermäßige Gedanken, so daß die Veilchen zu sprießen und die Bäume und Sträucher auszuschlagen anfangen, um sogleich darauf, laut Geibel, „mit trotzigen Gebärden zu dräuen und Eis und Schnee umherzustreuen".

Zur sonstigen Bestellung der Felder sowie zur Einbringung der Getreide- und Heuernte waren unter anderem folgende Geräte vorhanden: 2 Pflüge, 3 gewöhnliche Eggen (Aiden), 4 Eggen für abhängiges Terrain (Bergedeln), 28 Stück Krampen, Hauen und Schaufeln, 2 Wagen, 4 Heukarren (Heugarn), 11 Sicheln, 8 Sensen (Sengsen), 11 Heugabeln 2c.

Was die Haus- und Küchengeräte betrifft, so seien davon als für die alte Zeit besonders charakterisch genannt: 17 Truhen, 9 kupferne und 1 eiserner Kessel und 11 eiserne Pfannen, solides, für ein ganzes Menschenalter ausreichendes Geschirr, wie es die Bauersfrau liebte.

Bezeichnend für die damaligen Zeiten sind die ungemein niedrigen Preise für das Getreide, das Vieh und die anderen landwirtschaftlichen Erzeugnisse. So finden wir z. B. im Inventar angesetzt: für 1 Viertel[1]) Korn 1 fl. 45 kr., Weizen 2 fl. 30 kr., Haber 51 kr., Erbsen 1 fl. 45 kr., Bohnen 1 fl. 4 kr.; für ein Paar Ochsen 45—80 fl., ein Pferd 40—60 fl., eine Kuh 35—40 fl., ein kleineres Schwein 1 fl. 30 kr., ein größeres Schwein 6 fl., ein Schaf 1 fl.; für 1 Pfund Fleisch 8 kr., 1 Pfund Speck 13 kr., 1 Pfund Schmalz 14 kr., 1 Pfund Schafwolle 12 kr. 2c.

[1]) Ein steirisches Viertel hatte etwa 80 Liter, 1 fl. K.-M. 60 kr.

Wir müssen dabei allerdings bedenken, daß das Geld damals eine siebenmal größere Kaufkraft hatte, daß man also z. B. um denselben Betrag 7 Kilogramm Fleisch erhielt, um den man heute nur 1 Kilogramm erhält.

Wenn nun der Bauer vor hundert Jahren mit seiner Familie und seinem Gesinde (die „Großhube" mußte 8—10 Personen den Lebensunterhalt gewähren) nicht nur ein genügendes Auskommen fand, sondern auch noch einen Sparpfennig zurücklegen konnte, so muß uns das doch zum Nachdenken anregen. Wir haben in unseren Tagen auf allen Gebieten des Lebens unleugbar großartige Fortschritte zu verzeichnen; trotzdem geht es den arbeitenden Klassen nicht zum besten und ist speziell der wichtigste Stand im Staate und die Grundlage desselben, der Bauernstand, fast dem Untergange nahe; Tausende und Abertausende besitzen außerdem nicht einmal das Notwendigste. Anderseits hat es die moderne Geld-, Kredit- und Zinsenwirtschaft einigen Wenigen ermöglicht, in ihren Händen riesige Reichtümer anzusammeln. Hier übermäßiger Reichtum, dort übermäßige Armut, beides höchst bedenkliche Zustände eines Staatswesens! Es ist ja kein Zweifel, daß sich die alte Zeit mit der Gegenwart durchaus nicht vergleichen läßt, allein in Hinsicht auf die materielle Seite des Lebens dürfte sie für die Mehrzahl doch die „gute alte Zeit" gewesen sein.



Unser tägliches Brot.



So allgemein gegenwärtig die Kunst der Brotbereitung fast bei allen Völkern ist, so hat es doch verhältnismäßig lange gedauert, ehe man zu dieser Erfindung kam. So viel steht fest, daß zur Zeit des Hirten- und Nomadenlebens der verschiedenen Volksstämme davon keine Rede sein konnte. Erst mit dem Beginne des Ackerbaues und der Gewöhnung an feste Wohnsitze war die Grundbedingung zu der genannten Erfindung gegeben. Anfangs wurden die Getreidekörner wohl nur roh oder geröstet gegessen. Man kann mit Carus Sterne annehmen, daß Feuer, welches von einer Herdstätte ausging und eine reiche Grasfläche schnell in Asche legte, den Urmenschen zuerst auf die kleinen, geröstet wohlschmeckenden Samen aufmerksam machte, die nach dem Brande in reichlicher Menge den Boden bedeckten. Denn das Wegbrennen des trockenen Strohes bei wehendem Winde ist das einfachste und schnellste Verfahren des Sammelns der Samen der Grasarten. Noch im sechzehnten Jahrhundert bedienten sich nach dem genannten Autor z. B. die Irländer des Feuers, um ihren Hafer auf den stehenden Halmen zu „dreschen", und die Bewohner der Hebriden übten dieses Verfahren zur Einerntung ihres Roggens selbst bis in die neuere Zeit. Später zermalmte man die Körner, rührte das Schrot mit Wasser zu einem Brei an und buk ihn zwischen heißen Steinen oder in glühender Asche. Da das Zermalmen oder Zerdrücken gewöhnlich nur oberflächlich geschah, so finden sich in solchen erhaltenen Brotresten der schweizerischen Pfahlbauten viele ganze und halbe Körner, meist von Weizen und Hirse, seltener von Hafer und Gerste. Das Brot besitzt keine Poren, ist also ohne Gärung des Teiges bereitet und die verkohlte Rinde

zeigt, daß es in heißer Asche gebacken wurde, wie dies in dem von Simrock trefflich verdeutschten altnordischen Götterliede, der „Edda“ [1]), geschildert wird:

„Da nahm Edda einen Laib aus der Asche,
Schwer und klebricht und voll von Kleien.“

Was die Form dieses primitiven Brotes betrifft, so scheint allgemein die Kuchen- oder Scheibenform üblich gewesen zu sein; solchergestalt war wohl auch das altgriechische Brot, das nach Homer als Teller für das Fleisch diente und dann selbst gegessen wurde. Die Erfindung, Brot mittelst Hefe oder Sauerteiges herzustellen, wird den alten Ägyptern zugeschrieben. Von ihnen lernten dieses Verfahren die Israeliten während ihres Aufenthaltes in Ägypten sowie die Phönizier, die als Handelsleute mit vielen Völkern in Verkehr standen. Durch die Phönizier wurden wieder die Griechen mit der verbesserten Kunst des Brotbackens bekannt und die letzteren verfeinerten dieselbe wesentlich, ja gestalteten sie erst zu einer wirklichen Kunst aus. Man erzeugte in Athen besonders aus Weizen durch verschiedene Herstellungsweisen und mannigfache Zusätze, wie Olivenöl, Wein, Milch, Käse, Mohn, Sesam, Pfeffer ꝛc., eine große Anzahl wohlschmeckender Brotsorten und feiner Bäckereien. Von Griechenland kam die Kenntnis der Brotbäckerei nach Italien, und wie die Römer in allen Dingen praktisch waren, so zeigten sie sich auch hierin bald als Meister. Die nördlicheren Völker, die Gallier und die Germanen, hatten bei ihrer Berührung mit den Römern hinlänglich Gelegenheit, sich außer anderen Künsten auch die Kunst des Backens anzueignen; von den Germanen endlich kam sie zu den slawischen Volksstämmen.

[1]) Zwei Sammlungen von alten skandinavischen Götter- und Heldensagen (die ältere und die jüngere Edda).

Die Geräte zur Zerkleinerung der Getreidekörner, beziehungsweise der Mehlgewinnung sowie zum Brotbacken waren anfangs sehr einfach. Das Getreide wurde zunächst nur zwischen Steinen zermalmt, wie man deren in Gräbern aus der Steinzeit und in den Pfahlbauten der Schweiz gefunden hat. Sie bestehen aus einer flachen Steinplatte mit einem Handstein, der etwa wie beim Farbenreiben bewegt wurde. Eine kleine Verbesserung bilden topf- oder mörserförmig vertiefte Steinblöcke mit einer hölzernen oder steinernen Keule als Stößel. Eigentliche Mahlmühlen, welche aus einem Ober- und einem Unterstein bestanden, erwähnen das fünfte Buch Mosis und Homer, doch waren sie noch klein und unvollkommen. Als ein großer Fortschritt müssen die in Pompeji ausgegrabenen Mühlen bezeichnet werden, die noch sehr gut erhalten sind. Zum Betriebe derselben benützte man je nach ihrer Größe entweder die Kräfte von Menschen oder Tieren. Zur Zeit des Kaisers Augustus wurde in Rom die erste durch Wasserkraft betriebene Mühle erbaut; der kaiserliche Baumeister Vitruvius berichtet in der Schrift „De architectura“, daß sie alle als ein Wunderwerk des menschlichen Geistes anstaunten. Zu derselben Zeit bestanden in Rom bereits über dreihundert Backhäuser; denn während früher die Mehl- und Broterzeugung Sache der Frauen und Sklaven im Hause war, hatte sich mit den Fortschritten in diesem Zweige allmählich ein selbständiges Bäckergewerbe herausgebildet. Dieses gewann, da das Brot stets die Hauptnahrung der minderbemittelten Volksklassen darstellte, im Laufe der Jahrhunderte immer mehr an Bedeutung und Ansehen.

Bekanntlich hat jede Nation ihren eigenen Geschmack und daher auch ihre besonderen Brotsorten. So galt z. B. der Roggen den Römern als ein häßlich schwarzes, unschmackhaftes und unverdauliches Korn, ebenso wie er noch jetzt den

romanischen Nationen verhaßt ist; sie essen deshalb nur weißes Brot aus Weizen oder Mais.

Daß brotessende Völker gegenüber fleischessenden bedeutend im Vorteile sind, hat jener Indianerhäuptling ganz richtig erkannt, dessen Anrede an seinen Stamm der Franzose Crevecour mitteilt. „Seht ihr nicht," sagte er, „daß die Weißen von Körnern, wir aber vom Fleische leben? Daß das Fleisch oft mehr als dreißig Monde braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? Und daß jedes der wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, diese ihnen mehr als hundertfältig zurückgibt? Daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine zum Fortlaufen, wir aber nur zwei haben, um es zu verfolgen? Daß aber die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen? Daß der Winter für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie soviele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also jedem, der mich hören will: Bevor die Zedern unseres Dorfes vor Alter abgestorben sind und die Ahornbäume des Tales aufhören Zucker zu geben, wird das Geschlecht der kleinen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern sich diese Jäger nicht entschließen zu säen."

Eine so wichtige Sache wie das Brot spielt natürlich auch im Sprichworte und in verschiedenen sprachlichen Verbindungen eine große Rolle, wie es auch Gegenstand mannigfacher Sitten und Gebräuche ist. Von den unzähligen Sprichwörtern seien nur folgende angeführt: „Wer lange Brot ißt, der wird alt" (spaßhaft zweideutig: Wenigstens lebt er solange, als er Brot ißt). „Jemandem den Brotkorb höher hängen" (das Aufhängen des Brotkorbes erscheint überhaupt schon als ein bedeutungsvolles Zeichen der Armut). „Kein Hund möchte ein Stück Brot von ihm nehmen" (drückt den höchsten Grad von verächtlicher Schlechtigkeit eines Menschen aus).

„Wessen Brot ich esse, dessen Lied ich singe.“ Dieses oft zitierte Sprichwort gilt ursprünglich von feilen Dichtern und Schriftstellern, die das Lob desjenigen singen und trotz anderer Überzeugung in dessen Sinne schreiben, der sie am besten füttert oder bezahlt. Schon ein Prosaist des sechzehnten Jahrhunderts, Sebastian Franck, sagt darüber: „Man singt das Bettelliedlein dem Loch unter der Nase zulieb; wenn das zu wär' wie einem Frosch nach Sankt Jakobstag, bliebe viel unterwegs, das um des lieben Mauls willen getan und geredt wird“. Im übrigen enthält das Sprichwort wie so manches andere teils Wahres, teils Falsches. Es erscheint selbstverständlich, daß jeder das Beste seines Brotgebers fördern muß; doch gibt es wie in allem gewisse Grenzen, sonst gilt, was jemand behauptet hat: dieses Sprichwort gehöre in einen Hundekatechismus. Der Italiener sagt in der Tat auch sprichwörtlich: Gib mir Brot und heiße mich Hund! Bekannt sind die verschiedenen Gebräuche, die sich auf das Brot beziehen. Erwähnenswert ist die in manchen Gegenden Österreichs vorkommende Sitte, einem Besucher seine Gunst oder Mißgunst auszudrücken. Legt man ihm nämlich Brot und Messer auf den Tisch mit der Aufforderung, er möge sich abschneiden, so ist das ein Zeichen der Gunst; unterbleibt es, so weiß der Besucher, daß man ihn dorthin wünscht, wo der Pfeffer wächst. Von den vielen Redensarten und sprachlichen Verbindungen führen wir nur an: „panem et circenses“ (Brot und Zirkusspiele), das Hauptmittel der Machthaber in Rom, den Pöbel bei guter Laune und in Gehorsam zu erhalten; „sein gutes Brot“, d. h. sein Auskommen haben; „brotlos“, d. h. beschäftigungslos sein; ein Kleid oder Möbelstück wie „einen Bissen Brot“ brauchen rc. Die Ausdrücke „Brotstudium“, „Brotgelehrsamkeit“ oder „Brotwissenschaft“ rühren eigentlich von Lichtenberg her, der die Wissenschaften in solche einteilte, die Brot oder Ehre bringen

und entweder beide oder nur einen dieser Vorteile oder keinen derselben gewähren.

In rein sprachlicher Hinsicht wäre zu erwähnen, daß Brot von brennen abgeleitet und mit braun, Braten und Brunnen einerlei Stammes ist. In der gotischen Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas findet sich nur das Wort hlaifs oder hlaibs = unser Laib (griechisch *κλίβανον*, lateinisch libum, slawisch chleb). Wenn wir daher sagen: ein Laib Brot, so ist das eine Tautologie, d. h. zwei gleichbedeutende Ausdrücke für denselben Begriff. Daß weiters den Bezeichnungen der einzelnen Dinge ursprünglich durchaus nicht das anhaftete, was ihnen allmählich der Gebrauch beigelegt hat, sondern daß sie sich zumeist auf einen viel allgemeineren Begriff zurückführen lassen, dafür kann das Wort Brot als Beispiel dienen. Es bedeutete von Haus aus ganz dasselbe wie Braten, nämlich eine durch Hitze zubereitete Speise. Es ist also ein reiner Zufall, daß sich im Laufe der Zeit für das aus Getreide Gebackene die Bezeichnung Brot, für das gebackene Fleisch aber der Ausdruck Braten festsetzte. Der Zusammenhang des Wortes Bronnen (Brunnen und Born) mit brennen (heiß sein) ist leicht erklärlich, denn der aus der Erde hervorsprudelnde, wallende Quell gleicht ganz dem kochenden heißen Wasser. Der naive Naturmensch, der seine deutsche Sprache mechanisch von den Eltern erlernt, glaubt natürlich, daß sich das Wort mit dem betreffenden Gegenstande vollkommen deckt und sein Wesen ausdrückt; es erscheint ihm damit derart fest verwachsen, daß er nicht begreift, wie z. B. der Slawe statt Brot chleb sagen kann. Für ihn gilt es als bombensicher: Es heißt nicht nur Brot, sondern ist auch Brot. Wer über die Einfalt eines solchen Naturmenschen lächelt, der möge bedenken, daß wir alle mehr oder weniger unter dem Banne ähnlicher Mißverständnisse stehen. Trotz der Lehren der Physik betrachten wir z. B. die Farben un-

willkürlich immer wieder als etwas, das den Gegenständen selbst, gewissermaßen als eine Art Überzug oder Lack, anhaftet, und trotz aller Lehren der Philosophie können wir uns nicht oder nur schwer mit der Tatsache befreunden, daß unsere Vorstellungen von den Dingen der Außenwelt sich mit diesen keineswegs decken, daß also die uns umgebende Welt in Wirklichkeit ganz anders ist, als sie uns erscheint, und dergleichen mehr.



Pfingstbräuche.

„Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höh'n, in Büschen und Hecken
Übten ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel;
Jede Wiese sproßte von Blumen in duftenden Gründen,
Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde."
(Goethe, Reineke Fuchs.)

Mit wenigen, aber meisterhaften Strichen zaubert uns der Dichter hier das schönste Fest des Sommers, das Pfingstfest, vor die Seele. Nun ist die Natur mitten im herrlichsten Aufblühen und auf der ganzen Schöpfung liegt ein zarter Schmelz, ein berauschender Duft, der ein überirdisches Glück zu verheißen scheint.

Alle nördlicheren Völker haben seit jeher die Rückkehr des Lenzes nach langer Winternacht festlich begangen. Die meisten und schönsten Frühlingsfeste aber haben die Deutschen; ist doch die Zeit von Ostern bis Pfingsten eine fast un-

unterbrochene Feier des neuerwachten Lebens in der Natur. Allerdings erscheint der ursprüngliche Sinn vieler Festbräuche schon ganz verwischt, sie sind zu leeren Formeln herabgesunken.

Natürlich hat in erster Reihe der Landwirt alle Ursache, die Rückkehr der warmen Jahreszeit in fröhlicher Weise zu feiern. Hiezu bieten namentlich die Pfingsten die beste Gelegenheit, da eben jetzt die Feldarbeit ruht und die Natur der helfenden Hand des Menschen nicht mehr bedarf.

So ist es in Böhmen vielfach Sitte, das Vieh am Pfingstmontag zum ersten Male auf die Weide zu treiben, und dieser Austrieb gibt Anlaß zu verschiedenen Bräuchen. Allgemein üblich dürfte es z. B. sein, die auszutreibenden Rinder mit grünen Kränzen zu schmücken und besonders den Leitochsen schön aufzuputzen, der denn auch als „Pfingstochs" im Sprichworte eine große Rolle spielt.

Ein schöner Brauch sind die feierlichen Umzüge um die Felder, welche ebenfalls am Pfingstmontag stattfinden. Sie haben den Zweck, für die Saaten den Segen des Himmels zu erflehen. In den meisten Gegenden, so auch in der Heimat des Verfassers, sind diese Umzüge freilich auf die Sitte zusammengeschrumpft, allein oder mit einem oder dem andern Nachbar die Feldmark zu begehen, um den Stand der Saaten zu beurteilen. Das Vorbild hiezu findet sich schon in uralter Zeit in den Gebräuchen der römischen Ackerpriester (Fratres arvales), die im Mai unter Absingung frommer Lieder, wovon einige als interessante Denkmale der altlateinischen Sprache noch erhalten sind, um die Äcker zogen. Manchenorts reitet man auch um die Felder, wie z. B. in Schlesien, wo diese Sitte als das „Königsreiten" bezeichnet wird. Vernaleken sagt darüber: „Am Pfingstmontag reiten der Dorfrichter und andere aus der Gemeinde auf schönen Pferden ins Feld und umreiten langsam und mit Andacht ihre Äcker, singen

fromme Lieder oder beten. Sie hoffen dadurch den Segen Gottes für ihre jungen Saaten zu erflehen und Wetterschäden davon abzuhalten. Wer das schönste Pferd bei der Feierlichkeit hat, wird als König anerkannt. Nachmittags begeben sich dann alle Bauern zum Könige, welcher ein schwarzes Schaf braten lassen muß. Jeder Bauer nimmt einen Knochen von diesem Schafe und steckt ihn am Morgen vor Sonnenaufgang in die Saaten, damit dieselben gedeihen."

Wie zu Ostern, so werden bekanntlich auch zu Pfingsten vielfach Freudenfeuer angezündet, wie man auch auf dem Dorfplatze Pfingstmaien pflanzt und die Wohnungen mit duftenden Birkenreisern schmückt. Daran reihen sich die alten Maibrunnenfeste, bei denen Quellen und Brunnen gereinigt und mit Blumen und Kränzen geziert werden.

Bei den Juden waren die Pfingsten das Erntedankfest und sie feiern es noch heute mit Bekränzung der Häuser und Synagogen, in denen gewöhnlich die Geschichte Ruths, jenes liebliche Ernteidyll, gelesen wird. Die katholische Kirche knüpft an das Pfingstfest die Erinnerung an die Ausgießung des heiligen Geistes und an die Stiftung der Kirche, doch läßt auch hier der Brauch, die Gotteshäuser mit frischen Birkenbäumchen (Pfingstmaien) zu schmücken, sowie der Umstand, daß sich früher auch die Geistlichkeit an dem feierlichen Umzuge um die Felder beteiligte, die ursprüngliche Bedeutung dieses Festes, d. i. als altgermanisches Frühlingsfest, deutlich durchschimmern.

Hie und da haben sich aus der altgermanischen Zeit noch eigentümliche Pfingstgebräuche erhalten, die den Kampf des Sommers mit dem Winter und den schließlichen Sieg des ersteren in fast dramatischer Weise darstellen. So stellt nach J. Grimm (Deutsche Mythologie) in einigen Gegenden Deutschlands zu Pfingsten ein Vermummter den Sommer, ein anderer den Winter vor; jener ist in Efeu oder Sin-

grün, dieser in Stroh oder Moos gekleidet. Sie kämpfen so lange miteinander, bis der Sommer siegt. Dann wird dem zu Boden geworfenen Winter seine Hülle abgerissen, zerstreut und ein sommerlicher Kranz herumgetragen. In der Schweiz wird der Sommer von einem Manne im bloßen Hemd dargestellt, der in der einen Hand ein mit Blumen und Bändern geschmücktes Bäumchen, in der andern einen vielfach gespaltenen Knüttel hält. Der Winter trägt warme Kleider und einen gleichen Knüttel. Beide schlagen einander auf die Schultern, daß es laut patscht, jeder rühmt sich und schilt den andern. Zuletzt weicht der Winter und erkennt sich als besiegt. In Bayern ist der Winter in einen Pelz gehüllt, der Sommer führt einen grünen Zweig in der Hand und der Streit endet damit, daß der Sommer den Winter zur Tür hinauswirft.

Den Kampf zwischen Sommer und Winter führte auch der in Schwaben früher übliche Pfingstritt vor. Der den Sommer Vorstellende hieß der Blumengraf. Der Winter und sein Gefolge waren in warme Pelze gehüllt und warfen mit Asche und Funken um sich; der Blumengraf mit seinem Gesinde wehrte sich mit Birkenmaien und Lindenzweigen. Man ritt in den Wald. Bei der Heimkehr war der Blumengraf und sein ganzes Gefolge in Grün gekleidet oder doch mit grünen Reisern und Maien so überdeckt, daß es schien, als käme ein Wald herangerückt (Simrock, Deutsche Mythologie).

Wohl eine der schönsten Sitten, die Montanus ausführlich beschreibt, ist die Wahl von sogenannten Maigrafen und Maikönigen, die ein förmliches Regiment, eine Art Sittenpolizei im Staate der jungen Burschen und Mädchen ausübten und dabei doch wieder in tief gemütlicher Weise für harmlosen Scherz und Kurzweil des jungen Volkes sorgten und die Feier der ländlichen Volksfeste leiteten. Aus allem geht hervor, daß diese Einrichtung einen sehr heilsamen Ein-

fluß auf die Aufrechthaltung der alten Zucht und Sitte hatte. Das Ganze dürfte wohl ein Überbleibsel aus jener Zeit sein, da noch durch die Volksgerichte auf den Malstätten (Gerichtsplätzen) Recht gesprochen wurde.

Andere Festgebräuche zu Pfingsten sind ferner das Türkenstechen, das Vogel- und das Königschießen, woran sich auch Wettrennen und Wettreiten anschlossen. Da sie allgemein bekannt sind, brauchen wir weiter kein Wort darüber zu verlieren.

Wir sehen also, daß das Pfingstfest eine Fülle von alten und schönen Volksbräuchen in sich schließt. Es ist nur zu bedauern, daß sie immer mehr in Vergessenheit geraten, ja zum Teile nur noch in sinnlosen Trümmern fortleben. Der Verlust, den das Volksleben dadurch erleidet, ist groß. Aber das läßt sich nun einmal nicht ändern. Unsere Zeit ist eben eine andere und zwischen unserer und der Vorfahren Auffassung der Dinge liegt eine breite Kluft, die sich nicht mehr überbrücken läßt:

> „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
> Und neues Leben blüht aus den Ruinen."



Von der Sprachgrenze in Böhmen.

In den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Säkulums, wo die Getreidepreise noch zufriedenstellend waren und die Landbevölkerung sich daher eines gewissen Wohlstandes erfreute, ahnte wohl niemand, daß sich die Verhältnisse binnen kurzem gründlich ändern

würden. Der materielle Wohlstand hatte auch einen günstigen Einfluß auf das Familienleben, den Verkehr der Gemeindemitglieder und der verschiedenen Nationen Österreichs und es herrschte überall mehr Eintracht und Verträglichkeit.

Auch im Kronlande Böhmen war es noch recht gemütlich. Speziell an der Sprachgrenze — wie in der Heimat des Verfassers, an jener Strecke der Elbe, wo die an den Hügelabhängen des rechten Ufers gedeihenden Reben den berühmten Melniker Wein liefern — lebten die deutschen und tschechischen Landwirte fast wie Brüder miteinander. Sie feierten gemeinsam die Kirchweihen und anderen Feste und ließen sich beim Glase Bier oder Wein gegenseitig hoch leben. Fest überzeugt, daß die Erlernung der beiden Landessprachen beiden Volksstämmen zum größten Vorteil gereiche, gab man die Kinder ein oder zwei Jahre zueinander „auf Tausch". Die Nationalitätenfrage war damals sozusagen noch unbekannt. Der praktische Sinn des Landvolkes erblickte in der Sprache in erster Linie ein Verkehrs- und Verständigungsmittel. Den tschechischen Bauer freute es wohl, daß seine Muttersprache von dem deutschen Nachbar anerkannt und in dem beiderseitigen Verkehre gleichmäßig gebraucht wurde, doch gab er gern und willig zu, daß die Kenntnis des Deutschen für ihn selbst ungleich wertvoller sei. Denn daß eine Sprache, die nur von einigen Millionen Menschen gesprochen wird, unmöglich denselben Wert im praktischen Leben haben könne wie eine andere, die zehnmal so viel Menschen sprechen und noch mehr Menschen verstehen, war ihm nicht zweifelhaft. Alle seine Kinder mußten Deutsch lernen, das stand bei ihm so fest wie das Evangelium, denn er sah ihnen dadurch die Welt erschlossen.

Welcher Wertschätzung sich anderseits die tschechische Sprache bei der deutschen Bevölkerung erfreute, erhellt daraus, daß deren Kenntnis als höchst nützlich und wünschens-

wert, ja vielerorts als unbedingt notwendig galt, wie sie denn auch in den Mittelschulen einen obligaten Lehrgegenstand bildete. So oft ich z. B. als Student meinen Großvater, einen echten deutschen Landwirt, besuchte, stets schloß er seine Lehren und Ermahnungen, gleichsam als ein „Ceterum censeo“ [1]), mit den Worten: „Junge, lern' nur fleißig Böhmisch, das ist halt eine schöne und nützliche Sprache!“ Auch weiß ich mich noch zu erinnern, daß mancher leichtgläubige Bauernbursch dem schnellen Erlernen dieser Sprache zuliebe seine Zungenhaut opferte. Es war das ein unfeiner, nur im Winter durchführbarer Scherz, dessen Gelingen bei den Zuschauern unbändige Heiterkeit, bei dem direkt Beteiligten aber die schmerzliche Erkenntnis von der Schlechtigkeit der Welt erweckte. Er hatte sich nämlich in seiner Einfalt einreden lassen, daß das beste Mittel, um den Schwierigkeiten der Aussprache des Tschechischen gewachsen zu sein, darin bestehe, die Zunge an einem recht kalten Tage mit der Klinke eines Hoftores in Berührung zn bringen. Natürlich mußte er einen solchen Versuch mit dem Verluste eines Teiles der Zungenhaut büßen.

Indem aber der eine die Sprache des andern erlernte, lernten sie auch die Vorzüge und Fehler des betreffenden Stammes kennen und man war daher auch in der gegenseitigen Beurteilung gerechter. Daß hierbei viele Ausdrücke aus der einen Sprache in die andere übergingen, ist wohl nur selbstverständlich. Ein Purist oder Sprachreiniger, wie es der selige Campe war, hätte an der deutschen Sprachgrenze die Hände über den Kopf zusammengeschlagen; es wäre ihm jedoch schwerlich gelungen, dem deutschen Bauer die Über-

[1]) Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam, Im übrigen bin ich aber der Meinung, daß Karthago zerstört werden müsse; der bekannte Schlußsatz des alten Cato, so oft er im römischen Senate eine Rede hielt.

zeugung beizubringen, daß dieses oder jenes Lehnwort schlechter sei als das entsprechende einheimische. Manche deutsche Bezeichnungen waren sogar ganz verschwunden und durch slawische ersetzt worden. Dafür erhielten wieder umgekehrt zahlreiche deutsche Ausdrücke in der tschechischen Sprache des Bürgerrecht.

Der Verkehr zwischen den beiden Völkern beschränkte sich natürlich nicht auf die ideellen, sondern betraf viel mehr noch die materiellen Güter. Besonders profitierte dabei der tschechische Nachbar. Die Einfuhr aus dem „Böhmischen" ins „Deutsche" bestand hauptsächlich in Ferkeln und Schweinen (denn der Slawe war ein tüchtiger Schweinezüchter), Kalk, Gurken, Zwiebeln, Knoblauch, Kren und in der Melniker Gegend in Weintrestern, die sehr beliebt zur Bereitung von Weinsuppen waren. Zur Erntezeit durchzogen tschechische Arbeitertrupps, mit großen Sensen ausgerüstet, die deutschen Gegenden. Sie waren wegen ihrer fleißigen und guten Arbeit sehr geschätzt und fanden hier lohnenden Verdienst.

Überhaupt mußte man den tschechischen Nachbarn das Zeugnis ausstellen, daß sie ein richtiges Verständnis für alles besaßen, was Geld einzubringen geeignet war. Während der deutsche Bauer sozusagen nur in großen Zügen wirtschaftete und die mühselige Kleinarbeit verschmähte, verlegte sich sein Grenznachbar mit Vorliebe auf solche Nebenkulturen, die zwar große Mühe und Sorgfalt verlangten, aber sich doch sehr lohnten. So bildeten damals das Um und Auf des Wirtschaftsbetriebes in den deutschen Bezirken der Getreide-, Hülsenfrüchte-, Kartoffel-, Lein- und teilweise der Hopfenbau, während der Anbau der verschiedenen Gemüsearten fast gänzlich vernachlässigt wurde. Auf slawischem Gebiete dagegen war die ausgedehnte, feldmäßig betriebene Kultur des Gemüses (besonders Gurken, Zwiebeln, Knoblauch und Kren) etwas ganz Gewöhnliches und es fanden daher zahlreiche Familien

auch auf kleineren Bodenflächen ein genügendes Auskommen. Wenn die charakteristischen „böhmischen" Fuhrwerke im Sommer und Herbste, mit den Erzeugnissen des Gartenbaues schwer beladen, durch die deutschen Dörfer fuhren, da gingen die Waren geradezu reißend ab und die Verkäufer vermochten der Nachfrage oft bei weitem nicht zu entsprechen. Auch verschiedene Pflaumensorten und Weichselkirschen wurden in viereckigen flachen Körben, sogenannten Koschinken, mittelst Schubkarren herbeigeführt. Und wenn dann im Spätherbste die Kirchweihe herannahte, wo alle Wohnräume eine frische Kalktünchung erhielten, so waren es wieder die tschechischen „Kalkbauern", die, dem augenblicklichen Bedürfnisse gerecht werdend, mit ihren Kalkladungen erschienen und sie mit dem langgezogenen Rufe „Kalk! Kalk!" von Haus zu Haus feilboten. Kauf und Verkauf wickelte sich dabei stets im besten Einvernehmen ab.

Ich war als junger Mensch auf so mancher Kirchweihe und bei anderen Festlichkeiten im „Böhmischen" und hatte Gelegenheit genug, das freundschaftliche Verhältnis der beiden Nationen kennen zu lernen. Leider ist es jetzt anders geworden. Hoffen wir aber, daß der gegenwärtige Streit und Hader doch endlich einmal einen Stillstand finden und eine schönere Zeit für das gesegnete Kronland Böhmen und seine Bewohner anbrechen werde!



Lebensbilder.

Friedrich Schiller.

Es ist eine alte Erfahrung, daß die Eindrücke der Jugend die geistige Richtung des Menschen meist für das ganze Leben bestimmen. Dies gilt nicht nur für den gewöhnlichen, sondern auch für den außergewöhnlichen Menschen, das Genie, dessen Ideenflug über Zeit und Raum erhaben zu sein scheint. Darum ist es für jeden, der einen Dichter verstehen will, so wichtig, seine Jugendgeschichte zu kennen. Umgekehrt kann man natürlich wieder, ohne von den Lebensverhältnissen eines Dichters etwas zu wissen, auf diese — wenigstens in allgemeinen Umrissen — zurückschließen.

Wer zum Beispiel die Gedichte Friedrich Rückerts liest, die bekanntlich ungemein reich an Bildern und Vergleichen aus dem Natur- und dem ländlichen Leben sind, weiß sofort, daß er seine Jugend auf dem Lande verbracht und daß dieses auf ihn zeitlebens eine magnetische Anziehung ausgeübt hat. Anderseits wird der Leser, wenn ihm auch die Biographie unseres größten österreichischen Dichters, Franz

Grillparzers, unbekannt ist, bei der Lektüre seiner Dramen gewiß auf die Vermutung kommen, daß dessen Wiege weder auf ländlichem Gefilde gestanden noch er selbst jemals ein besonderes Interesse für das Landleben und die Landwirtschaft gehabt haben konnte — so arm sind seine Werke, trotz der vollendeten Schönheit der Sprache, an Szenen und Bildern aus dem Kreise der Natur, des ländlichen Lebens und Wirkens. Grillparzers Blick war stets mehr nach innen gekehrt, sein ganzes Interesse auf die Kunst und die Literatur gerichtet. Was den gefeiertsten und populärsten der deutschen Dichter, Friedrich Schiller, betrifft, um den es sich hier speziell handelt, so beweisen seine unsterblichen Schöpfungen, in denen das Lob des Landlebens und des Ackerbaues in allen Tonarten erklingt, zur Genüge, daß der Dichter nicht nur in der Kinderzeit, sondern auch später in beständigem innigen Verkehre mit der Natur stand. Seiner Begeisterung für dieselbe verdanken wir eine Fülle herrlicher Schilderungen.

Schon der Vater Schillers war ein großer Freund der Landwirtschaft und schrieb außer Aufsätzen über ganz verschiedene Gegenstände auch einige Abhandlungen über Acker-, Obst- und Weinbau. Von diesen Schriften ist nur noch „Die Baumzucht im großen" vorhanden, wovon die erste Auflage im Jahre 1795, die zweite im Jahre 1806 erschien. Es sind darin die Erfahrungen niedergelegt, welche er als Schöpfer der Gartenanlagen und Baumpflanzungen des herzoglichen Lustschlosses in Ludwigsburg gesammelt hatte. Jedenfalls blieb diese Tätigkeit des alten Schiller auf den Sohn nicht ohne Eindruck. Auch mit der Dichtkunst beschäftigte sich Vater Schiller sehr gern und es ist zu bedauern, daß sich von seinen literarischen Erzeugnissen nur das oben genannte Werkchen erhalten hat. Vielleicht ließe sich daraus einigermaßen beurteilen, wie viel an Talent zum Dichter und Schriftsteller von dem Vater als Erbteil auf den Sohn übergegangen ist.

Friedrich Schiller hat das Leben der Natur und des Landvolkes, seine Art und seine Sitten, seine Beschäftigungen, seine Leiden und Freuden klar erfaßt und in künstlerisch geläuterter Form in der Dichtung widergespiegelt. Gibt es z. B. eine klassischere Schilderung der Natur usw. als in dem Gedichte „Der Spaziergang"? Es werden hier an das Besteigen eines hohen Berges und den fortwährenden Wechsel der Landschaft, der sich bei der Wanderung ergibt, verschiedene Betrachtungen angestellt, welche den Kreis des ganzen menschlichen Daseins umfassen. Wir wollen daraus nur die folgenden Verse hervorheben:

„Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich;
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad.
Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichten Klee.
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch; tief neigen der Erlen
Kronen sich und im Wind wogt das versilberte Gras.
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich auf.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparsames Licht und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Überraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbei.
Endlos unter mir seh' ich den Äther, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab.
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wand'rer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Tal.

Jene Linien, sieh, die des Landmanns Eigentum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt!
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand!
Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder,
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße;
Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin.
Vielfach ertönt der Herden Geläut' im belebten Gefilde
Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruh'n friedlich sein ländliches Dach;
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagwerk, gleich windet dein Leben sich ab!"

Die letzten vier Verse scheinen allerdings eine leise Klage, ein gewisses Bedauern zu enthalten. Denn zu der Zeit, da dieses Gedicht verfaßt wurde (1795), leuchtete in Deutschland, vorbereitet durch die großen Denker und Dichter der Nation, bereits die Morgenröte einer neuen Zeit. Das Volk war aus seinem Schlafe erwacht, die freiheitlichen Ideen gelangten gegenüber dem Feudalismus oder der Lehensherrlichkeit und dem Despotismus immer mehr zum Durchbruche. Nur der leibeigene, mit allerlei Frondiensten belastete Bauer stand noch abseits vom Wege und es dauerte bis zum Jahre 1810, ehe ihm sein natürliches Recht, die soziale Freiheit, zuteil wurde, also die Gleichberechtigung aller Staatsbürger durchgeführt war. Dem Dichter konnte deshalb bei seiner brennenden Freiheitsliebe das Los des Ackerbauers keineswegs gleichgiltig sein.

Auch in dem herrlichen „Lied von der Glocke", das aus einer Reihe von Bildern aus dem Leben des Menschen, von der Wiege bis zum Grabe, besteht, wird des Landwirtes in eingehender Weise gedacht. Die auf ihn bezüglichen Stellen sind eine unvergängliche poetische Verherrlichung des Seins und Wirkens auf der Scholle.

In dem Gedichte „Das eleusische Fest" bringt Schiller in einer Allegorie oder sinnbildlichen Darstellung den Gedanken zum Ausdrucke, daß Boden- und Menschenkultur in engster Beziehung zueinander stehen und daß die Erweiterung der ersteren eine Verbreitung und Vertiefung der letzteren zur Folge hat. Demeter, die Göttin des Ackerbaues, die „beglückende Mutter der Welt", hat das Menschengeschlecht von den roheſten Anfängen allmählich zu der heutigen Stufe der Kultur emporgehoben. Erst durch den Ackerbau ist der Mensch wirklich zum Menschen geworden und der unscheinbare Pflug war das Werkzeug, das „den Erdkreis überwunden, das Leben sanft und gleich gemacht, die größten Reiche gegründet, die ältesten Städte erbaut" hat. Der Dichter nennt daher den Pflug, ebenso wie den Schoß der Mutter Erde, „heilig" und preist das Volk glücklich, das ihm vertraut.

Unser Dichter war, wie schon eingangs gesagt, zeitlebens ein warmer Freund des Bauernstandes, ein eifriger Lobredner seiner Tugenden: der Einfachheit und Biederkeit, des Festhaltens an der frommen Sitte der Väter usw.:

„Wohl dem! Selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur!"
(Die Braut von Messina.)

„Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde

Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn
Zum Enkel unverändert fortbestanden."

(Wilhelm Tell.)

Der Bauernstand ist aber auch die Grundsäule und die Stütze des Staates, die sicherste, wenn auch nicht immer reichste Quelle des Wohlstandes:

„..... lassen wir die Großen,
Der Erde Fürsten um die Erde losen!
Wir können ruhig die Zerstörung schauen,
Denn sturmfest steht der Boden, den wir bauen.
Die Flamme brenne uns're Dörfer nieder,
Die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt:
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit
Und schnell ersteh'n die leichten Hütten wieder."

(Die Jungfrau von Orleans.)

Das Glück des ländlichen Familienlebens findet schönen Ausdruck in den Worten, welche Gertrud, Stauffachers verständige Gattin, an den Gatten richtet:

„Gesegnet ist dein Fleiß, dein Glücksstand blüht.
Voll sind die Scheunen und der Rinder Scharen,
Der glatten Pferde wohlgenährte Zucht
Ist von den Bergen glücklich heimgebracht
Zur Winterung in den bequemen Ställen.
Da steht dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;
Von schönem Stammholz ist es neu gezimmert
Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt.
Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell;
Mit bunten Wappenschildern ist's bemalt
Und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend liest und ihren Sinn bewundert."

(Wilhelm Tell.)

In der Schilderung von ländlichen Naturszenen ist Schiller überhaupt ein unübertroffener Meister. Wer liest nicht immer wieder mit Vergnügen die idyllischen Bilder und Szenen aus dem Hirten-, Fischer- und Jägerleben in

„Wilhelm Tell“ oder aus dem Landleben überhaupt in der „Jungfrau von Orleans“? Sie werden gelesen und bewundert werden, so lange es fühlende Menschen auf der Erde gibt! Trefflich sind auch die sonstigen Bilder und Vergleiche aus dem genannten Kreise. So zum Beispiel, wenn ein Kriegsheer mit einem Bienen- und Heuschrecken-schwarme verglichen wird:

„Und wie der Bienen dunkelnde Geschwader
Den Korb umschwärmen in des Sommers Tagen,
Wie aus geschwärzter Luft die Heuschreckwolke
Herunterfällt und meilenlang die Felder
Bedeckt in unabsehbarem Gewimmel:
So goß sich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans Gefilde.“
(Die Jungfrau von Orleans.)

Treffend ist ferner die Vergleichung des Feindes mit einem Getreidefelde, das bereits zur Ernte reif ist:

„Sein Maß ist voll, er ist zur Ernte reif.
Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen
Und seines Stolzes Saaten niedermähen.“
(Die Jungfrau von Orleans.)

Und damit wollen wir schließen, denn es wäre sonst des Zitierens kein Ende. Tausende von Versen aus Friedrich Schillers Werken sind zum geflügelten Worte geworden und leben in aller Munde. Es dürfte wohl kaum einen Dichter auf der Welt geben, der so häufig zitiert wird wie Schiller. Die Schönheit und der wunderbare Rythmus seiner Verse, wodurch sich diese so leicht dem Gedächtnisse einprägen, wie nicht minder die in ihnen liegende Weisheit machen sie zu kostbaren Perlen der Dichtkunst, würdig, daß jeder seinen Geist und sein Herz damit schmücke.



Nikolaus Lenau.

Am 13. August 1902 feierte nicht nur der Geburtsort Lenaus, die kleine Dorfgemeinde Csatád bei Temesvár, sondern auch der weite Kreis seiner Verehrer in der ganzen zivilisierten Welt die hundertste Wiederkehr des Tages, da einer der größten und bedeutendsten Geister auf dem Gebiete der Dichtkunst das Licht der Welt erblickte. Besonders der österreichisch-ungarische Landwirt hatte alle Ursache, dem großen Sohne des Vaterlandes an diesem Tage ein freundliches Gedenken zu widmen, denn seine Poesie lebt und webt in der Natur und zahlreich sind die herrlichen Naturbilder, die er bei seinen Ausflügen und Reisen durch die verschiedensten Gegenden der Monarchie geschaffen.

Doch wir setzen hier die Werke wie die Lebensschicksale Lenaus im allgemeinen als bekannt voraus und wollen nur die Beziehungen des Dichters zur Landwirtschaft, seine Aussprüche und Meinungen über landwirtschaftliche Verhältnisse hervorheben. Genügende Daten hierüber liefert der umfangreiche Briefwechsel Lenaus oder, nennen wir ihn bei dem richtigen Namen: Niembsch Edlen von Strehlenaus, mit seinen vielen Freunden, namentlich aber mit seinem Schwager Anton X. Schurz, welcher von diesen Briefen eine eigene Ausgabe veranstaltet hat [1]).

Es dürfte zunächst nur wenigen bekannt sein, daß sich Niembsch von Strehlenau, allerdings bloß kurze Zeit, mit dem Studium der Landwirtschaft beschäftigte. Er hörte nämlich im Jahre 1822 ein Semester hindurch landwirtschaftliche

[1]) Lenaus Leben. Großenteils aus des Dichters eigenen Briefen. Von seinem Schwestermanne Anton X. Schurz. 2 Bände, 1855, Stuttgart und Augsburg, J. G. Cottascher Verlag.

Vorlesungen in Ungarisch-Altenburg. Was ihm den Aufenthalt daselbst angenehm machte, war wohl nur die Gegenwart seines von ihm verehrten Freundes Fritz Kleyle, des bekannten erzherzoglichen Distriktverwalters, dem er treue Anhänglichkeit bis zu dessen Tode bewahrte und mehrere Lieder widmete. Bei seiner unsteten Natur kann man sich aber nicht wundern, daß er das landwirtschaftliche Studium bald satt hatte und sich trotz alles Zuredens seiner Verwandten dem Studium des österreichischen Rechtes zuwandte, zwei Jahre später jedoch neuerdings, und zwar zur Heilkunde absprang. Da Niembsch noch vor dem Besuche Ungarisch-Altenburgs eifrig philosophische Studien betrieben hatte, so besaß er eine ungeheure Menge von Kenntnissen, ohne sich jedoch einer ernsten bürgerlichen Tätigkeit gewachsen zu fühlen. Denn was seinen Geist und sein Herz in erster Linie erfüllte, das war ein brennender Wissensdurst, ein heiliges, verzehrendes Streben nach Wahrheit. Mit selbstquälerischer, dämonischer Grübelei sann er oft tagelang über die Welt und ihre Rätsel nach, bis ihn dann schließlich ein Ekel vor dem Lernen und der Wissenschaft anwandelte und es ihn hinaustrieb in die Welt, ins Weite, in Gottes freie Natur und zu anderen Menschen.

Ein solcher Moment des Ekels vor allem Lernen und Wissen war es auch, wo sich Niembsch entschloß, eine Reise nach Deutschland zu machen. Diesen Entschluß konnte er umso leichter fassen, als ihm durch den Tod der Großmutter eben ein mäßiges Vermögen zugefallen war. Als Reiseziel setzte er sich zunächst Stuttgart, da er das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und mit Cotta[1]) wegen des Verlages seiner Gedichte verhandeln wollte. Die düstere Melancholie

---

[1]) Bedeutender Buchhändler, der auch die Werke von Goethe und Schiller verlegte und mit beiden Dichtern eng befreundet war.

des Gemütes wich einer immer freieren und fröhlicheren Stimmung, je weiter die Reise sich von Wien aus erstreckte. So belustigt sich z. B. der Reisende in einem Briefe an Schurz über den schwulstigen Ton eines öffentlichen Anschlagzettels des Landgerichtes N., der ihm gleich nach dem Eintritte in Bayern in die Augen fiel: „Es sind durch das voreilige Einbringen des noch feuchten Heues mehrere Scheuern in Brand geraten; man findet sich verpflichtet, solches zur warnenden Kenntnis zu bringen", statt des Einfachen: „Das Einführen des noch feuchten Heues wird bei Strafe verboten." Ferner fällt ihm in Bayern eine gewisse Reinlichkeit und Ordnungsliebe auf. „Das beweist, daß die Menschen ihres Daseins froh sind. Die Fenster alle so blank, meist mit Blumen geschmückt, ein Gärtchen vor dem Hause mit sorgfältig gehegten Rosen. Gute Zeichen! Das Land wurde auf meiner Reise je weiter gegen Baden je schöner. Eine Kultur hat der Boden in Württemberg und in Baden, wie ich sie noch nicht gesehen. Freundlich ist der Anblick eines so gut bebauten, überall fruchtbaren Landes und erfreulich für das Herz, denn man denkt sich gleich die Menschen hinzu, die das alles genießen werden. Aber ich konnte mich eines gewissen Eindruckes des Kleinen nicht erwehren und armselig kam mir der Mensch vor, der wie ein zudringlicher Bettler seine Hand auf jeden Stein legt, in jedes Loch steckt, daß ihm die Natur etwas hineinwerfe. Sieh, lieber Alter, da spricht wieder der Ungar aus mir! Die Nachlässigkeit hat doch etwas Edles, mit welcher der Bauer Pannoniens sein Korn in die seichte Furche wirft und seinen Weinstock mit ein paar Schnitten abfertigt und dann unbekümmert nach Hause geht und Tabak raucht. Die schönen Tokajer Weinberge in ihrer Ungezwungenheit, mit ihren weit voneinander abstehenden Weinstöcken, mit ihren dazwischen gepflanzten Obstbäumen sehen viel besser aus als die badischen mit

ihren terrassenförmigen Abstufungen und eng zusammengedrängten Reben. In Ungarn ist der ganze Landbau eine bescheidene Anfrage an die Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß sie kommen möge mit ihren köstlichen Gaben. Die Faust des Deutschen packt die gute Frau gleich an der Gurgel und würgt sie so gewaltig, daß ihr das Blut aus Nase und Ohr hervorquillt."

Eine ähnliche Äußerung über das Mühsame der deutschen Landwirtschaft findet sich in einem späteren Schreiben, worin es von den Rheingegenden heißt: „Die Rheingegenden sind wirklich allerliebst, stille, bescheidene Schönheit ist ihr Charakter. Nie habe ich so schöne Dörfer gesehen, soviel Ruinen und Kapellen, wechselnd mit frischen Wäldern, Weingärten rc. Nur schade, daß die Menschen gar so schrecklich fleißig sind und jedes Fleckchen Erde bändigen." Übrigens urteilte Niembsch ebenso von den österreichischen Ländern, denn als er einst im Herbste mit seiner Schwester in dem reizenden Tale von Kierling bei Wien lustwandelte, blieb er beim Anblicke der auf den Feldern arbeitenden Bauern stehen und beklagte es, daß der Landmann jedes Fleckchen Boden gleichsam mit Schweiß düngen müsse und nicht einmal alle Früchte, die Gott ihm schenke, sein nennen dürfe, auch dabei noch so schwere Steuern und Abgaben zu tragen habe.

Die unbezwingliche Sehnsucht zu wandern trieb unseren Dichter sogar bis nach Amerika. Er versprach sich von einem Aufenthalte daselbst nicht nur für seine geistige Anregung, sondern auch für seinen Säckel goldene Berge. Das hierauf bezügliche Schreiben an Schwager Schurz ist für seine Anschauungen sehr bezeichnend: Er will seine Phantasie in die nordamerikanischen Urwälder schicken, den Niagara rauschen hören rc., das gehöre notwendig zu seiner Ausbildung. Seine Poesie lebe und webe in der Natur und in Amerika sei die Natur schöner, gewaltiger als in Europa. „Ein ungeheurer

Vorrat der herrlichsten Bilder erwartet mich dort", heißt es dann weiter, „ich verspreche mir eine wunderbare Wirkung davon auf mein Gemüt." Seinem Freunde Karl Mayer teilte Niembsch mit, daß sein Aufenthalt in Amerika etwa fünf Jahre dauern werde. Er sei in den Stuttgarter Verein der Auswanderer mit einigen Aktien eingetreten. Die Gesellschaft, bereits aus 200 Köpfen bestehend, werde sich am Missouri niederlassen, vorläufig aber eine Kommission dahin absenden, um Land anzukaufen und die Besiedlung vorzubereiten. Wahrscheinlich werde er sich diesem Vortrab anschließen, da es ihm sehr interessant wäre, die ersten Anfänge einer Ansiedlung zu beobachten, vielmehr selbst daran teilzunehmen. Gefalle es ihm in Amerika, so sei er gesonnen, etwa fünf Jahre dort zu bleiben, wenn nicht, so kehre er um und überlasse sein Eigentum der Gesellschaft zur Verwaltung.

Niembsch will in Amerika aber auch vermögend, wenn nicht reich werden. Er werde sich, schreibt er wieder an Schurz, eine Strecke Landes von etwa 1000 Acres[1]) kaufen; in drei bis vier Jahren habe sich dann der Wert desselben wenigstens auf das Sechsfache gesteigert. Er rechnet es ihm genau vor: „Der Ankauf des Landes macht von 1000 Acres beiläufig 3000 Gulden. In vier Jahren ist alles geklärt und dann kann es, wenn es gut geht, 3000 Gulden jährlich tragen." Seinen Bedienten Philipp Huber werde er als Pächter darauf setzen und ein braver Zimmermeister H. aus Württemberg, der auch mitreise, werde die Oberaufsicht führen. „Ich kann mich", sagt der angehende Farmer schließlich, „auf meine Leute ganz verlassen und eine gute Rente in Oesterreich genießen. Der schlimmste, aber undenkbare Fall wäre, daß sie mir ein Jahr lang meine Rente nicht schickten; dann wäre ich halt gezwungen, nach Amerika

[1]) 1 Acre = 40·5 Ar.

zu schreiben, an ein Handelshaus, dem ich empfohlen bin, oder einen anderen Pächter einsetzen zu lassen oder selbst hinzureisen. Verhungern kann ich nicht mehr, aber ein reicher Mann kann ich werden in Amerika."

Nach mannigfachen Verzögerungen ging endlich das Schiff, ein alter, ausgemusterter Ostindienfahrer, am 27. Juli 1832 in See und nach einer langen Überfahrt von zehn Wochen konnte Niembsch den ersehnten amerikanischen Boden betreten. Der Ankömmling fühlte sich jedoch über Amerika bald in jeder Hinsicht enttäuscht und er gab dieser Enttäuschung in seinen Briefen rückhaltlosen Ausdruck. Es ist jedenfalls interessant, die Eindrücke, die er hier empfing, zu verfolgen und sein allerdings äußerst persönliches und derbes Urteil über Amerika und die Amerikaner kennen zu lernen.

Eine seiner Klagen gegenüber Schurz lautet z. B.: „Der Amerikaner hat keinen Wein, keine Nachtigall. Bruder, diese Amerikaner sind himmelan stinkende Krämerseelen, tot für alles geistige Leben, mausetot. Die Nachtigall hat recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Niagarastimme gehört dazu, um diesen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden. Man darf diese Kerle nur im Wirtshause sehen, um sie auf immer zu hassen: Eine lange Tafel, auf beiden Seiten fünfzig Stühle, Speisen, meist Fleisch, bedecken den ganzen Tisch. Da erschallt die Fraßglocke und hundert Amerikaner stürzen herein, keiner sieht den andern, keiner spricht ein Wort, jeder stürzt auf eine Schüssel, frißt hastig hinein, springt dann auf, wirft den Stuhl hin und eilt davon, Dollars zu verdienen." An seine treue Freundin Emilie Reinbeck in Stuttgart schreibt unser Dichter am 5. März 1833 aus Lisbon, einem Städtchen in Ohio: „Wie mir Amerika gefällt? Fürs erste: rauhes Klima. Heute ist der 5. März und ich sitze am Kamin. Draußen liegt fußtiefer Schnee und

ich habe ein Loch im Kopfe, das ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenumwerfen gefallen habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh, das Loch im Kopfe aber ist sehr gut. Ich glaube, durch dieses Loch wird der letzte Gedanke an ein weiteres Herumreisen aus meinem Kopfe hinausfahren. Fürs zweite: rauhe Menschen. Ihre Rauheit ist aber nicht die Rauheit wilder, kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme und darum doppelt widerliche. Buffon hat recht, daß in Amerika Menschen und Tiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen mutigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entsetzlich matt.... Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte.... Die Bildung der Amerikaner ist bloß eine merkantile (kaufmännische), eine technische. Hier entfaltet sich der praktische Mensch in seiner furchtbarsten Nüchternheit. Doch ist selbst diese Kultur keine von innen organisch durchgedrungene, sondern eine von außen gewaltsam und rapid herbeigezogene, bodenlose und darum gleichsam mühselig in der Luft schwebend erhaltene. Der Ackerbau ist noch ganz roh, darum nenne ich alle amerikanische Industrie, allen Handel bodenlos. Der letztere befindet sich auch bereits sehr im Verfalle und wird noch mehr sinken, wie mir hiesige gescheite Kaufleute versichert haben, weil er ganz auf einem forcierten Kredite beruht...." Der Dichter war leider ein schlechter Prophet; wenn er das heutige Amerika sehen könnte, würde sein Urteil wohl wesentlich anders lauten!

Mittlerweile hatte Niembsch 400 Acres Kongreßland in Crawford County im nordwestlichen Teile des Staates Pennsylvania angekauft und dem schon genannten Auswanderer H. aus Württemberg in Pacht gegeben; sein Bedienter Philipp Huber war bereits früher als Arbeiter in einem Steinkohlenbergwerke untergekommen. Da sich die Zu-

stellung der mit dem Regierungssiegel versehenen Verkaufsurkunde in die Länge zog, überwinterte der Dichter in der deutschen Kolonie Economy. Von hier aus durchstreifte er tagelang den Urwald und übernachtete in mancher Blockhütte. In jener Umgebung fühlte er sich nicht behaglich, denn die strenge Zucht und der nüchterne Fleiß, die ganz auf die Wirklichkeit gerichtete Denk- und Lebensart der Kolonisten standen in zu schroffem Gegensatze zu seinem müßigen Herumschlendern und unpraktischen Phantasieren. Es befiel ihn daher die alte Schwermut und sein Entschluß stand fest, Amerika sobald als möglich den Rücken zu kehren, vorher aber noch die Niagarafälle aufzusuchen. Schon halb im Sattel, schloß er mit dem Pächter seiner Farm einen Pachtvertrag auf acht Jahre ab, dessen Hauptpunkte lauteten: „Nikolaus Niembsch v. Strehlenau übergibt dem H. nachbezeichnete Ländereien auf die Zeit von acht Jahren vom 1. Jänner 1833 an in Pacht.... In jedem Pachtjahre sollen 37·5 Acres geklärt werden, so daß in der ganzen Pachtzeit 300 Acres geklärt, in Frucht gestellt und eingefenzt (eingezäunt) werden sollen. H. erhält, außer einem früheren Geldvorschusse, am 15. März 1833 ein Betriebskapital von 600 Dollars[1]), teils in barem, teils in Geldwert, dagegen hat er während der Pachtzeit folgende Gebäude auf seine eigenen Kosten herstellen zu lassen: ein 44 Fuß langes, 36 Fuß breites geblocktes Wohnhaus, zweistöckig, mit Schindeldach, eine Scheuer, die nötigen Stallungen. Nach Verlauf der Pachtzeit hat H. dem Eigentümer des Landes einen bestimmten Viehstand zu überliefern, ferner das Land ganz auf eigene Kosten zu bebauen und im Jahre 1836 hundert Dollars Pachtgeld zu bezahlen, ebenso im Jahre 1837, in den drei letzten Jahrgängen 1838—1840 aber jährlich 200 Dollars, im ganzen

[1]) 1 Dollar = 4·93 Kronen.

also 800 Dollars. Dieses Pachtgeld soll der Verpächter jedesmal im Monate Dezember im jeweiligen Orte seines Aufenthaltes erhalten. Verflössen die acht Pachtjahre, ohne daß das Land verkauft worden wäre, so hätte der Verpächter das Recht, den H. mit 1200 Dollars abzufertigen; zöge er es aber vor, den fünften Teil seines Landes in natura anstatt der 1200 Dollars zu übergeben, so stünde es ihm frei und er könnte den fünften Teil selbst dazu wählen und dem H. als Eigentum überlassen."

Nun ging es unaufhaltsam zum Niagara und hierauf nach New-York, wo Niembsch mit dem nächsten nach Europa verkehrenden Schiffe die Rückreise antrat. Im Juni 1833 landete er wieder in Bremen auf europäischem Grund und Boden. Von seinen Freunden in Deutschland wurde der Zurückgekehrte auf das herzlichste und wärmste empfangen und auch von den österreichischen Dichtern und Freunden ward ihm in Wien ein sehr ehrender Empfang bereitet. „Ich muß lachen darüber", schrieb er später mit Beziehung hierauf an Karl Mayer, „daß ich habe ins Ausland müssen, um Wert und Bedeutung zu Hause zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Österreich wie in Bremen mit Zigarren. Die in Bremen gemachten Zigarren werden nach Amerika geschickt, dort bekommen sie die ausländische Signatur und wandern dann wieder heim und alles wundert sich über den charmanten Geruch, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten."

Was die Ausbeute der Amerikareise des Dichters betrifft, so waren die dichterischen Schätze, die er mit heimbrachte, doch nicht so zahlreich, als man hätte erwarten können; in materieller Hinsicht aber brachte sie ihm nichts als Verlust und Verdruß. Und doch hätte seine Farm einen schönen Ertrag geliefert, wenn er sich mehr um sie gekümmert hätte. Zwar war ihm der „brave" Württemberger,

der Pächter H., nachdem er sowohl das lebende als auch das tote Inventar, also das ganze bewegliche Eigentum des Besitzers verkauft hatte, durchgegangen, er hätte aber bei Veräußerung der Farm großen Gewinn daraus gezogen, da die Landpreise in Amerika seit seiner Heimkehr bedeutend gestiegen waren. Da Niembsch ferner vergaß oder es versäumte, rechtzeitig und regelmäßig die jährlichen Taxen zu zahlen, welche die Regierung von allen fünf Jahre nach geschehenem Ankauf neuerdings taxierten Ländereien einhob, so ging er laut des amerikanischen Gesetzes seines Rechtes auf die Farm verlustig. Diese wurde an einen anderen Auswanderer verkauft und seitdem wollte Niembsch von Amerika vollends nichts mehr wissen, wie er überhaupt sehr ungern von seinem dortigen Aufenthalte sprach. Gegenüber einer Freundin äußerte er einmal gelegentlich: „Mein Aufenthalt in der neuen Welt hat mich von der Schimäre von Freiheit und Unabhängigkeit, für die ich mit jugendlicher Begeisterung schwärmte, geheilt. Ich habe mich dort überzeugt, daß die wahre Freiheit nur in unserer eigenen Brust, in unserem Wollen und Denken, Fühlen und Handeln ruht." — Bekanntlich hat Kürnberger unsern Dichter zur Hauptfigur eines Romanes „Der Amerikamüde" gemacht.

Die wunderbaren dichterischen Schöpfungen, die Niembsch v. Strehlenau dem deutschen Volke und der ganzen Menschheit geschenkt hat, können nimmer vergehen, denn sie sind unsterblich. Seine Dichtungen sind aber auch ein treues Spiegelbild seines unglücklichen Lebens, seines Weltschmerzes und seiner inneren Zerrissenheit und von ihm in erster Linie gilt das, was Grillparzer in dem Gedichte „Abschied von Gastein" so ergreifend von dem Lose des Dichters sagt:

„. . . Wenn auch vom Glück getragen,
Umjubelt von des Beifalls lautem Schall,

Er ist der welke Baum, vom Blitz geschlagen,
Das arme Muscheltier, der Wasserfall.
Was ihr für Lieder haltet, es sind Klagen,
Gesprochen in ein freudenleeres All,
Und Flammen, Perlen, Schmuck, die euch umschweben,
Gelöste Teile sind's von seinem Leben."



Richard Voß.

Die großen Fragen, welche unsere Zeit bewegen, haben schon eine sehr reiche Literatur hervorgerufen. Den beredtesten Ausdruck finden sie natürlich in der Dichtkunst, denn diese ist ja so recht eigentlich der Pulsschlag der Zeit. Namentlich von den Dramatikern werden die Zeitfragen gern behandelt. Liefern sie ihnen doch den dankbarsten Stoff für tragische Verwicklungen, die uns umsomehr erschüttern, als sie der unmittelbaren, lebendigen Gegenwart entnommen sind. Einer der hervorragendsten unter den jüngeren deutschen Dramatikern, welcher moderne Sittenprobleme in ebenso kraftvoller als glücklicher Weise behandelt [1]), ist unstreitig Richard Voß. Seine Persönlichkeit und seine Schöpfungen müssen jeden Landwirt schon deshalb interessieren, weil er selbst einige Jahre Landwirt war, bevor er zu der Erkenntnis kam, daß sein eigentlicher Beruf ein höherer sei.

Wie der Dichter selbst erzählt [2]), wurde er schon in der frühesten Jugend für den landwirtschaftlichen Beruf bestimmt.

---

1) Vgl. „Der Väter Erbe" und „Arbeit und soziale Frage" in dem Abschnitte „Literatur".

2) Eine sehr ausführliche Biographie von Richard Voß findet sich in dem von K. E. Franzos herausgegebenen vortrefflichen Werke

Es geschah dies aus mehreren Gründen. Erstens war sein Vater ein eifriger Landwirt; zweitens befand sich ein großes Gut in der Familie, dessen Betrieb eine fachlich geschulte Kraft erforderte; drittens — und dies scheint wohl die Hauptursache der Berufswahl gewesen zu sein — war der junge Voß ein sehr schwächliches Kind, das wegen andauernder Kränklichkeit sogar die Gymnasialstudien aufgeben mußte. Man hoffte von der gesunden Beschäftigung auf dem Lande vor allem einen wohltätigen Einfluß auf den Körper, die Herstellung und Kräftigung seiner Gesundheit. Der Knabe hatte nichts gegen die von den Eltern getroffene Wahl, obwohl ihm die Landwirtschaft im Grunde genommen ganz gleichgiltig war. Aber er liebte das Land, die tiefe Stille und die Abgeschiedenheit desselben über alle Maßen. Wenn er nur einsam sein und seinen phantastischen Träumen nachhängen konnte!

Um sich die nötigen praktischen Kenntnisse zu erwerben, trat Richard Voß auf einem Gute des lieblichen Thüringen als Volontär ein. Nach seinem eigenen Geständnisse war er jedenfalls einer der merkwürdigsten angehenden Ökonomen, die jemals in prächtigen Stulpenstiefeln das Düngen eines Ackers beaufsichtigt, stundenlang hinter einer Schar von Kartoffeln erntenden Weibern gestanden oder endlich Abend für Abend den Knechten das Futter zugemessen hatten. Er bemühte sich zwar nach Möglichkeit, „praktischer Landwirt“ zu werden, aber was nützte es? Seine Natur war eben einmal nicht „praktisch“ angelegt! Der Dichter sagt von sich selber: „Wehe dem Acker, den ich mit eigener Hand gedüngt, gepflügt und besät: Die Ernte fiel elendiglich aus! Einen solchen merkwürdigen Landwirt wie mich hat mein liebes Thüringen

---

„Die Geschichte des Erstlingswerkes“, erschienen 1894 bei A. Titze in Leipzig. Es sind dies selbstbiographische, mit Porträts geschmückte Skizzen von berühmten Schriftstellern der Gegenwart.

hoffentlich nicht wiedergesehen". Übrigens fühlte er sich ganz wohl dabei und seine Gesundheit besserte sich. Und so floß ihm das Leben unter den einfachen, aber vortrefflichen Menschen, mit denen er verkehrte und die ihn, „das etwas wunderliche Menschenkind", alle herzlich liebgewonnen hatten, ziemlich behaglich dahin.

Am glücklichsten war unser junger Praktikant, wenn er mutterseelenallein durch Feld und Flur streifen, am Rande eines Waldes oder an den Ufern der rauschenden Ilm sich hinstrecken konnte, nach Herzenslust in die Ferne starren, seinen Träumen sich hingeben, phantasieren und fabulieren durfte. Niemals kam es ihm jedoch in den Sinn, jene seltsamen Gedanken aufzuschreiben. Auch an dem Mähen und Einbringen des Heues auf den Ilmwiesen fand er großen Gefallen, denn diese Arbeit geschah unter Scherz und Gesang und schien ein Fest zu sein. Weniger freute ihn die Kartoffelernte, wobei er ein paar Dutzend schwatzlustiger Weiber in Respekt und Schweigen zu halten hatte, was ihm nach seinen eigenen Worten mehr Angstschweiß kostete als später manche Première seiner Dramen. Auch bei häuslichen Arbeiten mußte unser Freund fleißig mithelfen. Bald war Obst und Gemüse zum Einmachen herzurichten, bald dieses oder jenes für die Hauswirtschaft zu besorgen. Besonders bei dem großen Schweineschlachten um die Weihnachtszeit, welches in Thüringen als das Fest der Feste galt, bedurfte es vieler tätiger Hände. Und es muß in der Tat recht vergnüglich zugegangen sein, denn Voß bricht bei der Erinnerung daran in die Worte aus: „Wer niemals eine echte thüringische Wurstsuppe kochen geholfen, der weiß nicht, wie köstlich das Leben eines Thüringer Landwirtes sein kann!"

Es war an einem wunderschönen Sommertage des Jahres 1870. Die Lerchen jubilierten in der Luft und das reife Getreide schimmerte goldig in der Sonne. Eine gesegnete

Ernte lohnte in diesem Jahre den Fleiß des Landwirtes. Praktikant Voß kehrte eben gegen Abend mit seinen Leuten vom Felde heim. Da kam vom entfernten Dorfe her ein Mann gelaufen, der ihnen schon von weitem etwas zuschrie, „ein einziges, kurzes, gellendes Wort: Krieg!" Krieg gegen Frankreich! Noch in derselben Nacht mußten die Wehrpflichtigen des Dorfes zu ihren Regimentern einrücken. Den folgenden Tag verbrachte Richard Voß am Damme der Eisenbahn, welche die Flur des Gutes durchschnitt, sah die Züge mit den nach Frankreich gehenden Deutschen, hörte den Jubel der Jünglinge und Männer, die brausenden Klänge der „Wacht am Rhein". Da hielt es ihn nicht länger. Schon am nächsten Morgen war er in Berlin und bot, da er nicht Soldat werden konnte, seine Dienste als Krankenwärter an.

Auf dem Schlachtfelde bei Weißenburg, wo eben der erste Sieg erfochten worden war, hatte der freiwillige Samariter das erstemal Gelegenheit, Werke der Menschenliebe zu üben. Volle zehn Monate blieb er in Frankreich, von einem Schlachtfelde zum andern ziehend, auf den Verbandplätzen, in den Lazaretten, an den Amputationstischen und Sterbebetten helfend, tröstend, mitleidend. Welche moralische Kraft dazu gehörte, all die furchtbaren Schrecken des langen Krieges zu ertragen, können wir uns einigermaßen vorstellen, wenn wir erfahren, daß Voß damals, obwohl neunzehn Jahre alt, so schwächlich, zart und verweichlicht war, daß man ihn für einen Knaben halten konnte und die Kameraden ihn ihr „Kleines" nannten.

Krank an Leib und Seele kam Richard Voß aus Frankreich zurück. Was sollte nun mit ihm werden? Sich wieder der Landwirtschaft zuwenden? Er hatte wohl eingesehen, daß ihm zum landwirtschaftlichen Berufe das richtige Zeug fehle und daß er auf diesem Gebiete keine Lorbeeren ernten werde. Kurz gefaßt entschloß er sich daher, an der Universität

Jena Philosophie zu studieren. Hier war es nun, wo ihm unter seinen Lehrern: Kuno Fischer, Ernst Haeckel, Adolf Schmidt, Karl Fortlage usw. nicht nur eine neue Welt aufging, sondern wo er auch eines Tages zu dem Bewußtsein kam, daß er Goethes Wort: „Mir gab ein Gott, zu sagen, was ich leide!" auf sich selbst anwenden könne. Um sich nämlich von den quälenden Gedanken zu befreien, die ihm die Erinnerung an die furchtbaren Erlebnisse in Frankreich bereitete, hatte Voß das niedergeschrieben, was wie ein Alpdruck auf seiner Seele lag. Seine Aufzeichnungen hatten unter seiner Feder — ihm fast unbewußt — allmählich eine künstlerische Form angenommen. Als er sie nun einmal einigen Freunden vorlas, da riefen diese dem Vorlesenden begeistert zu: „Mensch, du bist ja ein Schriftsteller! Das mußt du drucken lassen!" Ein Verleger fand sich bald. Bald erschien auch ein kleines Büchlein in der Öffentlichkeit, das in gewissen Kreisen solches Aufsehen erregte, daß es im neuen Deutschen Reiche als „bedenklich" verboten wurde. Es war das Erstlingswerk unseres Dichters: „Visionen eines deutschen Patrioten", wie er selbst sagt: „Harmlose Ergüsse einer glühenden Jünglingsseele, nichts anderes als der entsetzte Aufschrei aus einer Menschenbrust über die Möglichkeit eines Krieges in unserer Zeit". So war also aus dem Landwirte ein Meister der Feder, ein Schriftsteller und Dichter geworden!

Seitdem hat sich Richard Voß auf verschiedenen Gebieten: im Epos, im Roman, in der Novelle, im Drama, und zwar überall mit großem Glücke versucht und dem deutschen Publikum eine große Anzahl genialer Schöpfungen geschenkt. Den Landwirt dürften unter anderem speziell die „Römischen Dorfgeschichten" sehr interessieren, welche ungemein anziehende Schilderungen des italienischen Volkslebens und Volkscharakters enthalten; ferner einzelne Dramen, wie „Mutter Gertrud", „Der Väter Erbe", „Der Zugvogel", „Malaria",

deren Stoff entweder zum großen Teile landwirtschaftlicher Natur ist, oder die doch eine Menge Bilder und Szenen aus dem landwirtschaftlichen Leben aufweisen. Und wenn auch der Dichter von seiner ehemaligen Tätigkeit sowie seinen Kenntnissen als Landwirt sehr wenig zu halten scheint, so zeigt sich doch deutlich, daß er seine Praktikantenzeit nicht ohne Nutzen verbracht hat und daß aus ihr so manches an ihm „hängen" geblieben ist oder — wenn man so sagen darf — Hopfen und Malz doch nicht ganz verloren war.



Peter Rosegger als Agrarier.

Peter Rosegger, der berühmte steirische Volksdichter, war anläßlich seines sechzigsten Geburtstages Gegenstand großartiger Huldigungen. Nicht nur aus allen Teilen der Monarchie, sondern aus der ganzen zivilisierten Welt hatten ihm seine Freunde und Verehrer — und wer könnte sich dem Banne dieses liebenswürdigen, gemüt- und humorvollen Erzählers entziehen! — ihre Glückwünsche und Huldigungen dargebracht. Daß sich unter den Gratulanten auch zahlreiche Landwirte fanden, versteht sich wohl von selbst; war doch Rosegger, bekanntlich der Sohn eines steirischen Gebirgsbauern, stets ein warmer Freund der Landwirtschaft, namentlich des Bauernstandes, dessen Interessen er jederzeit auf das eifrigste verteidigt hat. Viele seiner Schriften sind eine flammende Kundgebung für diesen Stand und geben beredtes Zeugnis, wie sehr ihm das allmähliche Verschwinden desselben zu Herzen geht.



Peter Rosegger

Nach Rosegger ist der Bauernstand der erste und wichtigste Stand im Staate, der alte große Adelsstand. Der richtige Bauer ist der größte Kulturmensch der Gegenwart, denn da ein richtiges Gut alles erzeugt, so muß das Landleben inmitten all der Faktoren, die des Menschen Bedürfnisse decken, ohne ihn zu verwöhnen oder zu erschlaffen, als eine höhere Kultur bezeichnet werden, höher als etwa das Fabriksleben mit seiner sozialen Not und Unzufriedenheit oder als das Kaufmannsleben, das die Güter der Welt rastlos hin- und herschiebt.

Ja, das Bauerntum ist dem Dichter geradezu die Basis der Menschheit und die Grundsäule des Staates. Wenn dieser Grund breche, was solle dann noch halten? Können sich, fragt Rosegger mit Recht, im Nomadentum alle Keime des Menschengeschlechtes so reich und edel entwickeln wie in der Bodenständigkeit? Unsere ganze Kultur konnte sich nur an alten, festen Stätten entwickeln. Industrie und Handel bauen zwar über Nacht Städte, sie zerfallen aber auch wieder über Nacht. Sie bauen nur Zelte. Das Bauerntum aber, dieser Granit der Menschheit, baut feste Häuser und aus diesen Häusern sind immer wieder diejenigen hervorgegangen, die da Burgen, Schlösser, Kirchen und solche Städte gegründet haben, die jahrhundertelang wachsen, jahrhundertelang in Blüte stehen und jahrhundertelang brauchen, bis sie zerfallen.

Das Ungesunde unserer sozialen Verhältnisse zeigt sich am deutlichsten darin, daß die sogenannten gebildeten Stände auf die Beschäftigung des Landmannes wie überhaupt auf die körperliche Arbeit mit einer gewissen Mißachtung herabblicken, während doch „aus der Scholle Kraft für die ganze Welt und Segen für den sprießt, der sie berührt“.

Das Schlagwort vom „dummen Bauer“ hat sich schon längst überlebt. Heutzutage muß der Landwirt, der sich auf seiner Scholle behaupten will, mehr Kenntnisse und Gescheit-

heit besitzen als die meisten anderen Berufsarten. „Recht lehrreich" — heißt es im „Erdsegen" — „wäre es für den Städter, einmal ein Auge zu legen auf die Vielseitigkeit eines ‚dummen Bauers'. Nebst dem Betriebe einer vielgliedrigen Landwirtschaft, die hier (in den Alpenländern) in Ackerbau, Viehzucht und Holzarbeit besteht, kann der Bauer nicht bloß Korn mahlen, Leinöl pressen, Haus zimmern, Dach decken, Ofen bauen, Brunnen graben, Kohlen brennen, Pechöl sieden, Most pressen, Branntwein destillieren, sondern auch Garn spinnen, Leinwand weben, Wolle wirken, Loden walchen, Leder gerben, kurz alles, was in eine Wirtschaft schlägt, die sich selbst genügen muß." Der Vorwurf der Dummheit und Unwissenheit, der dem Bauer gemacht wird, war aber überhaupt niemals berechtigt. Sehr treffend ist, was Rosegger in dem Roman „Jakob der Letzte" darüber ausführt. Das Vorurteil, daß der Bauer keine Bildung habe, könne nicht darin seinen Grund haben, weil er im allgemeinen unvernünftig lebe und vielen Vorurteilen ergeben sei, denn jene Leute, die sich vorzugsweise die Gebildeten nennen, nämlich die Städter, leben noch unvernünftiger und seien noch größeren Vorurteilen unterworfen. Vielmehr gelte der Landmann für ungebildet, weil ihm das Schulwissen fehle, weil er nicht höhere Mathematik treibe, die Naturgeschichte nicht aus Büchern gelernt habe, nicht über Politik und Theater mitsprechen könne und keine gelehrten Abhandlungen zu schreiben verstehe. Nun müsse aber die Bildung erstens dem Charakter eines Menschen und zweitens seinem Berufe angemessen sein. Als gebildet könne jeder gelten, der seine ethischen Eigenschaften entwickelt habe, seinem Stande gerecht werde, indem er das Seinige leiste, sich in seine Verhältnisse zu fügen wisse, dem näheren Mitmenschen zum Wohlgefallen und sich selbst zur Befriedigung gereiche. Jeder Beruf fordere seine Kenntnisse, seine Fertigkeiten und seine besonderen Tugenden; wenn der Bauer als Bauer

tüchtig sei, so sei er in seiner Art ebenso gebildet wie der Philosoph auf seinem Lehrstuhle, von dem kein Mensch verlangen werde, daß er den Pflug zu führen und den Dünger zu schätzen verstehe. Das allgemeine gesellschaftliche Wohl verlange nun einmal Teilung der Arbeit. Warum solle denn da gerade der älteste Beruf des Menschen und die wichtigste Arbeit nicht mindestens ebenso hoch geachtet sein wie die minder wichtigen, etwa jene Beschäftigungen, die erst durch die menschlichen Gebrechen und Leidenschaften notwendig werden, als die Arznei- und die Rechtskunde, oder solche, die der materielle oder geistige Luxus verlange!

Im Bauernstande ist freilich auch nicht alles schön: „Es schweben mancherlei Dämonen auch um die Giebel des Bauernhauses, darunter ganz abscheuliche Gespenster, die den Schwächling ins Grab hetzen oder ins Zuchthaus.| Aber der Dämon Langeweile ist hier nicht daheim. Die Arbeit wird von der Ermüdung abgelöst, die Ermüdung von der Sorge und die Sorge wieder von der Arbeit. Im Schutze dieser Genien ist der Mensch sicher vor Blasiertheit oder Überdruß am Leben", die heute oft Millionäre zum Selbstmorde treiben. In diesem Stande findet sich ferner eine Opferwilligkeit und eine stilldulbende Liebe, die ans Heldenhafte grenzt, eine Kraft und eine Geistestätigkeit, „von der die Hochmutspinsel im Frack keine Ahnung haben". „Wo ist" — schreibt Rosegger in den ‚Idyllen aus einer untergehenden Welt' — „das alte Volk mit dem starken, frohen Herzen, wo ist das Leben, das Jahrhunderte lang so glücklich die Wage gehalten hat zwischen ursprünglicher Natur und menschlicher Zivilisation?..... Emsig sind Forscher, Sittenschilderer, Poeten und Künstler beschäftigt, aus dem sachte versinkenden alten Bauerntum Kleinode zu retten, um sie in der Geschichte und der Kunst späteren Geschlechtern zu übermitteln, auf daß auch jene eine Merkschaft hätten, wie das Menschenleben dort ausgesehen

hat, wo es verhältnismäßig am zufriedensten war. Vielleicht werden künftige Geschlechter sich sogar täuschen und fern in der Vergangenheit ein wildblühendes Rosenknösplein sehen, wo in Wahrheit ein Blutstropfen des Leides gehangen am Dornenstrauch. Denn auch diese Berg- und Waldidyllen lesen sich besser, als sie sich lebten. Das alte Volksleben war reich an wüsten und tragischen Dingen, aber freilich noch reicher an Schönheit, Heldenhaftigkeit und Versöhnung."

Der Niedergang des Bauernstandes ist leider eine Tatsache, die niemand mehr leugnen kann. Der Ursachen hiefür gibt es mancherlei. Was speziell die Gebirgsbauern der Heimat Roseggers betrifft, so sind nach seiner Ansicht außer dem Fortschritte der Presse und der Eisenbahnen hauptsächlich drei Momente daran schuld. Zuerst ist es der sich stetig ausbreitende Kapitalismus, welcher die Bauerngründe zusammenkauft, um sie in Wald- und Jagdreviere zu verwandeln. Dann sind es die Touristen und Sommergäste aus der Stadt, die ihre anspruchsvollen Gewohnheiten, ihre Bedürfnisse nach Behaglichkeit mitbringen und auf diese Weise bei den Gebirgsbauern den Trieb nach Gewinn und Genuß wecken. Als dritter Hauptfaktor ist die moderne Industrie zu bezeichnen, welche ihre Hochöfen in den einsamen Tälern errichtet und die alten, angesessenen Bauern durch die Lockspeise des festen Lohnes zu der Masse des Proletariats schleudert. Es gibt aber noch viele andere Ursachen, welche die Entartung und Verarmung der ackerbautreibenden Bevölkerung auch in den übrigen Gegenden herbeiführen. Auch der Bauer selbst ist nicht ohne Schuld. Er betreibt entweder seine Wirtschaft nach Urväterart, oder er will den Fortschrittsmann spielen, führt allerlei unerprobte Neuerungen ein und verrechnet sich. Den gesunden Mittelweg zwischen alter Sitte und neuen Anforderungen finden die wenigsten. Weiters ist der Bauernschaft die Standesehre abhanden gekommen Man will nicht mehr

Bauer sein, es gilt als Schande, mit dem Pfluge zu arbeiten, die Herde zu züchten. Die Großmannssucht, die so viele sonst gutartige Menschen blind, dumm und schlecht macht, hat auch den Bauer erfaßt; er will höher hinauf, will studieren, will etwas probieren in der weiten Welt. Also wird aus dem freien Manne gutenfalls ein untergeordneter Beamter oder gar ein Hausmeister, ein Lastträger, ein Fabriksgeselle, ein Dienstmann, ein Kanalarbeiter. Schließlich ist auch der Mangel an Dienstboten hervorzuheben, die es alle nach der Stadt und in die Fabriken zieht, weil sie sich in ihrer Naivität von dem freien, ungebundenen Leben daselbst goldene Berge versprechen. Und so ist es denn nur eine natürliche Folge aller dieser Verhältnisse, daß der Bauernstand unaufhaltsam zugrunde geht.

Aber wie auf den Winter der Frühling folgt, so wird sich nach des Dichters Meinung auch der Bauernstand von neuem verjüngen und diese Verjüngung wird von den Städtern ausgehen. Wie jetzt die Landbevölkerung nach den Städten strömt, die ihr als das Eldorado alles Menschenglückes erscheinen, so werden sich später die wohlhabenden Stadtbewohner, des unnatürlichen, Leib und Seele vergiftenden Lebens in dem Häusermeere müde, nach dem Lande wenden. Sie werden sich hier Bauerngrund kaufen und ihn bäuerlich bewirtschaften, sie werden auf die Vielwisserei verzichten, an körperlicher Arbeit Gefallen und Kräftigung finden und Gesetze schaffen, unter denen wieder ein selbständiges, ehrenreiches Bauerntum bestehen kann. So sehr nämlich Rosegger früher für das ausschließliche Landleben geschwärmt, das Stadtleben hingegen unbedingt verurteilt hat, so ist er doch zu der Erkenntnis gelangt, daß auch hier wie überall der goldene Mittelweg das Beste sei, daß also das wahre Menschentum in einer glücklichen Verbindung oder Mischung der Großstadtkultur mit dem einfachen Landleben bestehe. So läßt er z. B. den

Haupthelden in seinem „Erdsegen" folgende Betrachtung anstellen: „Ein hübscher Berghof im Schweizerstil, altdeutsche Möbel drin, Sparherd und schwedische Öfen, ein Bücherschrank und ein Klavier, dann behagliche Bettstätten mit Federkissen und die vortrefflichen Nahrungsmittel im Geiste der Prato[1]) zubereitet! Wäre eine solche ‚Korruption' denn gar so schlimm? Ich will schweigen, wenn wieder einmal die Frage ist, was vorzuziehen wäre, die altbäuerliche Bedürfnislosigkeit oder die moderne Kultur. Ich will schweigend zugestehen, daß die Naturprodukte erst durch die Kultur, durch die Industrie geheiligt und zu jener Läuterung gebracht werden, die des Menschen wert ist. Ich will einverstanden sein mit den zu erbauenden Brücken zwischen Land- und Stadtleben.... Ich bin mir bewußt geworden, daß es nur darauf ankommt, das Bauerntum der allgemeinen Entwicklung vernünftig anzugliedern, weil die Kultur mitten in der Natur draußen erst den ganzen Daseinsgenuß ermöglicht. Und wenn es gelingt, altväterische Tüchtigkeit und Treue mit jungweltlicher Genußfähigkeit und Vorurteilslosigkeit zu vereinigen, dann beginnt ein erträglicheres und besseres Zeitalter."

Rosegger predigt somit, ähnlich wie dies einst Rousseau getan hat, Rückkehr zur ländlichen Natur, um dort Körper und Geist in richtigem Ebenmaße zu beschäftigen. Wie stellt er sich aber diese Rückkehr vor? Es handelt sich da nach seiner Ansicht vor allem um den Anfang und das gute Beispiel, denn mit Zeitungsartikeln und Bankettreden sei hier nichts getan, sondern die Menschen müssen sich für diese wichtige Sache persönlich einsetzen, so tapfer und opferfreudig, wie man sich gegen den Feind einsetzt fürs Vaterland. „Wenn ich ein kräftiger Stadtbürgerssohn wäre mit einem kleinen Vermögen", sagt der Dichter, „ich würde damit kein Geschäft

[1]) Verfasserin eines praktischen Kochbuches.

anfangen, weder im Gewerbe noch im Handel, ich würde mir draußen in einer schönen Gegend des Landes ein Bauerngut kaufen. In gesunder Luft, bei köstlichem Wasser, bei nahrhafter, einfacher Kost würde ich abwechselnd fleißig arbeiten und behaglich ruhen, würde meiner Familie leben, meinen Kindern eine glückliche Jugend auf dem Lande und ein selbständiges Dasein schaffen. Ich würde die Sorgen und Kümmernisse des Landlebens lieber tragen als die Angst vor einer furchtbaren Katastrophe, von welcher die Großstadt Jahr für Jahr mehr bedroht wird. Und wenn mir das auch andere nachmachten, viele nachmachten, brave und gescheite Söhne der Stadt, würde es allmählich anfangen, als etwas sehr Wackeres, Patriotisches, Aristokratisches zu gelten, wenn sich junge Leute dem altehrwürdigen Bauerntum widmen, und dann wäre es ja gewonnen. Das dienende Volk würde schon selber folgen. Und so wie sonst das städtische Menschenmaterial durch Bauernblut aufgefrischt zu werden pflegt, so müßte das alte, zugrunde gegangene Bauerntum durch ein aus gebildeten Schichten stammendes, junges, zeitgemäßes ersetzt werden. Der historische, in vieler Beziehung so ehrenwerte Bauernstand wäre freilich dahin, aber in dem jungen Bauerntume würden sich vermöge der veredelnden Einwirkung von Arbeit und Natur allmählich wieder die Tugenden dieses Standes ausbilden: Einfachheit, patriarchalischer Sinn, Liebe und Treue zur angestammten Erde, zu der Väter Sitte, Ahnung und Verehrung Gottes. Diese erhaltenden Mächte gehen aus der Scholle hervor und sind des Bauernstandes Hort. Der menschliche Drang nach gesitteter Freiheit, nach einer festen Heimstätte für sich und die Nachkommen, nach dem natürlichen Adel, der sich in der erblichen Ständigkeit, in dem treuen Festhalten an dem Berufe seines Geschlechtes begründet, ist ja doch noch nicht ganz verloren, so daß uns wenigstens die seelische Eignung und Fähigkeit nicht abgeht,

das älteste, gottgeheiligte Erbe der Menschheit wieder anzutreten. Das übrige müssen unsere Staatsmänner, Volksvertreter und Volksfreunde besorgen. Und wenn sie in der Großstadt geweckt werden von dem Lärm des Proletariats, das, durch die Straßen stürmend, mit drohenden Gebärden nach Arbeit, nach Brot und nach anderem schreit, so mögen sie sich daran erinnern, daß der historisch-konservative Staat keinen mächtigeren, treueren Freund hat als ein starkes Bauerntum. Ein solches müssen sie schaffen um jeden Preis, denn von diesem angeblich so ungebildeten Stande hängt der Fortbestand unserer Gesittung ab."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Peter Rosegger wurde am 31. Juli 1843 zu Alpl bei Krieglach in Obersteiermark als Sohn armer Bauersleute geboren, erhielt nur den notdürftigsten Unterricht und kam, weil für einen Alpenbauer zu schwach, mit 17 Jahren zu einem Wanderschneider in die Lehre, mit dem er mehrere Jahre lang von Gehöft zu Gehöft zog. Dabei kaufte und las er, vom Bildungsdrange getrieben, Bücher, namentlich den Volkskalender von A. Silberstein, dessen Dorfgeschichten ihn so lebhaft anregten, daß er selbst allerlei Gedichte und und Geschichten zu schreiben anfing. Durch Vermittlung des Redakteurs der „Grazer Tagespost", Swoboda, dem Rosegger einige Proben seines Talentes zusandte, ward ihm endlich 1865 der Besuch der Grazer Handelsakademie ermöglicht, an welcher er bis 1869 seiner Ausbildung oblag. Später wurde ihm vom steirischen Landesausschusse zu weiteren Studien ein Stipendium auf drei Jahre bewilligt. Rosegger ließ sich dann in Graz nieder, wo er seit 1876 die Monatsschrift „Der Heimgarten" herausgibt und wo der freundschaftliche Verkehr mit dem damals in Graz lebenden österreichischen Dichter Robert Hamerling auf seine Bildung bestimmend einwirkte. Er hat eine große Anzahl von Gedichten,

Erzählungen und Romanen veröffentlicht, die sich durch treffende Schilderung der Alpenbewohner, durch Humor und Gemütstiefe auszeichnen. Seine Schriften haben Tausenden und Abertausenden Erquickung und Erheiterung, aber auch Trost und neuen Lebensmut in bitteren Stunden gebracht. Wir heben nur einige hervor, die jeder Landwirt lesen sollte: Waldheimat (Erinnerungen des Dichters an seine Jugendzeit), Die Schriften des Waldschulmeisters, Heidepeters Gabriel, Jakob der Letzte, Idyllen aus einer versinkenden Welt, Erdsegen.



Robert Burns.

Wie viele Talente mögen wohl in der ärmeren Dorfbevölkerung brach liegen und unter der Not des Lebens schließlich verkümmern? Nur wenige Genies im Bauerngewande haben das Glück, von irgend einem Mäzen „entdeckt“ zu werden und dank seiner Hilfe das ihrer Begabung würdige Ziel zu erreichen. Noch seltener geschieht es, daß der eine oder der andere sich selbst zu jenen lichten Höhen des Geistes emporringt, wo Nachruhm und Unsterblichkeit den kühnen Kämpfer erwarten. Zu den letzteren gehört der schottische Bauer und Dichter Robert Burns.

Burns, der schottische Shakespeare genannt, ist bei uns leider viel zu wenig bekannt. Und doch ist er als Lyriker eine unserem Schiller nahe verwandte Natur. Merkwürdiges Verhängnis! Obwohl beide in demselben Jahre, 1759, geboren waren, so hat doch keiner jemals des anderen Namen

vernommen. „Sie glänzten", wie Carlyle an Goethe schreibt, „als Sterne in entgegengesetzten Hemisphären, oder wenn man will, eine trübe Erdatmosphäre fing ihr gegenseitiges Licht auf". Goethe selbst kennzeichnet die Bedeutung Burns' mit folgenden Worten: „Wie wir den Deutschen zu ihrem Schiller Glück wünschen, so wollen wir in eben diesem Sinne auch die Schottländer segnen. Haben diese jedoch unserem Freunde so viel Aufmerksamkeit und Teilnahme erwiesen, so wäre es billig, daß wir auf gleiche Weise ihren Burns bei uns einführten." Burns' Lieder sind ein treuer Spiegel seiner Freuden und Schmerzen, seiner Hoffnungen und Wünsche, denn er dichtete nur Selbstempfundenes und Selbsterlebtes. Daher liegt auch sein Leben so offen vor uns, wie es kaum bei einem zweiten Dichter der Fall sein dürfte.

Robert Burns wurde in der Grafschaft Ayr im südlichen Schottland geboren, wo sein Vater eine kleine Landwirtschaft gepachtet hatte. Der Unterricht, den er in der Jugend erhielt, war sehr mangelhaft, doch lernte der begabte Jüngling schon frühzeitig durch eigene Lektüre die bedeutendsten Schriftsteller und Dichter Englands kennen. Wie so viele große Männer verdankte übrigens auch er das Beste seiner Mutter, die ihn unter anderem mit den Sagen und Volksliedern der Heimat bekannt machte. Als ältestes von sieben Kindern mußte Burns in der Wirtschaft tüchtig mitzugreifen. Er sagt hierüber in der kurzen Lebensbeschreibung, die er selbst von sich entworfen: „Am Pfluge, mit Sichel, Sense und Dreschflegel nahm ich es mit jedem auf; jedoch kümmerte ich mich um meine Arbeit nur so lange, als ich dabei war, und meine Abende verlebte ich, wie es mich gelüstete."

Das erste Gedicht verfertigte Burns nach seinem Bekenntnisse im 16. Lebensjahre. Die besten Gedanken kamen ihm, während er hinter dem Pfluge einherschritt. So gering-

fügig, ja alltäglich oft auch der Gegenstand ist: Der Dichter versteht in seiner frischen Weise stets die richtige Saite anzuschlagen und uns rasch für die Sache zu erwärmen. Ob er nun ein Maßliebchen besingt, das er beim Ackern niederpflügen mußte, oder eine Maus, deren Nest beim Pflügen zerstört wurde, oder das Vaterland und die Heimat, die Freundschaft, die Liebe usw., überall klingt es in tiefempfundenen Tönen. Auch dem Lobe des Bauernstandes ist manches Liedchen und manche kernige Strophe gewidmet, denn trotz aller Mühsal war er dem Dichter von allen Ständen doch der liebste:

„Die ihr nach Macht und Reichtum jagt
Mit nimmer müdem Streben,
Je mehr ihr um das Glück euch plagt,
Je ferner seht ihr's schweben.
Und ob ihr hättet alles Gold,
Säht Völker vor euch knie'n:
Ein froh und ehrlich Bäuerlein
Würd' ich euch vor doch ziehen."

Die mißliche Lage, in der sich die Familie befand, nötigte Burns freilich, wie er klagt, zu angestrengter körperlicher Arbeit und gönnte seiner Dichtkunst wenig Spielraum. Aber trotz aller Anstrengung kam er auf keinen grünen Zweig. Seine Natur war einmal nicht für den Erwerb oder das Zusammenhalten des Erworbenen geschaffen. „Die zwei Zugänge, durch die ich in den Tempel Fortunas eingehen konnte", sagt er an einer Stelle, „war das Tor knauseriger Sparsamkeit oder der Pfad kleinlichen Schachers. Jenes Tor hat eine so schmale Öffnung, daß ich mich nie hindurch quetschen konnte. Den anderen Zugang habe ich immer gehaßt; es haftet ein Makel schon am Eintritt". Auch in dem Gedichte „Mein Vater war ein Bauersmann" wird dies sein Mißgeschick angedeutet:

„Hab' ich mit Mühe manchesmal
Ein bißchen Geld erworben,
Ein unerwartet Mißgeschick
Hat alles gleich verdorben.
Nachlässigkeit, Gutmütigkeit
Ließ alles fort gleich schwimmen.
Doch geh's, wie's will, ich schwur mir still,
Es soll mich nichts verstimmen."

Im Laufe der Zeit erregte der junge Bauernsänger durch seine poetischen Leistungen allmählich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise und wurde nun, da er zugleich ein munterer Gesellschafter war, in einen tollen Wirbel von Vergnügungen hineingezogen, denen er sich bei seinem leicht erregbaren Temperamente nur zu leicht und gern hingab. Da der Vater die Lebensweise des Sohnes nicht länger dulden wollte, verließ dieser das väterliche Haus, um mit einem Weber einen Flachshandel zu begründen. Allein während sie sich in der Neujahrsnacht vergnügten, brach Feuer im Laden aus, äscherte das Gebäude samt den Vorräten ein und vernichtete ihren ganzen Kredit.

Kurz darauf starb Burns' Vater, der schon längere Zeit gekränkelt hatte. Da fast alles den Gläubigern in die Hände gefallen war, fühlte sich Burns verpflichtet, die Stütze der Familie zu werden, und pachtete daher mit seinem Bruder Gilbert ein Bauerngut. Aber einige Mißernten brachten das Anwesen trotz des unermüdlichen Fleißes beider Brüder rasch herunter. Bedrängt von mehreren Gläubigern, faßte unser Dichter nun den Plan, nach Jamaika auszuwandern, um hier eine Stelle als Plantagenaufseher anzutreten. Schon war ein Platz auf dem Schiffe gemietet, als ihm von begeisterten Verehrern seiner Muse in Edinburgh Unterstützung angeboten wurde. Sofort reiste er nach der

schottischen Hauptstadt, wo man ihn glänzend aufnahm. Allgemein verehrt, weilte Burns daselbst ein ganzes Jahr und benützte diese Zeit dazu, eine zweite Auflage seiner Gedichte zu veranstalten, die ihm einen Reingewinn von 10.000 Kronen brachte. Nun hielt es ihn in Edinburgh nicht länger. Er kehrte in die Heimat zurück und pachtete wieder eine Farm. Da dieselbe aber etwas vernachlässigt war und von Burns, der sich vielen Zerstreuungen hingab, überdies schlecht bewirtschaftet wurde, so hatte die Herrlichkeit schon nach drei Jahren ein Ende. Burns mußte die Pachtung mit großem Verluste aufgeben und sich nach irgend einem Posten umsehen. Auf die Fürsprache eines einflußreichen Gönners ward er bei einem Steueramte angestellt. Der Sänger der Freiheit Steueraufseher! Er mochte die Ironie des Schicksals fühlen, denn in dem Gedichte „Ich hab' ein Amt" heißt es:

„Ich hab' ein Amt, mein Freund, fürwahr,
Ich bin im Steuerfache gar.
Ihr Musen, wollt mich immerdar
In Gnaden schützen,
Sonst können fünfzig Pfund aufs Jahr
Mir wenig nützen.

Doch nur vier Jahre war es Burns gegönnt, in seinem neuen Berufe tätig zu sein. Das ungeordnete Leben hatte schon längst seine Gesundheit zerrüttet und so sank er 1796 nach kurzer Krankheit, erst 37 Jahre alt, ins frühe Grab.

Für Leser, die Burns nicht kennen, sei zum Schlusse eines seiner humoristischen Gedichte abgedruckt, als Beweis, wie unter seiner meisterhaften Behandlung selbst der alltäglichste Stoff Reiz und frisches Leben gewann.

Hans Gerstenkorn.

Eine Ballade.

Drei Könige waren einst im Ost,
  Weit waltet' ihr Gebot;
Die schwuren hoch und feierlich
  Hans Gerstenkorn den Tod.

Sie pflügten ihn im Acker ein,
  Sein Haupt bedeckt mit Kot;
Sie schwuren hoch und feierlich,
  Hans Gerstenkorn sei tot.

Doch milde kam der frohe Lenz
  Und warmer Regen fällt;
Da wuchs Hans Gerstenkorn empor
  Zum Staunen aller Welt.

Des Sommers schwüle Sonne schien,
  Da ward er stark und dick,
Mit spitzem Speer das Haupt bewehrt
  Vor jedem Mißgeschick.

Sanft kam der kühle Herbst heran,
  Wie bleich, ach, ward er da!
Gebückt das Knie, gesenkt das Haupt,
  Man sah, sein Ziel war nah.

Die Farbe krankt' ihm mehr und mehr,
  Vor Alter welkt' er hin;
Da zeigten seine Feinde gleich
  Den mordbegierigen Sinn.

Mit einer Waffe lang und scharf
  Man überm Knie ihn hieb;
Auf einen Karren band man ihn
  Wie einen Galgendieb.

Man legt' ihn auf den Rücken hin
  Und prügelt' ihn voll Zorn,
Man hängt' ihn auf im Sturmesbraus
  Und dreht' ihn hint' und vorn.

Man füllt' ein dunkles Faß zum Rand
Mit Wasser an im Nu;
Da tat man unsern Hans hinein:
Sink' oder schwimme du!

Man warf ihn auf die Tenne stracks,
Mehr Leid ihm noch geschah:
Denn regt' ein Lebenszeichen sich,
Kniff man ihn hier und da.

Man sott ihm auf der Flamme Rost
Das Mark aus dem Gebein;
Ein Müller quetscht' — das ist zu arg! —
Ihn zwischen Stein und Stein.

Man nahm sein innerst' Herzensblut
Und trank es rund umher;
Je mehr man davon trinken tät,
Der Wonne ward je mehr.

Hans Gerstenkorn, das war ein Held
Von edlem, tapferm Blut;
Denn wenn ihr's nur getrunken habt,
Wächst euch sogleich der Mut.

Drum lebe hoch, Hans Gerstenkorn,
Die Gläser nehmt zur Hand!
Sein edler Same fehle nie
Im alten Schottenland!

---

[1]) Nach der Übersetzung der Lieder und Balladen Burns' von Karl Bartsch (Leipzig, Bibliographisches Institut).



Justus v. Liebig.

Der Fortschritt der Menschheit, sei es auf welchem Gebiete immer, geht stets von einzelnen großen Geistern aus, die zwar nur selten auf der Erde erscheinen, mit ihrem Reichtum an Gedanken und Ideen aber ganze Jahrhunderte befruchten. Die Mit- und Nachwelt hat dann, bis wieder ein neuer Geistesheros auftritt, genügend Zeit und Muße, ihre Lehren in sich aufzunehmen, zu verdauen und weiter auszuführen, denn „wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun." Ein solcher Geistesheld oder „Fackelträger der Menschheit", speziell auf dem Gebiete der allgemeinen und der Agrikulturchemie, war Justus v. Liebig, dessen hundertster Geburtstag am 12. Mai 1903 von der Wissenschaft gefeiert wurde und der, als größter Reformator der Landwirtschaft, diese in neue, wissenschaftliche Bahnen gelenkt hat.

Justus v. Liebig wurde am 12. oder 13. Mai 1803 — das Datum wird verschieden angegeben — als Sohn des Material- und Farbwarenhändlers Liebig in Darmstadt geboren. Versuche zur Bereitung von Farben und chemischen Produkten, welche sein Vater anstellte, weckten in ihm sehr früh die Neigung zur experimentellen Chemie und diese Neigung wurde durch das Studium chemischer Werke weiter ausgebildet. Bald nahm die Chemie sein ganzes Sinnen und Denken derart gefangen, daß er als Gymnasialschüler alle anderen Gegenstände vernachlässigte und die Lehrer ihm, als einem der schlechtesten Schüler, die traurigste Zukunft in Aussicht stellten. Dagegen besaß Liebig schon als vierzehnjähriger Knabe staunenerregende Kenntnisse in der chemischen Wissenschaft; es gab fast kein Buch über Chemie, das er nicht durchstudiert, fast keinen chemischen Versuch, den er im



Justus v. Liebig

Laboratorium seines Vaters nicht wiederholt hätte. Endlich gab der Vater seinem Lieblingswunsche, sich ganz der Chemie zu widmen, nach und so bezog denn der junge Mann die Universität Bonn und später Erlangen, wo er theoretische Chemie trieb, sich auch mit den anderen Naturwissenschaften bekannt machte und zugleich die versäumten Sprachkenntnisse nachzuholen suchte. 1822 ging er nach Paris, denn hier wirkten der berühmte Chemiker Gay-Lussac und andere hervorragende Männer auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, von denen er eine bedeutende Förderung in seinen fachlichen Studien erhoffte. Als er in der Akademie der Wissenschaften die Resultate seiner Untersuchungen über das Verhalten des Knallsilbers zu Alkalien vortrug, wurde Alexander v. Humboldt, der gerade in Paris weilte, auf ihn aufmerksam und nahm sich seiner auf das wärmste an. Durch das Ansehen dieses Gelehrten unterstützt, konnte Liebig nun mit mehr Erfolg die vorzüglichen wissenschaftlichen Hilfsmittel, welche ihm Paris bot, benützen. Von dem größten Einflusse auf seine Richtung wurde namentlich die genauere Bekanntschaft mit Gay-Lussac, an dem er einen treuen Lehrer und Freund gewann. Auf Humboldts Veranlassung wandte sich Liebig dem Lehrfache zu und kam 1824 durch seine Vermittlung als Professor der Chemie an die Universität Gießen. Und nun setzte der einundzwanzigjährige Gelehrte die Welt durch seine Forschungen wie nicht minder durch sein glänzendes Wirken als Lehrer in Erstaunen. 1852 folgte Liebig, nachdem er während seiner neunundzwanzigjährigen Tätigkeit in Gießen zahlreiche und verlockende Anerbietungen abgelehnt hatte, einem Rufe des Königs Max II. von Bayern an die Universität in München und widmete sich daselbst mit erneutem Eifer der Lösung der großen landwirtschaftlichen Aufgaben. In den Freiherrnstand erhoben sowie mit ehrenden Auszeichnungen aus allen Ländern bedacht, wirkte der große

Gelehrte unermüdlich weiter, zum Besten seines Volkes und der ganzen Menschheit. Ein fesselnder Vortrag nebst einem wunderbaren Geschick im Experimentieren sicherte ihm die Begeisterung der Zuhörer, die Fülle zündender Gedanken und Anregungen die Bewunderung aller jener, welche aus der Chemie Nutzen zogen. Es ist daher leicht begreiflich, daß der Hingang eines so seltenen Mannes (18. April 1873) von Millionen, die seinen Lehren Aufklärung und Brot verdankten, aufrichtig betrauert wurde.

Wenn auch heute die Lehre Liebigs, weil von rein chemischem Standpunkte ausgehend, als einseitig und nicht ganz zutreffend erkannt ist, so kann dies seine bahnbrechenden Leistungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft doch keineswegs beeinträchtigen. Es ist hier nicht der Ort, auf die neueren wissenschaftlichen Ansichten, die sich auf eine tiefere Erkenntnis der Gesetze der Pflanzenernährung und der komplizierten Vorgänge im Boden, woran nicht nur chemische, sondern auch physikalische Prozesse und die Tätigkeit niederer und höherer pflanzlicher und tierischer Organismen beteiligt sind, stützen, des näheren einzugehen. Wir beschränken uns auf eine kurze geschichtliche Darstellung der Theorien über das Wesen der Bodenkultur, wie sie vor und bei dem Auftreten Liebigs gang und gäbe waren. Er selbst hat sich hierüber in der Einleitung zu seinem Werke „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie" sehr ausführlich verbreitet und wir heben im folgenden das Wichtigste daraus hervor, ohne Rücksicht darauf, ob einzelnes mit den gegenwärtigen Anschauungen der Wissenschaft übereinstimmt oder nicht.

Vor dem Jahre 1840 hatte man — führt Justus v. Liebig ungefähr aus — keine Vorstellung über den Grund der Fruchtbarkeit der Felder und ihres Unfruchtbarwerdens durch den Feldbau. Man glaubte zunächst, daß die

Wirkung des Stallmistes auf einer gewissen, an sich unbegreiflichen und durch die Kunst nicht herstellbaren Beschaffenheit beruhe, welche die Nahrung der Tiere bei ihrem Durchgange durch den Organismus erhalte. Weiters war man der Meinung, die Düngermasse lasse sich auf jedem Gute bei einem entsprechenden Viehstande und einer bestimmten Fruchtfolge in jeder beliebigen Menge und ohne Aufhören erzeugen, und da die Höhe der Ernten mit dem Fleiße und der Geschicklichkeit des Landwirtes in der Bebauung seiner Felder und der richtigen Fruchtfolge häufig zunahm, so hatte die Ansicht Wurzel gefaßt, daß die hohen Erträge von dem Willen des Menschen abhängig seien und daß, wer nur die Kunst besitze, scheinbar unfruchtbare Sandebenen in fruchtbare Äcker umzuwandeln vermöge. In dem Samen und dem Boden lägen die Kräfte, so meinte man, welche die Feldfrüchte erzeugten, und wie der Mensch oder das Tier durch Arbeit ermüde und eines Ersatzes bedürfe, so verhalte es sich auch mit dem Felde: Die in den erzeugten Früchten verbrauchte Bodenkraft sei durch das Ausruhen des Feldes und durch den Stallmist wiederherzustellen. Da beide, der Stallmist sowohl wie die Feldfrüchte, Produkte des Feldes oder seiner Bodenkraft sind, so war man somit der Ansicht, das Feld verhalte sich gleich einer Maschine, die in sich selbst die zur Arbeit verbrauchte Kraft immer wiedererzeuge, wenn man ihr einen Bruchteil ihrer Produkte wiedergebe. Diese Ansicht kann man die Bodenkrafttheorie nennen. Später machte sich die Meinung geltend, daß die Bodenkraft einen besonderen Träger, den Humus, habe. Es wurde damit ein nicht näher bestimmbarer verbrennlicher Stoff organischen Ursprungs bezeichnet, eine Art von Mist, der zu seiner Erzeugung nicht der Tiere bedürfe. Die Ab- und Zunahme der Erträge der Felder stehe, so wurde gelehrt, zu dem Gehalte derselben an Humus, beziehungsweise dessen Ab- oder Zunahme in geradem

Verhältnisse, er lasse sich aber sowohl durch Stallmist als durch einen geschickt geleiteten Betrieb vermehren. Der mineralische Dünger, wie Gips und Mergel, wirke größtenteils nur zersetzend auf den Humus, außerdem höchstens noch durch einen gewissen Reiz, den er auf die Lebenstätigkeit der Pflanzen ausübe. Da man also im Humus den Träger der Fruchtbarkeit entdeckt zu haben glaubte, schrieb man die Unfruchtbarkeit eines Ackers naturgemäß dem Mangel an Humus zu (Humustheorie). Der praktische Betrieb war auf die Erzeugung von Mist, als des Mittels zur Ergänzung der verlorenen Bodenkraft und damit der Wiederkehr der nämlichen Ernten sowie auf den Anbau gewisser Pflanzen, wie der Futtergewächse, als Misterzeuger gerichtet. Es war zur Lehre geworden, daß der Stallmist das Rohmaterial sei, welches die Kunst des Landwirtes in Korn und Fleisch verwandle, daß nur die Korn- und gewisse Handelsgewächse den Boden aussaugen und erschöpfen, während die Futtergewächse ihn schonen und verbessern. Auf die Natur des Bodens selbst kam es hiebei nicht an, denn von diesem glaubten viele, daß er nur dazu diene, der Pflanze einen Standort zu geben. Daß diese ein lebendes Wesen mit besonderen Bedürfnissen sei, daran dachte niemand. Da man die Höhe der Ernten ausschließlich von der Kunst und Geschicklichkeit des Landwirtes abhängig hielt, so konnte natürlich ein Landwirt, der z. B. in England wirtschaftete, einem Landwirte in Deutschland oder Italien gute Lehren betreffs der Behandlung seiner Felder geben. Es stellte sich jedoch in der Praxis immer mehr heraus, daß der Anbau der den Boden mit Wurzelrückständen (also Humus) sehr bereichernden Pflanzen, wie es z. B. der Klee und die Luzerne sind, nicht beliebig ausgedehnt werden könne und daß der Vermehrung des Humus selbst im Boden und seinem Einflusse auf die physikalischen Eigenschaften desselben bestimmte Grenzen ge-

zogen seien. Die außerordentlichen Erfolge, die durch die Anwendung des mittlerweile auf Anregung A. v. Humboldts eingeführten Guanos erzielt wurden, führten daher zu der Annahme, daß es hauptsächlich der Stickstoff im Humus sei, welcher die Fruchtbarkeit des Bodens bedinge. Dieser Ansicht entsprechend, sollte der Landwirt hauptsächlich für die Zufuhr des Stickstoffes besorgt sein (Stickstofftheorie).

Gegenüber diesen Ansichten trat nun Justus v. Liebig mit der „Mineraltheorie" hervor, indem er die Lehre aufstellte, daß die Fruchtbarkeit der Felder lediglich durch den im Boden enthaltenen Vorrat an mineralischen Pflanzennährstoffen bedingt sei, während die Kohlensäure und die Stickstoffverbindungen den Pflanzen in überreicher Menge durch die Atmosphäre geboten würden. Die von ihm 1840 betreffs der Ernährung der Pflanzen aufgestellten Sätze lauteten: „1. Die Nahrungsmittel aller grünen Gewächse sind unorganische oder Mineralsubstanzen. 2. Die Pflanze lebt von Kohlensäure, Ammoniak (Salpetersäure), Wasser, Phosphorsäure, Schwefelsäure, Kieselsäure, Kalk, Bittererde, Kali (Natron), Eisen, manche bedürfen Kochsalz. 3. Zwischen allen Bestandteilen der Erde, des Wassers und der Luft, welche an dem Leben der Pflanze teilnehmen, zwischen allen Teilen der Pflanze und des Tieres und seiner Teile besteht ein Zusammenhang, so zwar, daß, wenn in der ganzen Kette von Ursachen, welche den Übergang des unorganischen Stoffes zu einem Träger der organischen Tätigkeit vermitteln, ein einziger Ring fehlt, die Pflanze oder das Tier nicht sein kann. 4. Der Mist, die Exkremente der Menschen und Tiere wirken nicht durch ihre organischen Elemente auf das Pflanzenleben ein, sondern indirekt durch die Produkte ihres Fäulnis- und Verwesungsprozesses, also infolge des Überganges ihres Kohlenstoffes in Kohlensäure und ihres Stickstoffes in Ammoniak (oder Salpetersäure). Der organische Dünger,

welcher aus Teilen oder Überresten von Pflanzen und Tieren besteht, läßt sich demnach ersetzen durch die unorganischen Verbindungen, in welche er in dem Boden zerfällt." Diese Sätze standen, wenigstens in so bestimmter Form ausgesprochen, mit den bisherigen Anschauungen vollkommen im Widerspruche. Man darf sich daher nicht wundern, daß sie einen langen und harten Kampf zwischen Liebig und den Landwirten entfesselten.

Liebig bezeichnete den bisherigen Betrieb der Landwirtschaft als Raubbau, der unfehlbar zur völligen Erschöpfung des Bodens und infolgedessen zum Ruin und Untergange der Staaten und Völker führen müsse. Er suchte aus der Geschichte, aus der täglichen praktischen Erfahrung und der exakten Naturwissenschaft darzutun, daß es die wesentlichste Aufgabe des Landwirtes sei, dem Boden jene Mengen an mineralischen Stoffen, namentlich an Phosphorsäure- und Kaliverbindungen wieder zu ersetzen, welche ihm durch die vorangegangenen Ernten entnommen wurden. Dieser Ersatz müsse ein vollkommener sein, wenn man auf die dauernde Wiederkehr derselben Ernten rechnen wolle. Da man aber mit dem in der Wirtschaft erzeugten Dünger dem Boden nichts von alldem wiedergeben könne, was man in dem Korn und Vieh in die Städte gebracht und ausgeführt habe, so müsse der Landwirt dafür Sorge tragen, die Nährstoffe, die dem Stallmist fehlen, aus anderen Quellen zu ersetzen.

Mit dem Siege der Mineraltheorie gewannen zunächst die Phosphate und später auch andere mineralische Stoffe eine hervorragende Bedeutung als Düngemittel. Aber auch der ganze Landwirtschaftsbetrieb erfuhr eine gründliche Änderung, indem er nun auf eine wissenschaftliche Basis gestellt wurde, denn wie auf dem Gebiete der Pflanzenernährung, so waren die Untersuchungen Liebigs auch auf dem Gebiete der Tierernährung geradezu bahnbrechend. Er war es, welcher zuerst die Zusammensetzung der Futtermittel, also die einzelnen

Nährstoffe derselben genau kennen lehrte und über ihre Wirkung im Tierkörper Licht verbreitete. Von ihm ging die Unterscheidung der Nährstoffe in Blut- oder Fleischbildner und in Respirationsmittel aus. Er wies weiters nach, daß eine rationelle Tierernährung ein bestimmtes Verhältnis der Hauptgruppen von Nahrungsstoffen im Futter verlange.

Die wichtigsten Werke Liebigs, worin er seine Lehren in bezug auf die Landwirtschaft veröffentlichte, sind: „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie" (zwei Bände), „Naturwissenschaftliche Briefe über die moderne Landwirtschaft", „Die Grundsätze der Agrikulturchemie", „Über Theorie und Praxis der Landwirtschaft" und „Die Tierchemie".

Die Schwäche der Lehre Liebigs besteht, wie schon angedeutet, darin, daß er die mineralischen Nährstoffe einseitig überschätzte, während er die organischen unterschätzte. Namentlich gilt dies betreffs des Stickstoffes, indem er behauptete, daß die Pflanzen ihren Bedarf hieran durch die in der Atmosphäre oder in der Bodenluft vorhandenen stickstoffhaltigen Verbindungen decken können, eine künstliche Zufuhr von Stickstoff also keineswegs notwendig, wenn auch unter Umständen nützlich sei. Nun haben aber die unzähligen Versuche, die seit Liebig bis zur Gegenwart in dieser Hinsicht gemacht wurden, auf das klarste dargetan, daß die stickstoffhaltigen Düngemittel für die Zwecke der Düngung und behufs Erzielung hoher Erträge keine geringere Bedeutung haben als die mineralischen. Weiters unterschätzte Liebig auch die physikalischen und sonstigen Bedingungen, an welche das Gedeihen der Pflanzen geknüpft ist, ebenso außer dem Stalldünger und dem Humus die Bedeutung der Brache und des Fruchtwechsels. Dagegen kann es ihm nicht hoch genug angerechnet werden, daß er durch seine Lehre von dem notwendigen Ersatze der dem Boden entzogenen Mineral-

stoffe die Landwirte auf die Folgen der Unterlassung dieser Maßregel aufmerksam machte und ihnen zugleich die Mittel und Wege zeigte, wie dieser Ersatz bewerkstelligt werden könne. Denn man sah sich dadurch veranlaßt, eifrig nach Mineralstoffen zu suchen, die als Düngemittel dienen konnten, fand sie auch in großer Zahl und Menge und machte davon zur Düngung reichlich Gebrauch, so daß die von Liebig befürchtete Gefahr als beseitigt gelten konnte.

Zum Schlusse seien noch einige Stellen aus Liebigs Briefen angeführt, welche für ihn und sein Verhältnis zu den damaligen Landwirten, die sich gegen die Annahme seiner Lehren lange sträubten und ihn heftig befeindeten, bezeichnend sind. „Es ist ein sehr verbreiteter Irrtum der Landwirte" — heißt es an einer Stelle in dem „Briefwechsel" zwischen ihm und dem Regierungskommissär für Landwirtschaft, seinem Freunde Theodor Reuning, über landwirtschaftliche Fragen aus den Jahren 1854—1873, welcher Briefwechsel 1884 veröffentlicht wurde — „daß sie glauben, ich lehre den Ackerbau; ich lehre nur die Gesetze des Ackerbaues und in ihrer Anwendung muß sich der einzelne nach seinem Boden und dem Klima richten. Es gibt darum keine Rezepte für alle, und wenn ein Landwirt sagt, daß dies oder jenes nicht nötig sei, so ist das vielleicht wahr für ihn, für Hunderttausende aber nicht und man muß darum den Fall nicht zur Regel machen."

Liebig beklagt sich weiters bitter über die Verständnislosigkeit der damaligen praktischen Landwirte für die Chemie, über ihren Mangel an Denken, über ihr starres Festhalten an der Tradition und dem Autoritätsglauben. „Ich setze aber meine Hoffnung" — heißt es in der Vorrede zur siebenten Auflage der „Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie" — „auf die junge Generation, die mit einer ganz anderen Vorbereitung als ihre Väter in die

Praxis tritt. Ich habe lange Zeit geglaubt, daß es in der Landwirtschaft genüge, die Wahrheit zu lehren, um sie zu verbreiten, wie dies in der Wissenschaft üblich ist, und sich um den Irrtum nicht weiter zu bekümmern. Ich habe aber zuletzt eingesehen, daß dies ein falscher Weg gewesen ist und daß die Altäre der Lüge zertrümmert werden müssen, wenn der Wahrheit ein fester Boden geschaffen werden soll." Ebenso heißt es in einem Briefe an Reuning: „Daß die Landwirte meistens gar keine Vorstellungen von dem Fundamente haben, auf welchem meine Ansichten beruhen, dies ist unter allen Hindernissen, welche meinen Lehren entgegenstehen, das größte, denn eine jede Lehre muß zur Verbreitung entweder Leute finden, die sie verstehen, oder solche, die daran glauben." In einem zweiten Briefe kommt die Stelle vor: „Meine größte Besorgnis über den Erfolg meines Buches ist die Vernachlässigung eines gründlichen Studiums der Chemie von seiten der sogenannten Praktiker, und so sehr ich mir auch Mühe gegeben habe, mich verständlich und klar auszudrücken, so werden es dennoch viele beiseite legen, weil ihnen das Nachdenken zu viel Mühe kostet. Es ist ein rechtes Elend: Keine Industrie erfordert so viele Kenntnisse als die landwirtschaftliche, und die sie betreiben, wenden am wenigsten dafür auf." In einem dritten Schreiben endlich, das vom 24. Jänner 1865 datiert ist, erkennt Liebig mit großer Freude den Umschwung an, der in der Landwirtschaft stattgefunden habe, und bezeichnet ihn als wesentlich dadurch bedingt, daß sich Männer wie Reuning der wissenschaftlichen Lehre angenommen haben. „Glauben Sie mir", heißt es dann weiter, „daß dadurch noch viel Größeres angebahnt wird, denn die Notwendigkeit einer tieferen geistigen Bildung wird die Landwirte zu ganz anderen Menschen machen, zu anderen im Staate und in den Kammern. Die Advokaten werden fernerhin nicht mehr die Hauptrolle in der Gesetz-

gebung spielen und alles wird sich dem wichtigsten Betriebe im Lande, den Bedürfnissen der Landwirtschaft allmählich unterordnen müssen. Das geistige Licht wirkt wie das Licht überhaupt nicht nach einer Richtung, sondern nach allen erleuchtend. Daß man durch Nachdenken zu Verbesserungen kommen konnte, war in der Landwirtschaft eine unbekannte Sache."

❦

Hugo H. Hitschmann.

Hugo H. Hitschmann, der Gründer und langjährige Herausgeber der „Wiener Landwirtschaftlichen Zeitung", dessen Hinscheiden am 17. April 1904 ein Leben voll rastloser gemeinnütziger Arbeit abschloß, entstammte einer seit Generationen mit der heimischen Landwirtschaft eng verwachsenen Familie. Ein Großonkel, Andreas Karl Hitschmann, war in der josefinisch-franziszeischen Zeit als Musterlandwirt anerkannt. Der mährische Geschichtsforscher Cerroni sagt von ihm, daß er „Außerordentliches" geleistet habe; André bezeichnet ihn als „einen der ersten Ökonomen der österreichischen Monarchie" und d'Elvert erkennt immer wieder seine Tätigkeit an. Die Kaiserin Maria Theresia erkannte ihm eine goldene Denkmünze zu, „weil er für die Hebung des Wohlstandes der Untertanen tätig war". Auch der Vater Hugo H. Hitschmanns stand als Oberbeamter eines Großgrundbesitzers, des Fürsten Dietrichstein, zur Landwirtschaft in steter Beziehung.

Hugo H. Hitschmann wurde am 28. April 1838 zu Kanitz in Mähren geboren. Nach genossenem Elementar-



Hugo H. Hitschmann

unterricht in Kanitz, Wien und Wiener-Neustadt und nachdem er das Obergymnasium in Iglau besucht hatte, widmete er sich der landwirtschaftlichen Praxis in Schloß Saar in Mähren, bezog dann die k. k. höhere landwirtschaftliche Lehranstalt zu Ung.-Altenburg und trat vorübergehend in Fürst Dietrichsteinsche, dann in Fürst Schwarzenbergsche Dienste. Hierauf folgte Hitschmann einem Rufe nach Ung.-Altenburg und trat daselbst eine Lehramtsassistentenstelle an. Eines vorübergehenden Halsleidens wegen entsagte er nach drei Jahren dieser Tätigkeit und übernahm die Verwaltung des Gutes und einer Glasfabrik in Osredek in Kroatien. Von dort wurde er von der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien zur Redaktion der „Allgemeinen Land- und Forstwirtschaftlichen Zeitung", der nunmehrigen „Wiener Landwirtschaftlichen Zeitung", und des „Praktischen Landwirts" berufen. Beide Zeitschriften gingen später in sein Eigentum über. Aber nicht zufrieden mit diesen fröhlich gedeihenden Blättern, schuf Hitschmann noch den „Ökonom", ein Fachblatt, welches insbesondere kleineren Landwirten die Kenntnis der landwirtschaftlichen Fortschritte vermitteln sollte, später die „Österreichische Forst- und Jagd-Zeitung" und die „Allgemeine Wein-Zeitung". Zu erwähnen ist endlich noch sein großes Werk, das „Vademekum für den Landwirt", ein unter Mitarbeit zahlreicher Fachmänner herausgegebenes Handbuch für den Praktiker, das heute in einer Reihe von Auflagen über ganz Österreich-Ungarn verbreitet ist.

Man kann mit Recht sagen, daß das landwirtschaftliche Zeitungswesen in Österreich-Ungarn erst durch Hitschmann auf jene Höhe gehoben wurde, auf der es sich gegenwärtig befindet. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es zwar schon eine Anzahl landwirtschaftlicher Zeitschriften, sie waren aber entweder, abgesehen von ihrem meist dürftigen Inhalte, lokal gehalten und nur für ganz kleine Bezirke von Wert,

oder sie mußten, weil von landwirtschaftlichen Gesellschaften und Vereinen herausgegeben, aus hunderterlei Rücksichten mit der freien Meinungsäußerung zurückhalten, ihre Spalten außerdem zum größten Teile mit den Berichten über die Gegenstände füllen, welche in den Vereinsversammlungen verhandelt wurden. Die Landwirtschaft Österreichs besaß also damals keine ihr entsprechende, allgemein verbreitete Fachpresse. Erst als die von der Landwirtschaftsgesellschaft in Wien herausgegebene „Allgemeine Land- und Forstwirtschaftliche Zeitung" 1870 in das unbeschränkte Eigentum Hitschmanns übergegangen und von diesem in die jetzige „Wiener Landwirtschaftliche Zeitung" umgewandelt worden war, kam dank seinem leuchtenden Beispiele, seinem energischen Vorwärtsstreben frisches, reges Leben in das landwirtschaftliche Zeitungswesen der Monarchie. Aller Fesseln ledig, frei und unabhängig in jeder Richtung, begann der junge Zeitungsherausgeber und Redakteur seine journalistischen Schwingen zu entfalten, um sich in höhere Regionen zu erheben. Und sein Flug gelang. Die „Wiener Landwirtschaftliche Zeitung", die als Wochenblatt erschien und nicht nur den verschiedenen Zweigen der Bodenkultur die gleiche Förderung angedeihen ließ, sondern auch der Agrar- und Handelspolitik, dem Unterrichts- und Vereinswesen sowie der landwirtschaftlichen Interessenvertretung stete Aufmerksamkeit widmete, dabei für Recht und Wahrheit unerschrocken eintrat, entwickelte sich trotz der Ungunst der Zeiten immer kräftiger, so daß es bereits im Jahre 1880 nötig wurde, sie zweimal in der Woche erscheinen zu lassen. Ihr Vorbild wirkte befruchtend auf das gesamte landwirtschaftliche Zeitungswesen unseres Reiches. Wenn die Landwirtschaft Österreich-Ungarns heute auf einer hohen Stufe der Entwicklung steht, so ist dies zu einem nicht geringen Teile auch das Verdienst Hugo H. Hitschmanns, der einer der Eifrigsten war, das

Erdreich für den Samen vorzubereiten, aus dem der mächtige Stamm mit seiner stattlichen, weitverzweigten Krone entsprossen ist.

Hugo H. Hitschmann war eine durchaus milde und liebenswürdige Natur, dabei aber von festen Grundsätzen und von zäher Ausdauer in der Verfolgung des erstrebten Zieles. Einen hervorragenden Zug seines Wesens bildete ein starkes Gerechtigkeitsgefühl. Er gab jedem das Seine und brachte allen Personen und allen gerechten Bestrebungen, ob sie nun von dieser oder jener Parteirichtung ausgingen, gleiches Wohlwollen entgegen. Einem etwas „nachzutragen", lag seinem edlen Sinne gänzlich fern. Geradezu erstaunlich war die Arbeitskraft des Dahingegangenen. Ihm wurde keine Arbeit jemals zu schwer. Nur ungern gönnte er sich die nötige Erholung und selbst während der Ruhezeit beschäftigte er sich mit immer neuen Plänen und Entwürfen. Vom politischen Leben hielt sich Hugo H. Hitschmann fern; er stellte seine Kräfte lieber ganz in den Dienst der heimischen Landwirtschaft, die ihm seine Hingebung denn auch mit dem Besten lohnte: der Verehrung und Anerkennung der besten Männer des Faches. Von ihm gilt das bekannte Wort des Horaz über den Tod eines edlen Menschen: „Multis ille bonis flebilis occidit" — Beweint von vielen Guten sank er in das Grab.

*

Man geht wohl kaum fehl, wenn man den rastlosen Tätigkeitstrieb oder Arbeitsdurst, von dem Hitschmann beseelt war, als den Grundzug seines Wesens bezeichnet. Er war ein Arbeiter im besten Sinne des Wortes. Während den meisten anderen Menschen die Arbeit lediglich als Mittel zum Zwecke, als notwendiges Übel erscheint, war sie ihm Lebensbedürfnis, ja Lebensglück, Labsal und Erholung. Es ist

offenbar, daß jemand, der die Arbeit ihrer selbst, bezw. ihres Segens und der ihr innewohnenden sittlichen Kraft wegen tut, zu den Ausnahmsnaturen gehört. Hitschmann bedurfte nicht des Rates, den Goethe im „Schatzgräber" gibt, um die Mühsal des Lebens zu ertragen: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste!" — sein „Zauberwort", seine Arznei für alle Leiden hieß: „Arbeit". Seine Natur war in dieser Hinsicht mit der des bekannten deutschen Dramatikers Richard Voß verwandt, der in allen seinen Dramen für die Überzeugung eintritt, daß die Arbeit kein Übel, sondern für jeden das größte und reinste Glück, überhaupt das Beste ist, was das Menschenleben bieten kann.

Seine Lösung des großen philosophischen Problems über den Zweck des menschlichen Daseins war ebenso praktisch als einfach: Der Mensch ist auf der Welt, um zu arbeiten, durch seine Arbeit den Mitmenschen und sich selbst zu nützen und redlich das Seine zum allgemeinen Fortschritte beizutragen. Friedrich Rückerts Spruch:

„Der Zweck der tätigen Menschengilde
Ist die Urbarmachung der Welt,
Ob du pflügest des Geistes Gefilde
Oder bestellest das Ackerfeld"

war dem Dahingegangenen gewiß aus der Seele geschrieben. Er hatte das erstere gewählt, war aber infolge seines Berufes zugleich in der glücklichen Lage, auch den „Besteller des Ackerfeldes" tatkräftig zu fördern. Hitschmann erkannte mit klarem Blick, daß speziell auf landwirtschaftlichem Gebiete noch hohe Berge von Vorurteilen abzutragen, verderbliche Sümpfe voll Unwissenheit auszutrocknen, das dichte Gestrüpp des Schlendrians und der Trägheit auszurotten, die Organisation und der Schutz der agrarischen Interessen in die Hand zu nehmen seien, und er ging mit Energie an die Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte. Und so wurde er

ein Pionier des landwirtschaftlichen Fortschrittes, ein Fackelträger der Aufklärung in seinem Vaterlande.

Hugo H. Hitschmann war der geborene Schriftsteller und Redakteur. Er führte eine gewandte, scharfe Feder und viele seiner Aufsätze können geradezu als Meisterstücke der Journalistik im besten Sinne des Wortes gelten. Sie zeichnen sich durch Knappheit und Klarheit des Ausdruckes, logische Gliederung des Aufbaues sowie strenge Sachlichkeit aus. Man merkt gleich nach den ersten Sätzen, daß der Verfasser alle schönrednerischen Floskeln verschmäht und nur den Kern der Sache im Auge hat. Doch verstand er es auch sehr gut, dort, wo es am Platze war, Schwung in seine Darstellung zu bringen, ihr Schmuck und Glanz zu verleihen. Er besaß ferner die Gabe, die Talente und Fähigkeiten anderer zu entdecken und seinen Unternehmungen nutzbar zu machen. Besonders wurden von ihm auch talentierte jüngere Kräfte als Mitarbeiter herangezogen; vielen stand Hitschmann bei ihren ersten schriftstellerischen Versuchen anregend und ratend, wohl auch in materieller Hinsicht fördernd und ihren Lebensweg ebnend zur Seite. Gar mancher, der heute ein angesehener Schriftsteller ist, hat sich seine ersten Sporen in einer der von dem Genannten herausgegebenen Zeitschriften verdient. Die Lauterkeit der Gesinnung und die Makellosigkeit des Charakters, die Hitschmann als Menschen auszeichneten, zierten ihn auch als Zeitungsherausgeber und Redakteur und sein journalistisches Wappenschild blieb stets rein und fleckenlos.

Hervorgehoben sei endlich, daß Hitschmann zeitlebens ein warmer Freund des Standes der land- und forstwirtschaftlichen Privatbeamten war, deren Interessen er durch Rat und Tat auf das kräftigste förderte. Er gehörte auch zu den Gründern des Güterbeamtenvereins, als dessen Direktoriumsmitglied er unter anderem die Errichtung eines Unterstützungsfonds für

notleidende Beamte anregte, und entfaltete in seinen Blättern für diesen Fonds eine unermüdliche Agitation, dank welcher dieser heute bereits über ein beträchtliches Vermögen verfügt.

Des Verstorbenen Interesse beschränkte sich nicht bloß auf die Landwirtschaft, sondern umfaßte den ganzen Kreis des menschlichen Wissens, wenn ihn auch die Naturwissenschaften in erster Linie interessierten. Insbesondere hatte er eine Vorliebe für Botanik, von der auch ein in seiner Jugendzeit verfaßtes, ziemlich umfangreiches Manuskript, „Die Flora von Schloß Saar", Zeugnis ablegt. Noch in der letzten Zeit seines Lebens studierte er die neueren naturgeschichtlichen und philosophischen Schriften, gleichwie er die Muße, die er sich in den letzten Lebensjahren auferlegen mußte, dazu benützte, sich mit der Kunst in allen ihren Zweigen zu beschäftigen. Der frühere Mangel an Zeit war leider schuld daran gewesen, daß ein Plan nicht zur Ausführung gelangte, der die Herausgabe der ausführlichen Selbstbiographie Hitschmanns zum Gegenstande hatte. Darin beabsichtigte er unter anderem verschiedene Episoden aus seinem Leben, besonders aus seiner journalistischen Tätigkeit zu schildern. Es ist wahrlich schade darum! Ein wertvoller Beitrag zu der Geschichte der österreichischen Land- und Forstwirtschaft blieb auf diese Weise ungeschrieben.

Hugo H. Hitschmann hat nicht umsonst gelebt! Das Naturgesetz von der Erhaltung der Energie bezieht sich nicht bloß auf die Materie, sondern auch auf den Geist. Was ein Mensch Gutes gedacht und geschaffen, kann nicht verloren gehen, sondern muß auch in den fernsten Zeiten fortwirken:

„Es fruchtet fort von Geist zu Geist
Und nutzt von Ort zu Ort."





Max v. Eyth

Max v. Eyth.

Welcher gebildete Landwirt Österreich-Ungarns kennt nicht den Namen Max Eyth und wer wüßte nicht, daß sein Träger zu den hervorragendsten Vorkämpfern des landwirtschaftlichen Fortschrittes in Deutschland gehört? Während es jedoch den meisten nur vergönnt ist, in einem mehr oder weniger beschränkten Kreise nützlich zu wirken, reicht die gemeinnützige Tätigkeit Max Eyths fast über die ganze zivilisierte Welt, denn ihm ist es hauptsächlich zu danken, daß sich die so wichtige Dampfpflugkultur in allen Agrarstaaten der Erde eingebürgert hat. Sein größtes Verdienst besteht aber in der Gründung einer der mächtigsten und einflußreichsten Körperschaften, der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft[1]), deren Wirken seit ihrem Bestehen und unter der Leitung des Gründers für die Bodenkultur des Deutschen Reiches außerordentlich segensvoll war.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß der Anstoß zu den wichtigsten Fortschritten wie auch die bedeutendsten Erfindungen meist nicht von den eigentlichen Fachmännern, sondern von den sogenannten Dilettanten ausgehen, die irgend ein Fach nicht des Broterwerbes wegen, sondern nebenbei, aus Lust und Liebe zur Sache betreiben. So war bekanntlich der „Vater und Altmeister der deutschen Landwirtschaft", Albrecht Thaer, Arzt, der „Regenerator der Landwirtschaft", Justus v. Liebig, welcher ihr neue Wege und Bahnen vorgezeichnet hat, die sie jetzt noch wandelt, von Beruf Chemiker. Auch Max Eyth war kein Landwirt, sondern Maschineningenieur, freilich ein solcher, dessen Interesse sich nicht auf bloße technische Dinge beschränkte, der vielmehr mit Geist und Herz

[1]) Siehe den Aufsatz: „Wie die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft gegründet wurde" auf Seite 201 ff.

an sämtlichen Kulturfragen der Menschheit Anteil nahm, ein Mann, der von sich selbst sagt: Nihil humani a me alienum puto.[1]) Obwohl von Jugend an mit Leib und Seele seinem Berufe zugetan, zog es ihn doch stets zur Landwirtschaft, weil er als Kind und Knabe in Feld und Wald aufwuchs. Mit Beziehung hierauf heißt es daher an einer Stelle seiner Schriften: „Man kann ein Mann ohne Halm und Ar sein, wie ich es heute noch bin, und doch am heimischen Boden hängen wie ein echter Bauer .... und dann war es ja doch die Dampfkultur, die hinter alldem steckte. Ohne den Dampfpflug wäre ich nie in die Lage gekommen, eine Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft zu gründen."

Mit welchen Schwierigkeiten und Widerständen aus den Kreisen der Landwirte selbst diese Gründung verbunden war, das hat Max Eyth — der, nebenbei bemerkt, einer Dichterfamilie entstammte und auch selbst die Feder meisterhaft führte — im dritten Bande von „Im Strom unserer Zeit"[2]) ausführlich dargestellt und der betreffende Abschnitt gehört zu den interessantesten Teilen des ganzen Werkes. Hier sei nur kurz folgendes bemerkt: Deutschland zählte zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zwar nicht weniger als 1650 landwirtschaftliche Vereine, da sie aber auf die geringen Beiträge der Mitglieder sowie auf Subventionen des Staates angewiesen waren, konnten sie wegen Geldmangels und infolge ihrer Abhängigkeit von der Regierung nur eine sehr bescheidene Tätigkeit entfalten. Da trat Max Eyth auf den Plan, der bei seinem Aufenthalte in England das Wirken der berühmten Royal Agricultural Society gründlich kennen gelernt hatte und von dem eifrigen Streben beseelt war, eine ähnliche Einrichtnng in seinem Vaterlande Deutschland zu

[1]) Nichts Menschliches erachte ich meiner unwert.
[2]) 1905, Heidelberg, Karl Winter.

schaffen. Es bedurfte freilich einer Riesenarbeit, um alle sich auftürmenden Widerstände und Zweifel zu überwinden, aber schließlich gelang doch das große Werk, dank Eyths Klugheit, Uneigennützigkeit und Unermüdlichkeit. H. Settegast kennzeichnet sein Verdienst mit den Worten: „In die Trübe der Mißerfolge kam erst durch das Auftreten des deutschen Ingenieurs Max Eyth Licht, Leben und Tat. Mit welchem gründlichen Wissen, Geschick und hingebenden Eifer er die Aufgabe in Angriff nahm und glücklich löste, die Gründung einer Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft nach dem Muster der Royal Agricultural Society Englands ins Werk zu setzen, ist hinlänglich bekannt." Heute erfreut sich die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft einer großartigen Ausgestaltung und eines ebensolchen Wirkungskreises; sie zählt bereits gegen 15.000 Mitglieder, hat ein Jahreseinkommen von 400.000 und ein Vermögen von 2 Millionen Mark.

Max Eyth wurde am 6. Mai 1836 zu Kirchheim unter Teck in Württemberg geboren, besuchte die Realschule in Heilbronn und das Polytechnikum in Stuttgart und trat 1861 als Ingenieur in die große Landwirtschaftsmaschinenfabrik von John Fowler in Leeds in England ein. Von 1863—1866 war er nach Einführung des Dampfpfluges in Ägypten als Oberingenieur des Prinzen Halim Pascha tätig, auf dessen Großgrundbesitze damals besonders der Baumwollbau betrieben wurde und wo ihn namentlich die Dampfkultur sowie das Bewässerungswesen des Landes beschäftigten. Hierauf bereiste er für Fowler die meisten Länder Europas und alle fremden Erdteile mit Ausnahme Australiens, um überall den Dampfpflug einzuführen. 1882 verließ Eyth das Fowlersche Geschäft, zog nach Bonn und, als Ende 1885 die Gründung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft erfolgt war, nach Berlin, um seine ganze Arbeitskraft dieser Institution zu widmen. 1896 legte er die Leitung derselben

nieder und lebte seitdem in Ulm, wo er am 25. August 1906 starb.

Max v. Eyth, der so „vieler Menschen Städte und Länder gesehen und ihre Sitten kennen gelernt", hat das bewegte Wanderdasein, das er jahrzehntelang geführt, in mehreren Schriften geschildert. Wir nennen hier: „Hinter Pflug und Schraubstock", „Der Kampf um die Cheops-pyramide", vor allem aber das prächtige, in seiner Art wahrhaft klassische „Wanderbuch eines Ingenieurs", das neuerlich in abgekürzter Form unter dem Titel „Im Strom unserer Zeit" erschienen ist und drei Bände (Lehr-, Wander- und Meisterjahre) umfaßt. Alle diese Schriften, die zum Teil eine Geschichte des Dampfpfluges enthalten, zeichnen sich aus durch frische, unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpfte Darstellung, meisterhafte Charakterzeichnung der handelnden Personen, köstlichen Humor und abgeklärte Lebensweisheit. Eyths Streben ist das „prodesse et delectare" (Nützen und ergötzen), das, wie er in launiger Weise bemerkt, zwar von altersher die Poeten für sich allein in Anspruch nehmen, obwohl sehr zu bezweifeln sei, ob sie ein ausschließliches Patent darauf besitzen.

Max v. Eyth konnte an seinem Lebensabende mit dem frohen und erhebenden Bewußtsein auf sein Leben zurückblicken, für die Technik und die Landwirtschaft Großartiges geleistet wie auch seinem Vaterlande auf das beste genützt zu haben.



Die beiden Veith.

Die Robot, dieser anfangs ganz berechtigte und milde Frondienst, den die Bauern für die in Erbpacht erhaltenen Höfe und Felder leisten mußten, hatte im Laufe der Zeit immer strengere Formen angenommen. Ja, es kam endlich so weit, daß die Bauern leibeigene, völlig recht- und schutzlose Menschen wurden. Die Grundherren konnten sich gegen ihre Untertanen straflos die unerhörtesten Bedrückungen erlauben, über sie selbst unmenschliche Strafen verhängen. Während ursprünglich höchstens zwei oder drei Robottage in der Woche festgesetzt waren, oft auch nur sehr geringe Leistungen verlangt wurden, mußten die Bauern im 17. und 18. Jahrhunderte vielerorts fünf, ja sogar sechs Tage auf den Feldern des Gutsherrn arbeiten. Wie es da auf ihren eigenen Äckern aussah, kann man sich leicht denken. Wer seinen Acker nicht in der Nacht oder an Sonn- und Feiertagen bestellen konnte oder wollte, mußte ihn eben einfach brach liegen lassen.

Glücklicherweise war das Untertanenverhältnis nicht überall so drückend. Es gab auch Herrschaftsbesitzer, die gegen die ihnen zinspflichtigen Bauern Nachsicht und Milde oder wenigstens Gerechtigkeit walten ließen. Namentlich seitdem Kaiser Josef II. für die Rechte des Bauernstandes energisch in die Schranken getreten war, besserte sich die Lage desselben in vielfacher Hinsicht. Leider starb dieser edle Monarch, dessen Absicht die vollständige Aufhebung der Robot war, viel zu früh. So blieb sie denn bis zum Jahre 1848 bestehen, wo endlich ihre Ablösung durch die sogenannte Grundentlastung erfolgte und der Bauer unabhängiger Besitzer seiner Liegenschaften wurde.

Unter den Grundherren, welche ihre Untertanen gerecht und milde behandelten, sind in erster Reihe zwei Besitzer der Herrschaft Liboch in Böhmen zu nennen. Ihre ganze Lebensführung war so merkwürdig und von jener vieler Standesgenossen vorteilhaft abstechend, daß sie auch das Interesse weiterer Kreise verdienen.

Die Herrschaft Liboch, an der Elbe und im Daubaer Bezirke (der Heimat des Verfassers dieser Zeilen) gelegen, war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Kauf in den Besitz eines Budweiser Bürgers, Jakob Veith, übergegangen. Dieser hatte es durch Geschicklichkeit und Fleiß — damals besaß das Handwerk wirklich noch einen „goldenen Boden" — sowie durch glückliche Umstände begünstigt, vom armen Webergesellen zum reichen Manne gebracht. Bei Übernahme der genannten Herrschaft traf es sich, daß gerade der Bau der Festung Theresienstadt begonnen wurde. Veith bewarb sich sofort um die ausgeschriebenen Holzlieferungen, erhielt sie auch und verdiente dabei riesige Summen. Den größten Teil verwendete er später dazu, noch viele andere Güter anzukaufen. Jakob Veith war aber nicht bloß durch Fleiß und Tatkraft ausgezeichnet, sondern auch ein streng rechtlicher und lauterer Charakter. Trotz seines großen Reichtums blieb er stets derselbe einfache Mann, welcher er früher gewesen. In seinem Arbeitszimmer stand das Wahrzeichen jenes Standes, der die Grundlage des Reichtumes geschaffen hatte, ein primitiver Webstuhl aus der Gesellenzeit, den der Schloßherr hoch in Ehren hielt. Unter Jakob Veith nahm das Gut Liboch einen großen Aufschwung, wie sein Wirken auch auf die Verhältnisse der ganzen Gegend einen sehr wohltätigen Einfluß übte. Unter anderem errichtete er, um den Armen einen Erwerb zu verschaffen, eine Zuckerfabrik und führte außer dem Zuckerrübenbau auch die Kultur des Krapp (Färberröte) und

der Zichorie ein, welche Produkte damals gut bezahlt wurden. Da sich der von der Bevölkerung stark betriebene Hopfenbau zu jener Zeit noch sehr lohnte, herrschte hier sowie überhaupt im ganzen „Grünhopfenlande", dem Bezirke Dauba, ziemlicher Wohlstand.

Was speziell die Verdienste Veiths um den Zuckerrübenbau betrifft, so muß er geradezu als ein Bahnbrecher desselben in Österreich bezeichnet werden. Obwohl damals dem ganz neuen Industriezweige der Rübenzuckerfabrikation große Hindernisse und Schwierigkeiten im Wege standen, wurde von ihm doch im Jahre 1810 bei Liboch eine Zuckerfabrik, verbunden mit Viehmastung, gegründet. Und als in den folgenden schweren Jahren alle andern derartigen Fabriken den Betrieb einstellten, ließ Veith allein trotz großer Geldverluste weiter arbeiten, bis die für die Zuckerfabrikation andauernd ungünstigen Verhältnisse auch ihn endlich zwangen, seine Fabrik aufzulassen. Aber kaum daß sich im Jahre 1830 das Blatt zugunsten dieser Industrie gewendet hatte, so errichtete Veith wieder als erster eine neue Zuckerfabrik und unterwies die Bewohner der Gegend im praktischen Rübenbau. Für seine Verdienste um die Entwicklung der Zuckerfabrikation in Böhmen wurde ihm schon 1812 die Anerkennung der Hofkammer und später von Seite des Kaisers Franz die besondere Zufriedenheit ausgesprochen.

Als Jakob Veith in den dreißiger Jahren starb, ging die Herrschaft Liboch an seinen Sohn Anton Veith über, welcher im Geiste des Vaters weiterwirtschaftete. Er war wie dieser ein Menschenfreund und Wohltäter seiner Untertanen, denen er die Ablösung der Robot auf alle mögliche Weise erleichterte. Auch errichtete er überall in den Dörfern Gemeinde- und Schulbibliotheken, um den Leuten Gelegenheit zur Erweiterung ihres Wissens zu bieten. Selbst

vielseitig gebildet und ein Freund und Mäzen der Gelehrten und Künstler, stand er zeit seines Lebens mit hervorragenden Vertretern der Kunst und Wissenschaft in regem Verkehre. Einige derselben mußten sich stets als Gäste auf seinem Besitze aufhalten. Er faßte auch den Plan, auf einem Berge bei Liboch eine „Ruhmeshalle" zu erbauen, worin die Statuen der in der Geschichte Böhmens berühmten Männer und Frauen aufgestellt werden sollten. Zu diesem Zwecke trat er mit Schwanthaler in München in Verbindung, der auch sofort eine Anzahl Statuen zu modellieren begann, welche Modelle dann in Bronze gegossen wurden. Leider ließen die Wirren des Jahres 1848 und der bald darauf erfolgte Tod Anton Veiths das Vorhaben nicht zur vollen Durchführung kommen. Die Ruhmeshalle steht unvollendet da (ein Teil wurde in neuerer Zeit in Wohnräume umgewandelt) und die hiefür bestimmten Statuen sind in das Böhmische Museum in Prag gewandert. Erwähnenswert ist auch, daß Anton Veith einen Küchenjungen seines Schlosses, dessen großes Talent zur Bildhauerei er mit richtigem Blick erkannt hatte, bei Schwanthaler ausbilden ließ. Es ist dies der später berühmt gewordene Bildhauer Lewy. Im Libocher Walde befinden sich an verschiedenen Stellen ungeheure Sandsteinblöcke. In diesen sind eine Menge phantastische Gestalten, als Ritter, Gnomen, eine Riesenschlange 2c., ausgemeißelt; ferner ist eine Grotte in den Felsen gehauen, an deren Wänden verschiedene Figuren aus „Reineke Fuchs" zu sehen sind. Der Schreiber dieser Zeilen hat die erwähnten Werke des Meißels, die Erstlingsarbeiten des werdenden Künstlers Lewy, als Knabe oft und oft angestaunt, freilich ohne von der Existenz desselben eine Idee zu haben.

Es wäre von großem Werte, wenn wir von den zwei so originellen Besitzern der Herrschaft Liboch, Jakob und Anton Veith, eine ausführliche Biographie besäßen, die uns ihr

Wesen und Wirken, ihre Bestrebungen als Menschen und als Landwirte schilderte. Denn solche Männer werden nicht jeden Tag geboren!



Mooshuber, ein Bauernoriginal.

In unserem Zeitalter des gesteigerten Verkehrs und der Aufklärung, wo dem Bauer überall durch Lehre und Beispiel der Fortschritt gepredigt wird, ist es keine so große Kunst, wenn der eine oder der andere etwas Tüchtiges zuwege bringt. Anders vor vierzig bis fünfzig Jahren. Da waren die landwirtschaftlichen Vereine noch sehr spärlich gesät, da zogen die Wanderlehrer noch nicht von Ort zu Ort, um den Leuten die Grundsätze einer vernünftigen Wirtschaft beizubringen, und vom Halten und Lesen landwirtschaftlicher Fachblätter war beim Bauernstande auch keine Rede. Damals hieß es auf eigenen Füßen stehen, aus eigener Kraft schaffen. Und doch gab es so manchen Bauer, der, bloß gestützt auf Erfahrung und angeborenen Scharfblick, sein Anwesen musterhaft bewirtschaftete.

Ein Musterlandwirt und Original zugleich war z. B. ein alter Bauer — nennen wir ihn Mooshuber — den ich zu Ende der sechziger Jahre näher kennen lernte. In dem Dorfe L., seinem Wohnorte, galt er als eine Art Allerweltskünstler, denn er schweißte nicht nur wie der Hofschulze in Immermanns „Der Oberhof" die zerbrochenen Reifen der Pflug- und Wagenräder wieder frisch zusammen, sondern verstand sich auch auf die Kunst- und Handgriffe

vieler anderen Handwerker. So waren fast sämtliche Haus- und Wirtschaftsgeräte von seiner Hand verfertigt, natürlich äußerst solid wie er selbst und wie für die Ewigkeit berechnet. Auch den Brunnen auf dem Hofe hatte er selbst gegraben und mit Quadersteinen ausgemauert. Ferner boten ihm die Wintermonate Gelegenheit, Bienenkörbe, Backschüsseln, Strohhüte u. dgl. zu flechten, aus Weidenruten Tragkörbe und Schwingen zu verfertigen, Stall- und Kleiderbürsten zu fabrizieren, Riemenzeug für sein Ochsengespann zuzuschneiden ꝛc. Geradezu ein Meister war Mooshuber im Straßenbau, im Pflanzen, im Okulieren und Pfropfen von Bäumen sowie im Säen, welches damals noch meist mit der Hand geschah. Mit diesen Kunstfertigkeiten verdiente er sich jahraus, jahrein ein schönes Stück Geld.

Wer aber unseren Mooshuber in seiner ganzen Tüchtigkeit kennen lernen wollte, mußte ihn in seinem eigentlichen Berufe als Landwirt beobachten. Obwohl reiner Praktiker und aller grauen Theorie abhold — die einzige Literatur in Mooshubers Hause waren einige Gebetbücher sowie eine uralte Karte von Europa — übertraf ihn doch niemand in rationellem Wirtschaften. Vieles Nachdenken und Probieren führten ihn meistens zu dem richtigen Verfahren. Auf seinen Feldern standen Roggen, Weizen und Gerste am schönsten, der Klee am üppigsten; er hatte das bestgenährte und milchreichste Vieh, die fettesten Schweine im Stalle und auf dem Markte der benachbarten Stadt wurde sein Getreide und seine Butter am teuersten bezahlt. Dafür hielt er auch auf vier Punkte große Stücke: reichliche Ernährung des Viehes, gute Düngerwirtschaft, sorgfältigste Bestellung des Ackers, peinlichste Auswahl des Saatgutes. Die Düngergrube nannte er seinen Schatzkasten und bei ihm hatte es der Gendarm, wie bei den meisten anderen Bauern, nicht nötig, dem Gemeindeamte die Anzeige zu machen, daß die

Mistjauche vom Hofe auf die Gasse herauslaufe. Obzwar Mooshuber weder Taglöhner noch Dienstboten verwendete, sondern alles allein mit seinen Familienangehörigen besorgte, waren doch alle Arbeiten stets rechtzeitig fertig. Während andere kaum die wichtigsten Arbeiten zur rechten Zeit zustande brachten und beständig über Zeitmangel klagten, erübrigte Mooshuber noch soviel Muße, um einen Gemüse- und Obstgarten zu betreuen. Dieser Garten war Mooshubers Stolz und Freude. Hier erholte er sich von des Tages Mühen. Besonders wurden die Sonn- und Feiertage dazu benützt, ihn im gehörigen Stande zu erhalten. Da gab es die besten Gemüse, selbst Melonen, Stachel-, Johannis- und Himbeeren, Haselnüsse, Kaiserpflaumen, Aprikosen und Pfirsiche ꝛc. Eine eigene Abteilung beherbergte die lieblichen Kinder Floras und auch einen kleinen Bienenstand.

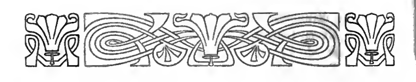
Wahrhaft spartanisch war Mooshuber in seiner Lebensweise. Ebenso wie er sich möglichst unabhängig von Handwerkern zu stellen suchte, konnten sich auch die Krämer, Gastwirte sowie der Fleischhauer des Dorfes selten rühmen, mit seiner Kundschaft beehrt worden zu sein. Sämtliche Lebensbedürfnisse mußte die eigene Wirtschaft decken, das galt ihm als unumstößlicher Grundsatz. So befolgte er unbewußt die Vorschrift des alten Cato Censorius: Der Landwirt solle zwar verkaufen, aber nichts einkaufen, am wenigsten das, was er selbst erzeugen könne. Die Kost war demnach sehr einfach, aber gesund und kräftig. Bloße Genußmittel, wie Kaffee, Wein, Bier, Gewürze u. dgl., kamen als höchst überflüssig nie ins Haus. Tabak oder Zigarren wurden für das allerunnützeste Zeug der Welt erklärt. Statt des Zuckers diente Honig. Auch Leinwand ward nicht direkt gekauft, sondern gegen selbstgesponnenes Garn eingetauscht. Und obwohl man damals bereits allgemein Unschlittkerzen und Öl, teilweise auch schon Petroleum brannte, blieb Moos-

huber bei der primitivsten und billigsten Beleuchtung: dem Kienspan.

Wegen seiner großen Sparsamkeit wurde Mooshuber von seinen Nachbarn oft verspottet, allerdings nur heimlich, da sie seinen guten Rat nur zu häufig brauchten. Doch wer zuletzt lacht, lacht am besten, sagt das Sprichwort. Während die meisten anderen Ortsinsassen, die, dem Geiste der Zeit folgend, immer mehr die alte Einfachheit der Sitten und der Lebensweise verlernten und es in ihrer Großmannssucht den Städtern gleichzutun suchten, sich nur mit Mühe über Wasser zu erhalten vermochten, zum größten Teile aber tief in Schulden gerieten, zum Teile auch ganz abwirtschafteten, hatte Mooshuber seinen Besitz, den er in fast trostlosem Zustande übernommen, nicht nur völlig schuldenfrei gemacht und in eine Musterwirtschaft umgewandelt, sondern sich auch im Laufe der Jahre eine solche Summe erspart, daß er jedem seiner drei Söhne ein schönes Bauerngut kaufen konnte.

Mooshuber liebte seinen Beruf über alles. Mit Stolz nannte er sich „Bauer" und es erschien ihm höchst lächerlich, wenn seine Berufsgenossen, sich dieses schönen, altehrwürdigen Titels schämend, nur Grund- oder Wirtschaftsbesitzer heißen wollten. Der Bauernstand war ihm der erste, edelste Stand auf der Welt. „Trotz aller Plage", pflegte er oft zu sagen, „blühen doch dem Landwirte die reinsten Freuden. Schon das Bewußtsein: Du bist ein freier, unabhängiger Mann, verdankst deine Existenz dir allein, brauchst dich weder um Kunz noch um Peter zu scheren, ist erhebend und wohl wert, auf alle sogenannten Genüsse und Ehren der Welt zu verzichten, sich auf das Notwendigste zu beschränken und vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu arbeiten, um ein freier Mann zu bleiben auf freier Scholle."

Die Grundsätze des Vaters haben auch die Söhne geerbt und sie wirtschaften in seinem Geiste weiter. Einen derselben habe ich vor mehreren Jahren wieder einmal heimgesucht. Er hängt immer noch mit gleicher Lust und Liebe an seinem Berufe. Die meisten anderen Bauern des Ortes jammern unaufhörlich über die schlechten Zeiten und lassen kein gutes Haar an ihrem Stande; Mooshuber junior aber geht unbeirrt seinen Weg weiter, denn sein Wahlspruch lautet: „Kein schönerer Stand als der Bauernstand! Wenn ich noch einmal geboren würde und die Wahl hätte, nichts anderes würde ich als wieder Bauer!"



Literatur.

Der Väter Erbe.

(Ein Drama von Richard Voß.)

Martin Weber, ein armer Bauerssohn, hat sich durch Sparsamkeit und Fleiß ein kleines Vermögen erworben. Damit pachtet er eine Sägemühle mit dazu gehöriger Ökonomie, die sich freilich in fast trostlosem Zustande befindet, eine Folge der Raubwirtschaft früherer Pächter. Der Verpächter ist ein unverbesserlicher Verschwender, der immer mehr seinem Ruin entgegengeht. Nun beginnen für Martin Weber und sein Weib, die ihm als treue Gehilfin zur Seite steht, Jahre der mühseligsten Arbeit. Aber ihr Fleiß ist gesegnet, die Wirtschaft bessert sich zusehends. Kreuzer wird zu Kreuzer getan, bis daraus Gulden geworden, und Gulden wieder zu Gulden. Da, nach dreiunddreißigjähriger Arbeit ist der Pächter — sein braves Weib hat kurz vorher ihre Augen für immer geschlossen — endlich so weit, daß er das Gut bei der öffentlichen Versteigerung erstehen kann. Es ist aber

auch jetzt ein Prachtbesitz: die Äcker wieder fruchtbar und blühend, die Wälder jung und kräftig! Weber bleibt auch als Herr der schlichte Mann, der er immer gewesen, und legt überall selbst mit Hand an. Denn Arbeit ist ihm Lebensbedürfnis, ja Lebensglück. Darum hält er auch seinen Sohn Friedrich nicht besser als jeden seiner Arbeiter, damit er den Segen der Arbeit kennen lerne und einst sein Erbe gut verwalte. Der junge Weber ist jedoch aus anderem Holze geschnitzt. Er ist ein echtes Kind der Neuzeit, in den Ideen des zu Ende gehenden neunzehnten Jahrhunderts aufgewachsen. Leichtsinnig, wenn auch im Grunde des Herzens gut, läßt er sich von gewissen Schlagworten betören; einmal auf der schiefen Bahn angelangt, gibt es für ihn keinen Halt mehr. Reich, so schnell als möglich reich werden, um das Leben genießen zu können, ist sein sehnlichster Wunsch; die Arbeit gilt ihm lediglich als Mittel zum Zweck, als ein notwendiges Übel. Daher weiß er sich vor Glück kaum zu fassen, da ihm der Vater, den er bisher für arm gehalten, am Tage der Lizitation zum ersten Male seine wahren Verhältnisse mitteilt. Die Freude weicht indes bald der Unzufriedenheit, weil der Vater keine Miene macht, die geringste Änderung in ihrer Lebensweise eintreten zu lassen, sondern an seinem Grundsatze: Arbeit, Sparsamkeit, Mäßigkeit nach wie vor festhält. Und so bewirkt die ungestillte Begierde nach Lebensgenuß, daß der junge Weber den Gedanken nicht los werden kann: Wenn ich doch schon mein eigener Herr wäre! Da ertappt ihn der Vater eines Tages auf diesem Gedanken und tief erschüttert darüber, daß Fritz des schnöden Geldes wegen seinen Tod nicht erwarten könne, übergibt er ihm Mühle und Ökonomie, während er sich selbst nur ein Stück Weizenfeld und einen Eichenwald vorbehält. Das lange Warten auf des Vaters Erbe soll aus seinem Sohne keinen schlechten Menschen

machen, soll in dessen Herzen nicht alle edlen Triebe ersticken! Fritz Weber hat denn auch anfangs die besten Vorsätze; diese sind jedoch von kurzer Dauer, denn der Dämon des Geldes hat seine Seele schon allzu sehr in Besitz genommen. Um recht schnell, womöglich über Nacht reich zu werden, läßt er sich in gewagte Spekulationen ein. Diese schlagen fehl und der junge Mann steht am Rande des Verderbens. Die Gläubiger bedrängen ihn von allen Seiten, niemand borgt ihm mehr auf sein verschuldetes Besitztum. Nur ein Geschäftsfreund seines Vaters, ein vom Dichter mit sehr heiteren Farben gezeichneter marottenhafter, aber durchaus ehrlicher und ehrenhafter alter Hebräer, will ihm die Summe vorstrecken, die er braucht, um sich zu retten, und zwar gegen Wechsel und gegen Bürgschaft des alten Weber. Aber Fritz scheut sich, den letzteren darum anzugehen, da er dessen strenge Grundsätze kennt. In der Verzweiflung fälscht er die Unterschrift des Vaters. Am Verfallstage kann er den Wechsel natürlich nicht einlösen, weshalb derselbe dem Bürgen präsentiert wird. Martin Weber ist über die Zumutung, die Schulden seines Sohnes zu zahlen, zuerst erstaunt und ungehalten, begreift indes, da ihm der Wechsel mit seinem Namen gezeigt wird, sofort die Sachlage und erleidet vor Schreck eine Art Schlaganfall. Aus der Betäubung erwacht, erklärt er, um seinen ehrlichen Namen vor Schande zu bewahren, die Unterschrift für echt und steht mit dem letzten, was ihm noch gehört, für die Zahlung der Schuld ein. Martin Weber ist nun ein Bettler, sein Sohn aber zum zweiten Male vor dem Untergange gerettet. Fritz will jetzt, um seinen Wohlstand von neuem zu festigen, eine reiche Erbin als Frau heimführen. Dem widersetzt sich die Tochter eines seiner Arbeiter, da sie an ihn ältere Rechte hat. Bei zufälliger Begegnung zwischen ihm und ihr entsteht eine leidenschaftliche Szene, in deren Verlaufe das Mädchen von Fritz — sie

gehen eben mit einander über den Steg eines Flusses und die Gegend ist einsam — in das Wasser hinabgestoßen wird, wo sie umkommt. Niemand kennt den Täter als der Vater des Mädchens und Martin Weber. Da sich Fritz nicht freiwillig der irdischen Gerechtigkeit stellen will, wird der Sohn vom Vater selbst gerichtet. Dieser weiß es nämlich beim Fällen einer Eiche so einzurichten, daß der stürzende Baum auf den ihm bei der Arbeit Helfenden niedersaust und seinen Körper zerschmettert.

Das ist ungefähr der wesentliche Inhalt des Dramas von Richard Voß[1]), welches „Der Väter Erbe" betitelt ist. Wie seine anderen, so ist auch dieses Drama durch die kräftige Sprache und die wunderbare Gestaltungsgabe des Dichters ungemein wirkungsvoll. Da gibt es nichts Gemachtes oder Schemenhaftes, sondern alles ist originell, voller Leben und. Bewegung. Es ist ein Stück Zeitgeschichte, die uns hier mit erschütternder Wahrheit vor Augen tritt. Die ehrliche Arbeit (Martin Weber) und der Tanz um das goldene Kalb (Fritz Weber): das sind die beiden Gegner, welche in „Der Väter Erbe" mit einander ringen und von denen die Arbeit den Sieg davonträgt.

Richard Voß behandelt hier also ein hervorragendes sittliches Problem: das Problem der Arbeit. Was ist die Arbeit? Ist sie ein notwendiges Übel oder ein Glück für den Menschen? Der Dichter tritt natürlich mit vollster Überzeugung für das letztere ein: Der Arbeit wohnt nicht nur eine große sittliche Kraft inne, sondern sie ist auch für jeden das größte und reinste Glück, überhaupt das Beste, was das Menschenleben bieten kann. Dieser Gedanke kehrt in sämtlichen Werken unseres Dichters immer und immer wieder. Man höre z. B. nur, was er den alten Martin

---

[1]) Die Persönlichkeit des Dichters ist auf S. 309 geschildert.

Weber in einem Gespräche mit seinem Sohne darüber sagen läßt:

Fritz (halb lachend). Ei, Vater, der Mensch ist doch nicht nur der Arbeit wegen auf der Welt!

Weber. Nur darum.

Fritz. Man will doch wissen, wofür man sich sein Leben lang abplagt.

Weber. Für Haus und Hof, Weib und Kind, überhaupt als tüchtiger Mensch.

Fritz (trotzig). Wenn man dabei noch reich würde! Da lohnte sich's doch.

Weber. Schwatz' nicht in den Tag hinein, noch dazu solch dummes Zeug, wie du's gar nicht meinst!

Fritz (wie oben). Warum nicht?

Weber (breit und behaglich). Weil du von solcher niederträchtigen Arbeit, die man nur tut, um sich zu bereichern, an deinem Vater niemals ein Beispiel gehabt hast.

Auch dem bankerotten Verpächter Steinert weist Martin Weber, nachdem er ihm die Pistole entwunden, womit er sich erschießen wollte, den allein richtigen Weg der Rettung: den Weg der Arbeit:

Weber (entwindet ihm die Waffe langsam, hängt sie schweigend an ihren Platz. Pause. Dann weich und herzlich). Könnte ich's Ihnen doch nur so recht sagen, damit Sie es in Ihrer Verzweiflung hörten, das Evangelium: „Ehre sei Gott in der Höhe und den Menschen Arbeit auf Erden!" Sehen Sie, Herr! (Immer wärmer, freudiger, kräftiger.) Das ist ein Glück! Früh morgens wachen Sie auf und vor Ihnen liegt der Tag, der voll Sorgen sein kann, aber voll Segens ist, denn er ist Arbeit! Spät abends legen Sie sich nieder, todmüde, aber seelenvergnügt, denn Ihr Tagewerk war Arbeit! Arbeit für reich und arm, für König und Bauer, für die Glücklichen und Unglücklichen! Wenn Sie mir doch nur glauben möchten!

Treffend kennzeichnet der Dichter die Spekulationswut unserer Tage, wo so viele gern mühelos, wenn auch durch unlautere Mittel, reich werden möchten, gegenüber der

alten Zeit, in der nur die ehrliche Arbeit und das durch sie Erworbene geschätzt waren. Der Holzhändler Müller, ein Spekulant, redet auf den jungen Weber ein, daß er seinen Vater zu einem „großartigen" Geschäfte bewege, bei dem „im Handumdrehen ein ganzes Vermögen zu verdienen sei". Es handelt sich nämlich um einen ausgedehnten Bestand von Waldungen, den der Besitzer „so gut wie umsonst" hergeben will, da er sich „gerade etwas in Verlegenheit" befindet. In Wirklichkeit ist der Mann natürlich vollständig ruiniert und sucht heimlich beiseite zu schaffen, was eigentlich seinen Gläubigern gehört. Fritz trachtet den Vater, obgleich er seine Grundsätze kennt, für das Geschäft günstig zu stimmen, unter Verschweigung seiner wahren Natur. Martin Weber hat aber kaum den Namen des Holzhändlers gehört, als er auch schon auf das bestimmteste erklärt, daß er mit einem Spekulanten keine Geschäfte mache. Es entwickelt sich zwischen Vater und Sohn nun folgendes Gespräch:

. . . .

Fritz. Übrigens spekuliert heutzutage jeder.

Weber. Was kümmert mich, was andre tun? Ich spekuliere nun einmal nicht.

Fritz. Das weiß Gott! Auf alles Neue hast du einen Haß, als wär's der Gottseibeiuns selber!

Weber (lacht). Aber Junge, wie bist du nur heut'?

Fritz. Mich wurmt, dich so reden zu hören. Als wär's Verdienen Sünd' und Schande.

Weber. Ich verdiene genug!

Fritz. Und könntest zehnmal mehr verdienen, wenn —

Weber. Ich spekulieren würde?

Fritz. Heutzutage ist jedes Geschäft Spekulation.

Weber. Meines nicht!

Fritz. Wenn du wenigstens aufkauftest. Zum Beispiel einen großen Komplex Hochwald; mit dem ließe sich 'was anfangen!

Weber. Wahrhaftig?

Fritz. Fünfzig- bis Sechzigtausend kämen dabei sicher heraus!

Weber (lacht). Bist ja ein Kapitalrechenmeister!

Fritz. 's ist Sünd' und Schand', bare Sechzigtausend nicht aufzuheben, wenn sie vor dir auf der Straße liegen!

Weber. Bücken will ich mich schon! 's ist aber fremdes Eigentum!

Fritz. Wenn dir solcher Gewinn einerlei ist —

Weber (immer noch behaglich und heiter). Solcher Gewinn ist mir ganz und gar einerlei.

Fritz. So solltest du dabei wenigstens an mich denken!

Weber (langsam und ernst). Damit du 'mal etwas mehr bekommst?

Armut gilt heutzutage meist für ein großes Unglück. Fritz Weber weiß sich daher vor Freude kaum zu fassen, da er von seinem Vater zum ersten Male hört, daß sie wohlhabend seien:

Fritz (außer sich). Wir sind wohlhabend?

Weber. Demütig, mein Sohn Friedrich!

Fritz (in wilder Erregung). Wohlhabend! Und uns dann keine Freude zu gönnen, nicht eine einzige! Und dann zu tun, als müßten wir womöglich verhungern! Dann den einzigen Sohn wie einen schlechten Arbeiter zu halten —

Weber. Damit er ein guter Arbeiter werde!

Fritz. Wohlhabend! Wohlhabend!

Weber (langsam und schwer). Wenn ich denken müßte, du könntest jemals das goldene Kalb anbeten, dieses schändliche Götzenbild —

Für Fritz Weber haben einzig und allein die materiellen Interessen Wert, während ihm alles Ideale und Gemütvolle unverständlich ist. Was sich nicht aufs Geldverdienen bezieht, existiert eben für ihn einfach nicht. Also die nackte Selbstsucht! Anders Martin Weber, trotz seiner großen Sparsamkeit. Er sitzt an einem schönen Sommertage mit seinem Sohne auf einer Anhöhe, unter einer alten Eiche, in deren Schatten er selbst schon als Knabe gespielt hat, und ergeht sich in Erinnerungen an seine Jugendzeit. Er äußert dann seine Freude über den schönen Stand der Felder und Wälder und

sieht im Geiste die Zeit, wo auch die Kinder seines Sohnes unter dem alten Eichbaume spielen würden. Daran schließt sich nun folgendes Gespräch:

Fritz. Da unten kann sich schon in zehn Jahren alles geändert haben, durch Fabriken und dergleichen, was mehr Geld einbringt; und die alte Eiche kann noch diese Nacht stürzen.

Weber (betroffen). Die alte Eiche! (Er fährt, wie liebkosend, heimlich über den Stamm.) Sieh doch, auch die alte Eiche!

Fritz. Oder sie wird umgehauen —

Weber (fährt zusammen).

Fritz. Zu Brettern zersägt, zu Balken zugehauen, Geld damit verdient.

Weber. Mit der alten Eiche?

Fritz. Könntest du dich entschließen, den ganzen Wald niederzuschlagen, würdest du ein großartiges Geschäft machen.

Weber (leise). Mein herrlicher Eichwald — (Laut, leidenschaftlich). So lange ich lebe, rührt keine Axt daran! (Er sieht Fritz steif ins Gesicht.) Oder willst du etwa — du —

Fritz. Was könnte ich, selbst wenn ich wollt'?

Weber. Aber wenn du einmal kannst —

Fritz (schweigt).

Weber. Daß du mir einstmals, wenn du kannst, an diesem Wald nicht rührst!

Fritz. Also soll ich warten, bis der ganze Wald verfault? Bist ein Sägemüller und weißt nicht, daß nur gesunde Bäume Bretter und Geld geben!

Weber (verwirrt). Ja, ja, freilich, freilich! — Aber der Eichwald — siehst du, Friedrich, ich bitt' dich, den Eichwald laß stehen!

Da sich Martin Weber aus armseligen Verhältnissen und mit geringem Kapitale mühsam zum Gutsbesitzer emporgearbeitet hat, hält er seinen Besitz auch hoch und heilig. Er ist überzeugt, daß nur der das Erbe seiner Väter gut verwalten und fest zusammenhalten könne, welcher selbst weiß, wie hart das Erwerben ist. Darum hat er seinen Sohn von frühester Jugend an strenge Arbeit gewöhnt. Am

besten gefällt ihm daher aus der Rede des Pastors, die dieser bei dem Feste hält, das anläßlich der Übergabe der Sägemühle und Ökonomie an Fritz Weber gefeiert wird, der Goethesche Vers:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen!

Weber. ..... Das will sagen: Was einer vom Vater übernommen und bekommen hat, soll er sich durch eigene Tätigkeit erst verdienen. Erst dann gehört's ihm wirklich und ganz und erst dann kann er seines Erbes von Herzen froh werden. (Mit Begeisterung.) Das Wort sollte jeder Vater seinem Sohne vermachen, für das Wort dank' ich Ihnen, Herr Pastor!

Aus den angeführten Proben wird sich der Leser wenigstens einigermaßen orientieren können, in welcher Weise Richard Voß seinen Stoff behandelt. Freilich kann darnach das Bild des Dichters nur ein höchst mangelhaftes sein. Um ihn genauer kennen und schätzen zu lernen, muß man eben seine Werke selbst lesen.



Arbeit und soziale Frage.

(Nach den Dramen „Der Väter Erbe" und „Der Zugvogel" von Richard Voß.)

Es ist stets interessant und lehrreich, die Ansicht großer Denker und Dichter über wichtige praktische Fragen kennen zu lernen. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß unter den neueren deutschen Dramatikern besonders Richard Voß mit Vorliebe moderne sittliche

Fragen behandelt, ferner welch hohe Bedeutung er der Arbeit beimißt, ja daß er sie als ein Heilmittel für alle Leiden der Menschheit ansieht[1]). Die wichtigste Frage der Gegenwart ist unstreitig die soziale Frage. Dieselbe ist nicht etwa bloß materieller Natur, sondern sie stellt in hervorragender Weise auch ein moralisches, ein sittlich-religiöses Problem dar. Von diesem allein richtigen Standpunkte geht der Dichter aus, wenn er dem Thema in seinen Dramen näher tritt.

Die Lösung der sozialen Frage soll nach Richard Voß auf dem Boden der durch die historische Entwicklung ausgebildeten Eigentumsordnung, nicht aber durch deren Umsturz angestrebt werden. Um dies zu ermöglichen, müssen jedoch auch die besitzenden Klassen, die Arbeitgeber, ihr redlich' Teil beitragen. Sie sollten sich endlich alle, wenn nicht als Christen, so doch als Menschen im wahren Sinne des Wortes, der hohen Pflichten bewußt werden, die Besitz und Wohlstand dem Besitzer auferlegen. Der Arbeitgeber darf also sein Verhältnis zu den Arbeitern nicht lediglich als Vertrags-, sondern muß es auch als ein moralisches Verhältnis auffassen, d. h. die ihm obliegende sittliche Pflicht, für die moralische und geistige Hebung derselben zu sorgen, nach besten Kräften erfüllen.

Zu diesem Zwecke ist es demnach notwendig, daß die Besitzer großer Güter den Ackerbau als ein heiliges Amt auffassen und das Erbe ihrer Väter wieder selbst bewirtschaften. Der alte Martin Weber verübelt es in „Der Väter Erbe" allen Grundbesitzern, die ihre Güter an Fremde verpachten, sich dadurch der edelsten Freuden beraubend, die aus der Beschäftigung mit dem Landbau von selbst fließen. Auch H. Lorm läßt den Helden einer seiner Novellen den

[1]) Vgl. „Der Väter Erbe" auf S. 360.

gewiß ganz richtigen Gedanken aussprechen, daß nur der wahrhaft vernünftig lebt und vom Leben einen echten Genuß hat, dem es die Verhältnisse gestatten, auf dem Lande zu leben und geistige mit körperlicher Arbeit in harmonischer Weise zu verbinden.

Auf dem Gute des alten Weber existiert keine soziale Frage, denn er ist seinen Arbeitern ein gerechter und einsichtsvoller Herr, gibt ihnen, was sich gebührt, weiß aber auch übertriebenen Forderungen mit Ernst und Nachdruck zu begegnen. Bezeichnend hierfür ist sein Gespräch mit dem Arbeiter Jakob, einem alten Phantasten, der beständig von „mehr Menschenrechten und Freiheiten" schwärmt, von denen freilich ein anderer Arbeiter, Anton, wegwerfend meint: „Auf die pfeif' ich! Lieber keine Schinderei und hohen Lohn!"

Weber. Also, was wollt Ihr?

Jakob (demütig). Bloß 'mal fragen, ob Sie sich das schon überlegt hätten, von wegen der Aufbesserung bei den schlechten Zeiten für unsereinen.

Weber. Die Zeiten sind für Euch nicht schlecht.

Jakob. Das können Sie wohl sagen, aber unsereiner —

Weber. Ihr habt, was Euch zukommt, nicht mehr und nicht weniger. Das hat jeder von meinen Leuten!

Jakob. Von dem Kartoffelfeld, das jeder von uns als einen Teil seines sauer verdienten Lohnes annehmen muß —

Weber. Weil jeder von euch sein eigen Stück Land haben soll; weil es für jeden Menschen ein Glück und ein Segen ist, sein eigen Land bebauen und darauf ernten zu können! Was ist's also mit Eurem Kartoffelfeld?

Jakob (kläglich.) Keine sechs Scheffel hab' ich letztes Jahr gekriegt! So 'was ist schlimm für unsereinen!

Weber. So etwas geschieht Euch recht! Warum waret Ihr letztes Jahr zu faul, Eure Kartoffeln zu hacken? Ich gab Euch ebensogut frei dafür wie den andern. Haltet Ihr dieses Jahr Euer Feld nicht besser, wird es Euch abgenommen. Faule Hände ruinieren das Land und bei mir darf kein Fußbreit guter Erde verderben! Geht jetzt!

Wie dagegen ein Arbeitgeber das Verhältnis zu seinen Arbeitern nicht auffassen soll, zeigt das Beispiel des jungen Fritz Weber, nachdem er das Erbe seines Vaters angetreten hat. Er sagt nämlich zu ihnen folgendes:

Fritz. Wer mir die Arbeit am besten und billigsten liefert, der ist **mein** Mann! Es lebe die Konkurrenz! Da habe ich zum Beispiel vor, einen großen Komplex Hochwald anzukaufen. Von wem werde ich diesen Komplex wohl schlagen, transportieren und verarbeiten lassen? Von dem, der mir die Arbeit am besten und billigsten liefert, von dem und von keinem andern, darauf könnt ihr Gift nehmen! Zum Teufel, was glaubt ihr eigentlich? Ich bin ein junger Kerl von Anfänger, ich muß das meine zusammenhalten, ich muß erwerben. Mein Vater war viel zu gut gegen euch, mein Vater zahlte euch einen viel zu hohen Lohn! Ich bin nicht so — gut wie mein Vater! Wollt ihr mit euren Forderungen herunter — gut! Soll mich freuen! Wollt ihr das nicht — auch gut! Soll mich auch freuen. Dann sucht ihr euch den Brotherrn, der eure Wünsche erfüllt; dann nehm' ich mir fremde Arbeiter, Italiener! Sie sind nämlich billiger als ihr, viel billiger, besonders im Akkord!

Die soziale Frage etwa dadurch lösen zu wollen, daß man die Güter der Erde an alle gleichmäßig aufteilt, wäre eine große Torheit. Es würde nicht nur das geringste nützen, sondern die Lage erst recht unrettbar verschlimmern. Da hat z. B. (in dem Drama „Der Zugvogel") der russische Graf Gregor Wassiliitsch Sassin, eine edelgesinnte Natur mit einem Herzen voll Liebe für die ganze Menschheit, dem das Elend der Massen keine Ruhe läßt, den Grafentitel freiwillig abgelegt und seine Güter unter seine Bauern verteilt. Arm und bedürfnislos zieht er nun als Apostel durch ganz Rußland, unter seinen ehemaligen Standesgenossen Jünger für seine Ideen werbend. Und was ist der Erfolg seines Opfermutes? Er gleicht dem Prediger in der Wüste. Von den meisten wird er als überspannter Träumer verspottet, die wenigen aber, die seinen Lehren Beifall spenden, fallen rasch wieder von ihm ab, sobald es Ernst zu machen und

seinem Beispiele zu folgen gilt. Und die Bauern? Wissen sie das großmütige Geschenk des Grafen zu würdigen? Leider nein! Sie, die früher die nüchternsten und fleißigsten Leute des Bezirkes waren, sind nun die ärgsten Faulenzer und Trunkenbolde geworden, eine ansteckende Pest für die Nachbarschaft, und sie verfluchen schließlich ihren „Wohltäter" als ihren größten Feind und Verderber. Die meisten Menschen verstehen eben nur das recht zu schätzen, was sie sich mühselig durch eigene Kraft erworben haben, und es bewahrheitet sich nur allzu oft das Sprichwort: Wie gewonnen, so zerronnen!

Da packt der Fürst Serge Alexeiwitsch Weraschin die Sache ganz anders an! Obwohl Verstandesmensch, praktisch und nüchtern, hat er doch auch ein Herz für den Jammer und das Elend des Volkes und ist von dem redlichsten Streben beseelt, dessen Lage zu verbessern. Aber er ist nicht so töricht, sich aller Mittel zu entblößen, sein Hab und Gut wegzuschenken. „Der Mantel, den ich mir abreißen soll", sagt er zu seiner Braut, einer begeisterten Anhängerin des Grafen Sassin, die ihn das Beispiel desselben nachahmen heißt, „würde nur einen einzigen bekleiden; und wenn ich warm habe, kann ich vielen helfen. Ich vermag nichts zu tun, wenn ich selbst friere." Arbeit, redliche Arbeit der Besitzenden in Gemeinschaft mit den Besitzlosen und werktätige Unterstützung der letzteren seitens jener, und zwar nicht nur in materieller, sondern auch in moralischer Hinsicht, erscheint dem Fürsten als das beste Mittel zur Lösung der sozialen Frage. Das geht am klarsten aus der Standrede hervor, die er gelegentlich dem Grafen Sassin hält:

Fürst. Sie da, mein Lieber! Sagen Sie mir doch gefälligst: Was bezwecken Sie eigentlich? Man sollte es wahrhaftig nicht für möglich halten! Da ist dieser Graf Gregor Sassin. Von Haus aus ein ganz ehrlicher, ganz anständiger Mensch, aber ein unpraktischer, un-

klarer Kopf. Und den läßt er sich vollends verdrehen durch „den Zeitgeist", durch „moderne Ideen", „neue Theorien", „neueste Prinzipien", oder wie man das Ding nennt. Was tut also dieser Graf Gregor Sassin? Verteilt da sein ganzes Hab und Gut unter seine Bauern. (Er lacht laut auf; gleich darauf wieder tief ernst.) Anstatt mit seinen Bauern im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu essen, macht dieser vom Zeitgeist angekränkelte Graf Gregor Sassin es seinen Bauern und sich selbst ungeheuer bequem: schenkt alles her. Als ob das nicht jeder könnte, der erste beste, irgend ein unpraktischer, unklarer Kopf! Und ein Mann wie Sie! (Er geht auf ihn zu.) Mensch! Es ist ja jammerschade um einen Mann wie Sie! (Er schüttelt ihn.) Statt mit gutem Beispiel voranzugehen — O, o, o! Ein Vater hätte dieser Graf Gregor Sassin seinen Bauern werden können und ihr Verderber ist er geworden. Bei keinem Großgrundbesitzer hätten die Höfe, die Äcker besser in Ordnung sein müssen als bei diesem Grafen Gregor Sassin. Alle Schwachen, Trägen, Liederlichen unter seinen Bauern hätte dieser Graf Gregor Sassin nach und nach zu starken, tüchtigen Menschen erziehen müssen, zu nützlichen Mitgliedern seiner Gemeinden. Damit hätte dieser Graf Gregor Sassin dem russischen Volke geholfen! Und er selber von allen der stärkste, der tüchtigste. Auch der glücklichste, wenn Sie das wissen wollen. (Er schreit ihn an.) Sie, Herr, wissen Sie vielleicht, wie glücklich ein gewisser Serge Alexeiwitsch ist, wenn er seine und seiner Bauern Felder bestellt hat, wenn er die Saaten aufgehen, die Früchte reifen sieht? Oder wenn nach langer Dürre auf das vertrocknende Land der erste Regen fällt, während der Ernte ein heranziehendes Gewitter, eine Hagelwolke vom Winde verjagt wird: wirft sich dann dieser gewisse Serge Alexeiwitsch todmüde, in Schweiß gebadet, aufs frische Heu, mitten hinein in den Duft von Lawendel und Thymian — Herrgott, welche Herrlichkeit! Ringsum das gesegnete Land, sein Land! Ringsum tätige, bei der Arbeit fröhlich singende Bauern, seine Bauern! Herr, wissen Sie, was das ist? Aber wie sollten Sie das Glück der Arbeit kennen, da Sie die Mühe der Arbeit nicht kennen?

Kann man wohl ein größeres Loblied auf die Arbeit, ihre Kraft und ihren Segen anstimmen, als es ein Richard Voß hier tut? „Die Arbeit siegt!" Das lehrt auch Blatt für Blatt die Kulturgeschichte der Menschheit und kein Volk kann zugrunde gehen, so lange es die ehrliche Arbeit hochhält, denn

diese ist die sicherste Gewähr seiner Zukunft. Möge daher jedes Volk zurückkehren auf den einzigen Weg des Heiles, wenn eine Stunde ernster Selbstprüfung ergeben sollte, daß es ihn einem falschen Götzen zuliebe verlassen hat!



Landwirtschaftlich-attische Salzkörner.

Die „Alten" waren bekanntlich große Freunde scherzhafter und witziger Reden und auch ihre Schriftsteller pflegten diese Gattung der Literatur auf das eifrigste. Es gab unter ihnen einige Meister des Witzes, die bis heute unübertroffen dastehen. Wir erwähnen nur den Lustspieldichter Aristophanes, den Epigrammendichter Martial und den Philosophen und Satiriker Lucian (Lukianos), der „Voltaire des Altertums" genannt. Außer diesen Sternen ersten Ranges leuchteten am Himmel der antiken Literatur aber noch viele andere, deren Glanz nur um weniges schwächer war. Ihre Schriften sind mit echtem attischen Salze gewürzt und bis auf die Neuzeit unzähligemal, mit mehr oder weniger Glück, nachgeahmt worden.

Dem Martial hatte z. B. einst ein freigebig sein wollender Freund ein Landgut geschenkt. Als es der Dichter aber besichtigte, war er in seinen Erwartungen sehr getäuscht, denn das „Landgut" erwies sich als ein winziges Landgütchen von ganz geringem Werte oder sozusagen als ein Nichts. Der Dichter rächte sich deshalb durch ein Epigramm, von dem wir seiner Länge wegen leider nur den Anfang

und das Ende zitieren können. Ins Deutsche übersetzt heißt es etwa:

„Du hast mir, Lupus, Land bei Rom geschenkt,
Mehr Land jedoch besitz' ich vor dem Fenster.
Ein Landgut kannst das nennen du im Ernst?"

Der letzte Gedanke wird nun in sehr launiger Weise ausgesponnen: Da kann ja, sagt der Dichter, nicht einmal eine Gurke gerade wachsen, der Maulwurf ist mein Ackersmann, eine Maus wird von mir wie der kalydonische Eber[1]) gefürchtet, die Getreideernte kann ich in einer Muschel, den gekelterten Weinmost in einer Nußschale bergen usw. Der Schluß lautet:

„Mir scheint, du hast um einen Buchstab' nur geirrt:
Denn damals, als du, Freund, ein Gut mir gabst,
Gewünscht hätt' ich, du hättest mir 'nen Hut[2]) gegeben!"

Auf eine ähnliche Hyperbel oder Übertreibung läuft ein griechisches Sinngedicht hinaus, das von einem Manne handelt, welcher einen Acker gekauft hatte, ohne sich ihn erst anzusehen. Er war aber so klein, daß der Mann von dessen Ertrage seinen Hunger nicht stillen konnte und sich daher an einer fremden Eiche aufhing. Man konnte ihn auf seinem Grunde nicht einmal bestatten[3]), sondern mußte ihm eine Grabstelle auf fremdem Boden kaufen. Hätte Epikur[4]) das

[1]) Nach der griechischen Sage hatte Oeneus, König von Kalydon in Aetolien, einst der Göttin Artemis zu opfern vergessen, weshalb diese einen gewaltigen Eber zur Verwüstung des königlichen Gebietes sandte.

[2]) Im Original eigentlich „ein Frühstück". Die Pointe oder Spitze des Gedichtes liegt in dem nicht übersetzbaren Wortspiele praedium (Landgut) und prandium (Frühstück).

[3]) Bei den Griechen und Römern gab es keine Friedhöfe, sondern die Toten wurden auf ihrem eigenen Grunde, gewöhnlich einem an der Straße gelegenen Felde, bestattet.

[4]) Der Philosoph Epikur war bekanntlich der Begründer der Lehre von den Atomen.

Feld dieses Mannes gekannt, so würde er sicherlich den Satz aufgestellt haben, daß alles aus Feldern bestehe, nicht aus Atomen.

Besser ging es mit seinem Acker einem gewissen Phileros, der darauf schon sieben Frauen begraben hatte. An ihn ist das Distichon[1]) des Martial gerichtet:

„Eben hast du deine siebente Frau in die Erde gesenket:
Klein ist dein Feld, Phileros, trägt aber reichlichsten Zins!"[2])

Martial war ein großer Freund des Landlebens und der Landwirtschaft und er entwirft davon in seinen Epigrammen die lieblichsten Bilder. Als er später bei Nomentum im Sabinerlande ein Gut erworben hatte, hielt er sich, des Lärmes und des aufreibenden Treibens der Hauptstadt müde, dort oft monatelang auf. Der Beruf des Landwirtes gilt ihm unter allen als der wichtigste. So antwortet er z. B. einem, der die Tätigkeit der Advokaten als etwas Großes und Wichtiges (rem magnam) pries: „Res magna est, Tite, quam facit colonus — Etwas Wichtiges ist, Titus, was der Bauer tut."

Dem Linus, einem dem Dichter verhaßten Menschen, welcher ihn fragte, was ihm denn sein Landgut eintrage, daß er dort oft so lange bleibe, erwiderte er: „Hoc mihi reddit ager: te, Line, non video — Das trägt mir mein Gut ein, daß ich dich, Linus, nicht sehe."

Eine unerschöpfliche Quelle des Witzes bildet der Wein und seine Verfälschung. Im Altertum war die Kultur der Rebe bekanntlich viel ausgebreiteter als heutzutage und der Wein deshalb spottbillig. In manchen wasserarmen Gegenden kam es sogar vor, daß man mit dem Wasser sparsamer umgehen

[1]) Zweizeiliger Vers, besonders ein mit einem Pentameter verbundener Hexameter (das elegische Distichon genannt).

[2]) Denn es bleibt ihm die Mitgift der begrabenen Frauen.

mußte als mit dem Weine. So in Ravenna, wo der Dichter Martial lieber eine Wasserzisterne als einen Weinberg besitzen wollte, weil er das Wasser teurer verkaufen könne. In einem anderen Epigramme beklagt er sich, ein betrügerischer Schankwirt in Ravenna habe ihn unlängst über den Löffel barbiert, indem er ihm reinen Wein, statt, wie er es verlangt, mit Wasser gemischten vorgesetzt habe.

Natürlich gab es unter den damaligen Weinen auch genug Krätzer, die kaum den Anbau verlohnten. Dem Satiriker Lucian hatte ein befreundeter Landwirt selbstgebauten Wein geschickt mit dem Versprechen, es werde später eine weitere Sendung folgen. Wie dem Empfänger der Wein geschmeckt hat, geht aus einigen an den Spender gerichteten Versen hervor, worin Lucian diesem dankt, zugleich aber bittet, er möge keinen Wein mehr schicken, denn der Arzt habe ihm den Salat verboten.

Ergötzlich ist die Erzählung von den „Rebenmädchen" in Lucians „Wahren Geschichten" — das Ur- und Vorbild von Swifts Satire „Gullivers Reisen" sowie auch von „Münchhausens Abenteuern", durch kühne Phantasie und heiteren Spott ausgezeichnet[1]) — in welchen die Berichte der damaligen geographischen und Reiseschriftsteller über angeblich gesehene Wunder parodiert werden.

„Auf unserer Reise", erzählt Lucian, „kamen wir einst zu einem Flusse, welcher Wein statt Wasser führte. Nachdem wir ihn an einer Stelle, wo er sehr seicht war, durchwatet hatten, stießen wir am jenseitigen Ufer auf eine außerordentlich wunderbare Art von Weinreben. Unten am Boden bestanden sie aus einem sehr kräftigen und dicken Stamme, weiter aufwärts aber waren es Mädchen, die bis auf die Hüften herab an allen Teilen vollkommen ausgebildet waren, ähnlich wie man bei uns die Daphne malt, wie sie in dem Augenblicke, wo Apoll sie fassen will, zum

[1]) Auch Goethe hat daraus den Stoff zu dem Gedichte „Der Zauberlehrling" geschöpft.

Baume wird. Aus ihren Fingerspitzen sproßten Schößlinge, die voller Trauben hingen, und sogar um ihre Köpfe schlangen sich statt der Haare Weinranken mit Laub und Trauben. Freundlich grüßend kamen sie auf uns zu und hießen uns willkommen. Die meisten sprachen Griechisch, einige auch Lydisch und Indisch. Sie küßten uns auch auf den Mund, aber wer geküßt wurde, fühlte sich sofort betrunken und verwirrt. Daß man Beeren von ihnen abpflückte, litten sie nicht, sondern schrien vor Schmerz laut auf, so wie man solche abreißen wollte. Als aber zwei meiner Gefährten sie umarmten, konnten sie sich nicht wieder losmachen, sondern wuchsen und wurzelten dergestalt mit ihnen zu einem Gewächs zusammen, daß auch ihnen die Finger in Schößlinge ausliefen und Weinranken sich um ihre Köpfe wanden. Es wird nicht lange angestanden haben, so werden auch Trauben aus ihnen gewachsen sein."

Zum Schlusse sei noch eines Spottgedichtes auf das Bier gedacht, dessen Verfasser kein Geringerer als Kaiser Julian ist, der dieses Getränk in Gallien kennen gelernt hatte. Es lautet nach Viktor Hehns Übersetzung:

„Auf den Wein aus Gerste.

Du willst der Sohn des Zeus, willst Bacchus sein?
Was hat der Nektarduftende gemein
Mit dir, dem Bockigen? Des Kelten Hand,
Dem keine Traube reift im kalten Land,
Hat aus des Ackers Früchten dich gebrannt.
So heiße denn auch Dionysos nicht,
Der ist geboren aus des Himmels Licht,
Der Feuergott, der Geist'ge, fröhlich Laute! —
Du bist der Sohn des Malzes, der Gebraute!"



Meier Helmbrecht.

(Die älteste deutsche Dorfgeschichte.)

Für die Geschichte des deutschen Bauernstandes vom 13.—16. Jahrhundert wie nicht minder für die allgemeine Kultur- und Sittengeschichte sind außer anderen Schriften besonders drei Werke deutscher Klassiker des Mittelalters wichtig. Es sind dies: „Der Ring" Heinrich von Wittenweilers, Neidharts von Reuenthal Lieder und „Meier Helmbrecht" von Wernher dem Gärtner. Aus dem erstgenannten haben wir bereits eine Probe gegeben.[1]). Was die Lieder Neidharts von Reuenthal betrifft, so ist der Schauplatz derselben die Gegend um Wien. Er macht sich über die Hoffart der Bauern lustig, die besonders in der Kleiderpracht und dem Prunken mit Waffentragen hervortritt. Ferner schildert er mit großem Humor die Bauerntänze und die Schlägereien, mit denen sie gewöhnlich enden. Deshalb gaben ihm die Bauern des Tullnerfeldes den Namen „Bauernfeind". „Meier Helmbrecht" von Wernher dem Gärtner endlich ist die älteste deutsche Dorfgeschichte, die namentlich für das Bauernleben des 13. Jahrhunderts charakteristisch erscheint. Die Erzählung spielt in dem damals bayrischen, jetzt österreichischen Innviertel und als Verfasser wird einer der Patres Gärtner angenommen, wie sie das am Inn gelegene Kloster Ranshofen zur Verbreitung von Kenntnissen in der Obstbaumzucht und Küchengärtnerei seit alten Zeiten unter die Bauern seines Gebietes aussandte. Diese Obliegenheit, die sie nebst der Aufsicht über die ausgedehnten Klostergärten zu erfüllen hatten, setzte sie in die Lage, die Sitten und den Charakter der Dorfbewohner genau kennen zu lernen.

[1]) Vgl. „Ein bäuerliches Hochzeitsmahl in der guten alten Zeit", Seite 267.

„Meier Helmbrecht“ wird von allen Literaturhistorikern als eines der bedeutendsten Gedichte des Mittelalters bezeichnet; so sagt z. B. Heinrich Kurz unter anderem: „Die Charaktere sind scharf, natürlich und wahr gezeichnet, die Darstellung ist frisch, lebendig und von echt volkstümlichem Humor getragen. Hier stellt ein Dichter zum ersten Male der phantastischen Poetenwelt die lebendige Wirklichkeit entgegen.“ Wir wollen auf den Inhalt dieser Dichtung näher eingehen und bemerken, daß wir bei den Zitaten den von Dr. Max Oberbreyer aus dem Mittelhochdeutschen übertragenen Text zugrunde legen[1]).

Ein Bauerssohn, nach seinem Vater Meier Helmbrecht genannt, ist der ländlichen Arbeit überdrüssig geworden und trachtet darnach, an einen Ritterhof zu kommen. Er verlangt daher vom Vater seine Mitgift mit den Worten:

Es muß mein Wille nun gescheh'n,
Ich will in Wahrheit jetzo seh'n,
Wie an dem Hof das Leben schmecke.
Ich will auch ferner deine Säcke
Nie mehr auf meinem Nacken tragen;
Ich werde dir auch deinen Wagen
Nicht mehr mit Mist beladen.
Mich treffe Gottes Schaden,
Wenn ich den Stier dir spanne an
Und deinen Hafer sä' fortan!

Der Vater sucht dem jungen Manne sein Vorhaben auszureden, indem er ihm das behagliche Leben des Bauernstandes gegenüber den Sorgen und Gefahren der Hofleute vor Augen hält:

Mein lieber Sohn, o bleibe hier!
Der Meier Ruprecht bietet dir
Zum Eheweib sein einzig' Kind. —

1) Reclams „Universalbibliothek“ (Leipzig, Philipp Reclam jun.).

Viel Schafe, Schweine, manches Rind
Gibt er als Mitgift dir dazu.
Bei Hofe leidest Hunger du
Und mußt dich schinden dort und plagen
Und alle Freude dir versagen.
Ich bin viel lieber doch ein Bauer
Als so ein armer Rittersmann,
Der nie ein sich'res Gut gewann
Und durch das Land zu allen Zeiten
Zum Lebensunterhalt muß reiten,
Am Abend spät und früh am Morgen,
Und immer muß mit Ängsten sorgen,
Daß ihn der Feinde keiner fängt
Und dann verstümmelt oder hängt.
Bebau das Feld, bleib bei dem Pflug,
Dann nützest du der Welt genug:
Von dir dann Nutzen haben kann
Der arme wie der reiche Mann.
Drum treibe nur den Ackerbau!
Denn sicher manche edle Frau
Wird durch des Bauern Fleiß verschönet,
Manch König wird gekrönet
Durch des Ackerbau's Ertrag.
Wie stolz wohl mancher sein auch mag,
Sein Hochmut müßt' zu Schanden werden,
Gäb's nicht den Bauersmann auf Erden.

Aber alles Zureden des Alten ist vergebens. Der Sohn besteht fest auf seinem Sinn und ruft dem Vater höhnisch zu, an ihm sei ein Prediger verloren gegangen. Er möge sich keine weitere Mühe geben, denn sein Entschluß sei gefaßt. Solch ein Bauerndasein, wobei man sich nur jedes dritte Jahr ein Fohlen und ein Rind aufziehen könne, jahraus, jahrein Wasser trinken, schwarzes Brot und Haferbrei essen müsse, solle ihm wahrlich gestohlen werden. Ihn verlange es nach Besserem, nach Wein und Braten, einem Herrenleben, wie es die Ritersleute führen. Bekümmerten Herzens gibt Meier Helmbrecht senior endlich nach, prophezeit

aber dem Jungen ein schlimmes Ende. Dieser reitet nun auf einem feurigen Hengste und mit Kleidern und Waffen wohl ausgerüstet nach einer Ritterburg und tritt in die Dienste des Raubritters. Hier tut er es bald allen seinen Genossen in der edlen Kunst des Wegelagerns derart zuvor, daß er den Namen „Schlingdasland" erhält. Über seine Tätigkeit geben die nachfolgenden Verse Aufschluß:

Und rauben lernt' er gar geschwinde.
Was auch ein anderer liegen ließ,
In seinen Sack er alles stieß.
Er schob alles da hinein,
Kein Beutestück war ihm zu klein
Und kein's war ihm zu schwer und groß.
Er nahm das Rind, er nahm das Roß,
Er ließ dem Mann nicht Löffels Wert,
Er nahm das Wams und nahm das Schwert,
Er nahm den Mantel samt dem Rock,
Er nahm die Geiß, er nahm den Bock,
Er zog den Rock dem Weibe
Und selbst das Hemd vom Leibe.

Nachdem er sich ein Jahr, raubend und plündernd sowie andere Schand- und Greueltaten verübend, in der Welt umhergetrieben, nimmt er Urlaub von seinem Herrn, um die Seinen zu besuchen. Zu Hause wird er freundlich empfangen und nach Kräften bewirtet. Bald macht aber der Vater die Wahrnehmung, daß sein Sohn völlig verwildert und zuchtlos ist. Der Gegensatz der Anschauungen tritt immer greller zutage, da der Alte die höfische Sitte seiner Jugend, der „guten alten Zeit" schildert, wo die Ritter noch in Zucht und Ehrbarkeit lebten, während der Junge der neuen Zeit ein Loblied singt:

Bei Hof steht also jetzt das Ding:
Trinke, Herre, trinke, trink!
Trinke dies, dann trink' ich das!
Ist's nicht am besten unterm Faß?

Vernimm, was ich dir will verkünden:
Vor Zeit traf man den Rittersmann
Wohl meist bei schönen Frauen an,
Jetzt aber muß man sie erschauen
Bei dem Weine in den Schenken.
Das ist allein ihr höchstes Denken:
Des Abends spät und früh am Morgen
Ist das die größte ihrer Sorgen,
Daß, wenn der Wein ein Ende nähme,
Der Wirt 'nen neuen nur bekäme,
Der auch so stark und auch so gut
Ihnen errege frohen Mut.
So wird bei ihnen jetzt geminnt:
Herzliebste Schenkin, süßes Kind,
Reich einen frischen Trunk mir dar!
Ein Narr und Affe wahrlich war,
Wer je, statt nach dem vollen Krug,
Nach Weiberliebe Sehnsucht trug!
Wer lügt, der ist ein rechter Held,
Der Trug bei Hofe sehr gefällt;
Für höfisch gilt, wer einen Mann
Mit spitzer Red' verwunden kann;
Verwunde, schilt, dem Schalke gleich,
Dann hält man dich für tugendreich!
Wer so altmodisch lebt wie ihr,
Mein lieber Vater, glaube mir,
Der ist getan in Acht und Bann
Und als Genoss' ist er dem Mann
Und jedem Weibe so sehr lieb,
Wie wohl der Henker ist dem Dieb.

Nach mancherlei anderen Reden und Gegenreden entzweien sich Vater und Sohn, da dieser trotz inständiger Bitte des alten Vaters, wieder zum friedlichen Bauernstande zurückzukehren, von seinem liebgewordenen Lotterleben durchaus nicht lassen will:

Daß du mich gastlich nahmest auf,
Dafür empfange meinen Dank!

Doch daß ich keinen Wein mehr trank,
Das ist nun eine Woch' und länger.
Fürwahr, schon um drei Löcher enger
Mußt' ich den Gurt mir schnallen hier.
Viel Rinderbraten, glaubet mir,
Wird's brauchen, bis die Schnalle steh'
Am Platz, wo sie gewesen eh';
Da soll manch Pflüger schon dran glauben
Und manches Rind muß ich da rauben,
Bis ich zur Ruhe bin gekommen
Und gut mein Leib hat zugenommen.

Als ihm nun der Vater samt seinen Spießgesellen den Schergen und den Galgen in Aussicht stellt, erklärt der Sohn, er werde in Zukunft des Alten Gut nicht mehr vor seinen Freunden schützen, und nimmt zürnend Abschied. Heimlich überredet er noch seine Schwester Gotelind, mit ihm das Dorf zu verlassen und sich einem seiner Genossen, genannt „Lämmerschling", zu vermählen. Gotelind, deren Sinn von des Bruders Schilderungen gefangen genommen ist, folgt ihm und die Hochzeit wird unter den Raubgesellen glänzend gefeiert. Während sie aber noch beim Hochzeitsmahle sitzen, erscheint plötzlich der Richter mit vier Schergen und hebt die ganze Gesellschaft auf. Neun von ihnen werden gehenkt, Helmbrecht als der zehnte geblendet und, an Hand und Fuß verstümmelt, freigelassen. In so elendem Zustande erscheint er, auf einen Stock gestützt und von einem Knaben geleitet, wieder vor seines Vaters Tür. Dieser jedoch will ihn nicht mehr als sein Kind anerkennen und treibt ihn mit herben Worten aus seinem Hause; nur die Mutter gibt ihm ein Stück Brot mit auf den Weg. So irrt Meier Helmbrecht an der Hand seines Führers mühselig umher, sein Leben durch Betteln fristend, was ihm schwer genug wird, denn:

Wo er sich wandernd blicken ließ,
Auch nicht ein Bauer unterließ,
Ihn anzuschrei'n und seinen Knecht:

„Haha!“ rief's stets, „Dieb Helmbrecht,
Wärst du ein Bauer noch wie ich,
Man führte nicht am Stabe dich!“

Eines Tages kommt der Blinde in einen Wald, wo eben mehrere Bauern, die von ihm einst beraubt worden, Holz fällen. Sobald sie ihn erblicken, fallen sie über den nun Wehrlosen her und hängen ihn an den nächsten Baum. So nimmt Meier Helmbrecht ein Ende, wie es ihm der Vater vorhergesagt hatte.



Hausväterliteratur.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatte sich eine eigentümliche landwirtschaftliche Literatur entwickelt, die sich nicht mehr auf die alten Ackerbauschriftsteller der Römer stützte, sondern durch eigene Erfahrung der Verfasser und einen oft angeschlagenen gottesfürchtigen Ton auszeichnete. Diese Literatur, welche sich fast bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts fortsetzt, wird nach den Titeln der betreffenden Werke gewöhnlich als die Literatur der Haushaltung und Hausväter bezeichnet. In erster Linie sind hier zu nennen: Colers neue Auflagen des „Hausbuches“, Agricolas „Schauplatz des allgemeinen Haushaltens, Feld-, Acker- und Gartenbaues“, Boeclers „Haus- und Feldschule“, Jugels „Anleitung zur Haushaltung und zum Ackerbau“, v. Hohbergs „Adeliges Landleben“, Florinus' „Kluger und rechtsverständiger Hausvater“, Bechers „Kluger Hausvater“, Fischers „Vollständiger Haushalter oder fleißiges Herren-

auge" und Münchhausens „Hausvater". Außerdem gibt es noch eine Menge ähnlicher „Hausväter" von geringerem Ansehen, die ebenso wie die ersteren oft zahlreiche Neuauflagen erlebten.

Die Bedeutung dieser Hausväterliteratur für die damalige Zeit beruht darauf, daß sie die einzige Lektüre für das Volk bildete. Die „Hausväter" waren nämlich so ziemlich die einzigen, die Deutsch schrieben und das Volk in der schmählichsten Periode der deutschen Literatur nicht verließen, während sich die Gelehrten in Wort und Schrift der lateinischen, der Adel und der Bürgerstand aber der französischen Sprache bedienten. Ein einsichtiger Schriftsteller jener Tage konnte mit Recht sagen: „Wir leben zu einer Zeit, da die Deutschen nicht mehr Deutsche sein wollen, die ausländischen Sprachen den Vorzug haben und es ebenso schimpflich ist, Deutsch zu reden, als einen schweizerischen Latz oder Wams zu tragen." Dieser verderblichen Ausländerei gegenüber hielten die „Hausväter", wie schon gesagt, wacker an der deutschen Sprache und Gesittung fest, und wenn sie auch dem damaligen Unsinn des Aberglaubens, der Schatzgräberei und der Astrologie aus innerster Überzeugung ergeben waren, so haben sie doch die landwirtschaftlichen Erfahrungen ihrer Zeit zu Nutz und Frommen des Volkes getreulich aufgezeichnet und den wirtschaftlichen Fortschritt angebahnt. Und das ist und bleibt ihr größtes Verdienst. Allerdings ist die Landwirtschaft der „Hausväter" reines Erfahrungswissen und wissenschaftliche Lehren darf man bei ihnen nicht suchen, aber so manche Fortschritte der neueren Zeit sind in ihren Schriften doch schon im Keime enthalten. Ihnen gilt als höchste Aufgabe der Bewirtschaftung eines Besitzes das gute Haushalten und die Erziehung der Familie in Ehre und Gottesfurcht, ein Ziel, das mit dem so nüchternen Ziele und Zwecke unserer heutigen Landwirtschaft, „dem Boden den höchstmöglichen

Reinertrag auf die Dauer abzugewinnen", freilich sehr wenig gemein hat.

Zur Hausväterliteratur gehört auch ein altes, „Kluger Hauß-Vater" betiteltes Buch aus dem Jahre 1691, welches dem Verfasser seinerzeit von einem Landwirte zur Durchsicht und Begutachtung zugesendet wurde. Es ist in dem erwähnten Jahre „bey Reinh. Wächtlers Wittib" in Leipzig gedruckt, enthält keinerlei Angabe eines Autors und zerfällt in drei Teile: „Nützliche Haußhaltungsregeln", „Vollkommene Roß- und Viehapotheke", mit dem Anhange: „Der edle Weidmann", und „Wohlerfahrener Landmedicus." Das Buch enthält viel abergläubisches und unsinniges Zeug, aber auch so manches Goldkorn der Erfahrung, das des Suchens unter dem übrigen Rezeptenkram schon wert ist.

Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir das Werk mit dem eingangs erwähnten „Klugen Hausvater" von Becher als gleich erklären. Es spricht dafür nicht nur der Titel, sondern auch die sehr unlogische Anordnung des Stoffes. J. v. Rohr, der außer anderen landwirtschaftlichen Schriften auch eine „Haushaltungsbibliothek" verfaßt hat, tadelt nämlich in der letzteren die „schlechte Ordnung" in dem Buche Johann Bechers „Kluger Hausvater, verständige Hausmutter, vollkommener Landmedicus wie auch erfahrener Roß- und Vieharzt". Ihm lag das Werk, welches wahrscheinlich erst nach dem Tode Bechers erschien, in der 1709 in Leipzig gedruckten Ausgabe vor. Jedenfalls wurde es damals viel gelesen und daher oft neu aufgelegt. Über die Persönlichkeit Johann Bechers sei nur noch bemerkt, daß er 1645 zu Speyer geboren wurde, Professor der Medizin und Leibarzt der Kurfürsten von Mainz und von Bayern war und im Jahre 1685 starb.

In einer Vorrede an den Leser rechtfertigt der Verfasser sein Unternehmen mit der Begründung, daß die

ordentliche Haushaltung großen Nutzen schaffe, daß aber nicht alle von sich selbst so geschickt seien, um die vorteilhaften Mittel glücklich anzuwenden, und daher meistenteils viel Lehrgeld zahlen müßten, „ungeacht sie nechst Göttlicher Anruffung es an sorgfältiger Mühe und fleißiger Arbeit nicht ermangeln lassen." Er habe daher „dem geliebten Nechsten mit gegenwärtigen Kunst-Griffen zu statten kommen wollen, nechst angehängter gewissen Versicherung, daß dieselben ihre Probe unfehlbar halten werden."

Was den Inhalt der 317 Seiten umfassenden Haushaltungsregeln anlangt, so werden in buntem Durcheinander alle möglichen Zweige der Landwirtschaft behandelt. Auf das Lob des Ackerbaues folgen z. B. gleich einige Rezepte: Wann man die Koch- und Suppenkräuter pflücken solle. Was zu tun sei, damit viele Erdbeeren an einem Stengel wachsen, die Kirschen groß und die Äpfel süß werden, die Bäume wohl blühen und die Blüten behalten. Wie die Erdflöhe zu vertilgen seien. Wann man die Krautfrüchte säen müsse. Wie die „Achricosen" (Aprikosen) gepflanzt und gewartet werden müssen. Dann kommen wieder Regeln über das Trocknen der Kräuter und Blumensamen und die Behandlung des Gesindes, woran sich einige Vorschriften über das Pflanzen der Quittenbäume und den Anbau des Leinsamens schließen. Hierauf wird auseinandergesetzt, welche Gerste sich übel mälzet und wie sich der Landwirt in acht nehmen müsse, damit er von den Leinwebern nicht betrogen werde. Seiner schönen Anordnung des Stoffes getreu, lehrt unser „Kluger Hauß-Vater" weiter, wie man die Hühner füttern, die Spülichtfässer für Schweine herrichten und worauf man bei der Schafschur besonders achten solle. Die Schur der Schafe aber scheint ihm die passendste Gelegenheit zu sein, um daran eine kurze Bemerkung über das Düngen des Wintergetreides zu knüpfen und unmittelbar darauf das Zerstoßen der Maulwurfshügel auf

den Wiesen zu empfehlen. Und damit hängt natürlich das Absetzen der Kälber, das Dingen von Mägden, die verschiedenen Betrügereien der Schäfer, das Fischefangen zur Winterszeit ꝛc. wieder bestens zusammen.

Im einzelnen sei bemerkt, daß der „Kluge Hauß-Vater" das Gewerbe des Landwirtes selbstverständlich über alle anderen Gewerbe stellt. Nachdem er z. B. die Worte Ciceros zitiert hat, es gebe für einen ehrlichen Menschen unter allen Dingen oder Geschäften, wovon man einen Gewinst suche, nichts Besseres, nichts Lieblicheres und Würdigeres als eben den Ackerbau, fährt er weiter fort: „Kein Wucher ist über den Erd-Wucher, er ist Gottes Wort und der Natur gantz ähnlich und gemäß, dem Menschen nützlich, dienstlich und förderlich und, da treue Hand dabey ist, lieb, werth und angenehm. Es ist hiebey eine Lust über alle Lust; dem Acker-Bau ist nichts zu vergleichen oder vorzuziehen, nicht nur darumb, daß man sein nicht kann entrathen, sondern daß es ehrlicher und auffrichtiger zugehet, als bey allen andern Handthierungen, sie seyn gleich wie sie wollen. Der Acker-Bau ist zur Erhaltung beydes: Menschen und Viehes nothwendig, eine Ernehrerin des gantzen menschlichen Geschlechts." Die Eigenschaften eines guten Haushalters werden in den bekannten, noch heute gangbaren Versen gekennzeichnet:

„Der Mann muß selber seyn der Knecht,
Will er's im Hause haben recht;
Die Frau muß selber seyn die Magd,
Will sie im Hause schaffen Rath."

Beherzigenswert sind die Ratschläge über die Behandlung des Gesindes: „Wenn ein Gesinde es in Verwaltung seines Beruffes leidlich machet und treu erfunden wird, soll es nicht leichtlich abgeschafft werden, weil doch neu Gesinde mit Nachtheil der Haußhaltung erst lernen muß." „Man

soll womöglich sich nach solchen Mägden umbthun, die mit ihrer Frau das Leben endigen wollen. Man muß sich vorsehen, daß man nicht eine grobe, ungehobelte kriege, denn wenn sie meinet, etwas gelernet zu haben, so gibt sie kein gut Wort." „Es bringt in die Haushaltung nicht viel Frommen, wenn Weib und Kinder wider das Gesinde mit Lästern oder Schelten täglich wüten, sondern sie müssen zur Erhaltung ihrer Reputation gebührliche Bescheidenheit in acht nehmen. Wenn Schelten und Straffen bey dem Gesinde von nöthen, so soll's der Mann thun, denn vor des Weibes und der Kinder Straffe wird gemeiniglich das Gesinde ärger gemacht, bevoraus wenn solche Straffen in den Haußhaltungen sehr gemein werden." Zur Erntezeit darf man von dem Gesinde und den Taglöhnern nicht zu viel verlangen, denn „keine Arbeit ist schwerer, als die zur Erndt-Zeit in großer Hitze von Schnittern und Maedern verbracht wird, und soll man das arme Volk in grimmiger Hitze über ihr Vermögen nicht treiben, sondern man soll Fröhnern und Arbeitern bey solcher schweren Arbeit tägliche Speise und Trank reichen, damit nicht, wenn dem Armuth seine Gebühr und Kost entzogen wird, das Schreyen und Ruffen der Erndter die Göttliche Rache auffn Hals bringe."

Der „Kluge Hauß-Vater" liebt es zuweilen, seine Regeln in Beispiele zu kleiden. So sagt er zur Veranschaulichung der Vorschrift, daß alles zur rechten Zeit geschehen müsse, man dürfe es nicht machen, „wie jener Bauer, der meyhete seine Erbsen erst ab, da sie schon treuge (trocken) waren, und anstatt Erbsen brachte er ledige Hülsen nach Hauß. Im andern Jahr meyhete er dieselben, ehe sie zu meyhen und da sie noch unreiff waren." Ferner heißt es bezüglich der Vorschrift, daß Weizen nur bei nassem Wetter stark geschröpft werden dürfe, bei trockenem dagegen nur ganz leicht: „Es hat N. einmal bey mittelmäßigem Wetter den Weitzen zweymal

schräpffen lassen, und wie nachmals Dürre eingefallen, hat er über 100 Scheffel weniger als im vorigen Jahre bekommen." Der Verfasser ist auch dem Versschmieden nicht abhold:

„Ein Wein zwölff Monat alt,
Ein Brodt zwölff Stunden kalt,
Ein Ey von einem Tag,
Sind Dinge, die ich mag."

Von den verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft sind in eingehender und mehr zusammenhängender Weise behandelt: der Obstbau, die Bienenzucht, die Kultur der Gerste, des Leines und des Rosmarins und es wird hierüber viel Treffliches gesagt. So war das heutige Mittel, einen Baum zum Wachstum in die Dicke zu zwingen, das sogenannte Schröpfen, schon damals üblich: „Wenn ein Baum nicht will in die Dicke wachsen, muß man ihm die Rinden am Stamm an 4 oder 5 Orten schlitzen oder reissen, in die Länge herunter." Auch das Ausbrechen überflüssiger Früchte wird empfohlen: „Wenn ein Baum zu viel Früchte hat, so kannst du bey Zeiten den dritten Theil herunterbrechen, denn was dir an der Menge der Frucht dißfalls abgehet, wird dir mit der Schöne und Größe wiederumb ersetzet." Daß die Kultur der Gerste obenan stand, erklärt sich aus dem massenhaften Bedarfe derselben zum Bierbrauen, welches auf jedem Gute geübt wurde. Unser „Hauß-Vater" warnt ausdrücklich vor zu starker Pferch-, also Stickstoffdüngung, weil dann die Gerste nicht nur leicht lagere, sondern auch sich schlecht vermälze und kein gutes Bier gebe. Zu einem guten Biere aber „gehöret ein guter Brau-Meister, ein gut Maltz, ein gut Wasser, ein guter Hopffen und gute Lufft;" wenn die Biere so verschieden seien, so liege der Grund hauptsächlich darin, „weil ein jeder Ort sonderliche Lufft und Wasser hat." Desgleichen ist die Vorliebe für den Anbau des Rosmarins in den Gärten aus seiner mannigfaltigen Verwendung erklärlich; er

diente z. B. zu Kränzen für Bräute, als Kaumittel, um einen wohlriechenden Atem zu bekommen, zu Räucherungen in „Pestilenzzeiten", als Küchengewürz, kleingeschnitten als Zutat, ähnlich wie Kümmel, bei der Brot- und Käseerzeugung, als Mittel gegen Motten und Schaben in den Kleidern rc. Ein „berühmter Medicus" nannte den „Roßmarien" sogar „die Crone der Blumen und Kräuter, ein edeles Gewächse, das vor allen den Vorzug und Preiß behält."

Man kennt auch schon eine Art Beize des Saatgetreides: „Damit der Winter-Weitzen nicht brandicht werde, wäschet man denselbigen den Tag zuvor, ehe sie den Weitzen säen wollen, auf's reinste im fliessenden Wasser. Etliche sieben Asche unter den Saamen-Weitzen zwey Tage, zuvor ehe sie ihn säen." Weiters weiß man die Vorteile einer guten Ackerbestellung wie auch einer richtigen Brache zu schätzen: „Von einem wohlangerichteten Acker kann man zwey- oder dreymal mehr Nutzung haben als von einem großen, weitläufftigen Acker, dem nicht geholffen und mit Arbeit sein Recht gethan werden mag." „Wenn die Brache recht geschicht, so folgen darauf gute Jahre und wird für halbe Düngung gehalten und gerechnet."

Betreffs der Düngung heißt es: „Ein Acker muß seine Düngung bekommen, wenn er nechst Göttlichem Segen das Seinige thun soll. Man dünget auf unterschiedene Art, als durch Lagerung des Viehes, wenn der Hirte des Mittags sich auff einen Acker lagert. Die Düngung geschicht auch, wenn der Acker mit Miste bestreuet wird; die Zerstreuung muß aber kurtz vor dem Pflügen hergehen, sonst zeucht die Lufft den Mist sehr aus und bleibet nichts denn Stroh. Es geschicht auch die Düngung, wenn man Erbsen auff einen Acker säet und sie, wenn sie eine halbe Elle hoch erwachsen, unterpflüget und verfaulen läßt. Das thut man aber in

denen fern gelegenen Äckern, oder wenn man kein Mittel zur Düngung sonst haben kann." — Geschrieben 1691!

Der zweite Teil des „Klugen Hauß-Vaters" beschäftigt sich mit der Tierheilkunde. Der langatmige Titel lautet: „Vollkommene Roß- und Vieh-Apotheck, wie auch Wartung allerley Thiere, als Roß und Rindvieh, Schafe, Geissen, Ziegen, Schweine, Hüner und Bienen, auch Tödtung vielerley Ungezieffers, Alles aus selbsteigener Erfahrung &c." Außerdem kommt darin „eine Beschreibung des Weid-Wercks, samt den heut' zu Tag gebräuchlichen und längst desiderirten Weid-Sprüchen" vor. Die Rezepte der Tierheilkunde beruhen natürlich zum großen Teil auf Aberglauben und weisen betreffs ihrer Zusammensetzung gewöhnlich eine große Anzahl von Arzneimitteln auf, denn man mochte sich denken: Viel hilft viel und vielleicht ist doch ein Mittel darunter, das für die Krankheit paßt. Als ein Universalmittel gegen „ansteckende" Krankheiten der Pferde empfiehlt z. B. der Verfasser: „Nehmet ein faul stinckend Ey, dasselbe werffet dem Pferde in den Halß, stossets mit einem Farrenschwantz hinab, lasset ihm dann die zwo Lungen-Adern schlagen, jedoch daß man ihnen nicht zu viel Blut lauffen lasse, samlet das Blut von einer jeden Ader sonderlich in einen Hafen, nehmet darunter aus der Schmiede ein Maaß Löschwasser und den Koth von einem jungen Knaben von sechs Jahren, auch zwey stinckende Eyer samt den Schalen wohl durcheinander gerühret, und dem Pferd eingegossen und darauff zwölf Stunden fasten lassen, dann ein wenig Heu vorgegeben; dann junge Eichene Schößlein in Löschwasser gesotten, und so lang die Kranckheit währet, müsset ihr das Pferd darüber trincken lassen. Probatum est." Armes Pferd! muß man dazu mit Recht sagen, denn das war wirklich eine „Roßkur." Ein anderes Rezept gegen die „Pestilentz und Schelmen", sowohl für Pferde als auch für

Rinder, ist folgendes: „Nehmet rothen Beyfuß, zu Latein Artemisia genannt, gelbe Erlen-Rinden, Unser Frauen Bettstroh, Camillen, Hufflattich, Storchschnabel, Haselwurtz, Ispen, Spitzigen Wegrich, Odermeng, Wohlgemuth, Stein-Klee, Kunigunden-Kraut, Quendl, Reinfarn-Kraut, Heil aller Welt, Wermuth, Fünff-Fingerkraut, Scabiosen- oder Apostem-Kraut, Braun Bethonien, Benedicten-Wurtzel, zu Latein Caryophyllata genannt, Johannis-Kraut, Sinnau, Löwenfuß, eines jeden eine gute Hand voll, Sevenbaum, ohngefähr für einen Kreutzer, ein wenig Knoblauch, sieben oder neun Zehen: diese Stücke alle zusammen in ein Säcklein gethan, 24 Stunden lang im Tränck-Schaff mit Wasser wohlverdecket liegen lassen, und die Pferd oder das Rindvieh vier Wochen lang darüber geträncket; so oft nun das Wasser abgetruncken worden, muß man allezeit frisches darüber giessen. Diß ist ein vortrefflich Secret, so mit Gold nicht zu bezahlen, wer es probirt, wird den Nutzen erfahren."

Mit Rücksicht auf den allgemein verbreiteten Hexenglauben der damaligen Zeit erscheint es selbstverständlich, daß im „Klugen Hauß-Vater" auch viele Mittel gegen die Verhexung des Viehes, den bösen Blick ꝛc. vorkommen. Wir wollen nur ein solches Mittel „wider die Unholden oder Hexen, so die Milch dem Viehe rauben", anführen: „Man nimmt eine halbe Gelte voller Milch, wie man sie gemolcken, wirfft eine Hand voll Saltz, halb so viel Ruß aus dem Rauchloch vor dem Kachelofen, item etwa eine Eyerschale voll gestossenen Schwefel darein, rührts wohl durcheinander, löschet auch ein par glüende Sicheln darinne ab, und füllet dann solche Milch in eine neue Rinds-Blase und henget die Blase mit der Milch in die Feueresse, lässet solche darinnen hangen, weil etwas darinne ist. Es hilfft, expertus loquor."

Dagegen enthalten die Regeln und Vorschriften, wie man das Vieh warten und pflegen solle, viel Beherzigens-

wertes, was auch heute noch Geltung hat. Eine unverhältnismäßig lange Abhandlung wird von dem Verfasser wieder den Bienen und der Bienenzucht gewidmet; es war dies entweder seine Lieblingsbeschäftigung, worüber er besonders reiche Erfahrungen gesammelt hatte, oder die Bienenzucht erfreute sich damals wirklich einer ganz außerordentlichen Verbreitung. Auch über die Behandlung und verschiedenartige Verwendung des Honigs und des Wachses finden sich ausführliche Anweisungen. Der Genuß des Honigs wird warm empfohlen, da er, sowohl inwendig als auswendig benützt, für die menschliche Gesundheit sehr heilsam sei. Der „Kluge Hauß-Vater" beruft sich unter anderem auf den Philosophen Demokritos, der auf die Frage, wie man ein hohes Alter erreichen und gesund bleiben könne, geantwortet habe: Man soll sich von außen mit Öl salben und inwendig Honig gebrauchen. Desgleichen melde der griechische Schriftsteller Athenaeus, daß die Einwohner der Insel Corsica deshalb ein hohes Alter erreichten, weil sie immer Honig aßen.

Daß die Vertilgung des Ungeziefers, wozu man namentlich auch die Ratten, Mäuse, Maulwürfe, Wiesel und Schlangen rechnete, damals ebenso wie heute die Gedanken der Landwirte stark beschäftigte, geht aus den zahlreichen Vorbeugungs- und Bekämpfungsmitteln hervor, denen nicht weniger als zehn Kapitel gewidmet sind.

Was endlich den dritten Teil unseres „Hauß-Vaters", den „Wohlerfahrenen Land-Medicus" betrifft, so enthält er Rezepte gegen alle möglichen Krankheiten, und zwar zum großen Teil von ebenso abergläubischer und unsinniger Natur, wie wir dies schon beim zweiten Teile durch einige Beispiele gekennzeichnet haben.

Alles in allem: Vieh und Menschen waren wohl zu beklagen, die nach der „Vollkommenen Roß- und Vieh-

Apotheck" und dem „Wohlerfahrenen Land-Medicus" kuriert wurden. Und doch steht unter den Rezepten meist „Probatum est" und „Expertus loquor!" — „Es ist bewährt" und „Ich spreche aus Erfahrung!"



Bauernsprüche und Bauernlieder.

Der Bauer ist oder richtiger war, solange ihn des Lebens Not noch nicht so grausam drückte, im allgemeinen sehr empfänglich für jede Poesie, sei es ernster oder heiterer Gattung, wenn sie nur seinem Ideenkreise angepaßt war. Besonders bei festlichen Gelegenheiten liebte er es, kürzere oder längere Sprüche und Lieder, ja regelrechte szenische Darstellungen, die auf die Feier Bezug hatten, zu hören. Aber auch bei der Arbeit durfte es, sofern es dieselbe nur halbwegs zuließ, nicht ohne Sang und Klang abgehen, denn man fühlte schon instinktiv die Wahrheit des Dichterwortes:

> Wenn gute Reden sie begleiten,
> Dann fließt die Arbeit munter fort.

Der Verfasser hat hier speziell seine Heimat, den Daubaer Bezirk im nordwestlichen Böhmen, vor Augen. Unzählig sind die Lieder und Sprüche, die daselbst verbreitet waren und unbekannte Bauerndichter zu Verfassern hatten. Vieles war natürlich ein Ausfluß der Volksseele überhaupt und ließ sich daher auf keine bestimmte Person zurückführen, höchstens daß der eine oder andere dem Gedanken die entsprechende Form gegeben hatte. Echt volkstümlich und poetisch

zugleich ist z. B. der Gedanke, am Weihnachtsabende die Obstbäume des Gartens zur Teilnahme an der Mahlzeit einzuladen. Der betreffende Spruch hat etwa folgenden Wortlaut:

Ihr Bäume, groß und klein, jung und alt,
Kommt alle herein und seid unser Gast,
Eßt, daß ihr strotzt, tragt, daß ihr euch biegt!

Der heilige Abend war überhaupt reich an schönen Gebräuchen und hierauf bezüglichen Sprüchen und Liedern.

Voll derben Humors ist das sehr umfangreiche „Hirtenspiel", das von Weihnachten bis zum heiligen Dreikönigstage in vielen Orten des Bezirkes aufgeführt wurde. Schafhirten, bekanntlich ehemals eine wichtige und angesehene Gilde, vertreten hier die Stelle der heiligen drei Könige. Sie kommen, durch den wunderbaren Stern geleitet, zur Krippe des Jesukindes, und nachdem sie der Nachtruhe gepflogen, entwickelt sich unter anderem folgendes Zwiegespräch:

Erster Hirt (den noch schlafenden zweiten Hirten mit dem Hirtenstabe schlagend): Steh auf, steh auf, der Himmel graut schon!
Zweiter Hirt: Laß ihn grauen, das ist schon so sein Brauch!
Erster Hirt: Steh auf, steh auf, die Vögel zwitschern schon!
Zweiter Hirt: Laß sie zwitschern, die haben kleinere Köpfe wie wir, die können eher ausgeschlafen haben!
Erster Hirt: Steh auf, steh auf, die Fuhrleute schnalzen schon!
Zweiter Hirt: Laß sie schnalzen, die haben weiter zu fahren wie wir zu reisen!
Erster Hirt: Steh auf, steh auf, ein Kind ist geboren!
Zweiter Hirt. Was? Blind bist du geworden?
Erster Hirt: Nein, ein Kind ist geboren
Von einer Jungfrau, rein und zart.
Es wird liegen in dem Krippelein
Zwischen Ochs und Eselein.

Nachdem der zweite Hirt den dritten ebenfalls mit seinem Stabe aufgeweckt und dasselbe Gespräch mit ihm ge-

führt hat, stehen alle drei auf, um ein frommes Lied zu Ehren des neugeborenen Heilandes zu singen, und setzen dann ihre Wechselrede weiter fort:

Erster Hirt: Mein lieber Bruder Ranzenhans, wir sind die ganze Zeit gewandert und gereist und ich hab' dich noch nicht gefragt, wie du heißt.

Zweiter Hirt: Ich hab' dich auch noch nicht gefragt, wie du heißt. Wie heißt denn du?

Erster Hirt: Ich heiße Hans Ungeroten,
Die schweren Arbeiten sind mir verboten;
Ich lass' mir sie aber nicht verbieten:
Ich werd' mich schon selber davor hüten.

Zweiter Hirt: Ich heiße Hans Tauche,
Trinke lieber Bier als Jauche.

Dritter Hirt: Und ich heiße Hans Schütz,
Ess' ein Brot auf einen Sitz.

Hierauf wiederholt sich die obige Anrede, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt nach dem Stande des Vaters gefragt wird. Die Hirten antworten der Reihenfolge nach:

Erster Hirt: Mein Vater, der war ein reicher König. Wenn er auf dem Throne saß, da wackelte immer der Galgen.

Zweiter Hirt: Das war ein schöner Kerl! Mein Vater war ein reicher Kaufmann. Er zog das Land oft auf und nieder; was er sich am Tage erbettelte, vertrank er Abends wieder.

Dritter Hirt: Das war auch ein schöner Kerl! Mein Vater war ein reicher Roßhändler. Eins spannt' er ein, drei warf er oben drauf.

Zweiter Hirt: Das war doch ein Büttel![1])

Die drei Hirten spielen also im „Hirtenspiel" zugleich die Rolle der „lustigen Person" und sorgen für die Unterhaltung der Zuhörer. Selbst ihre frommen Gesänge und Ansprachen an das Jesukind wimmeln von derben und kernigen Ausdrücken. Sie tragen überdies, und zwar nicht mit Unrecht,

[1]) Schinder.

ein starkes Selbstbewußtsein zur Schau. Man vergegenwärtige sich nur die ehemalige Stellung eines Schäfers! In dem in Rede stehenden Bezirke gab es viele Hirten, die je einige Tausend Stück Schafe unter ihrer Obhut hatten, und es war das Hauptbestreben der Bauern, sich mit ihnen auf möglichst guten Fuß zu stellen. Wer die Freundschaft eines Schäfers genoß, brauchte seine Felder fast gar nicht zu düngen. Jeder Bauer sah es daher nicht nur sehr gern, wenn der Hirt seine Herde über Mittag, während der ärgsten Sonnenglut, auf seinem Brachacker ausruhen ließ oder im Herbst, nach der Ernte, auf das ergrünte Stoppelfeld auftrieb, sondern drückte ihm für diesen Liebesdienst auch heimlich ein Geldstück in die Hand. Die moderne Landwirtschaft mit ihrem intensiven Betriebe einerseits und die Konkurrenz der Baumwollpflanzer anderseits haben der Herrlichkeit des Schäferlebens freilich ein jähes Ende gemacht. Diese einstige Herrlichkeit des Hirtentums findet auch in einem Liede des erwähnten „Hirtenspieles" beredten Ausdruck:

Gibt es denn ein besseres Leben
Auf der ganzen weiten Welt
Als das edle Schäferleben,
Das uns ja gar wohl gefällt?
Wenn der Winter kommt heran,
Zieh'n wir warme Pelze an,
Kriechen aus den Hütten,
Fahren auf den Schlitten;
Ist wohl einer ungeschickt,
Wird er gleich in den Schnee gedrückt.
Bei der schönen Frühlingszeit
Können wir im Schatten sitzen,
Aus den Weiden Pfeiflein schnitzen.
Und wenn der Bauer ackern muß,
Ist das Nichtstun Hochgenuß.
Sind die Schäflein vollgelesen,
Daß sie große Euter haben,

Nehmen wir die Milch zum Käsen,
Können sie auch zu Markte tragen,
Können sie dort verkaufen
Und das Geld versaufen.
Gegen alle Hungersnot
Bleiben uns stets Käs' und Brot.

Ein überall bekanntes Lied war das „Saatreiterlied". Es wurde am Ostermontag angestimmt, wo die Bauern in stattlichem Aufzuge um die Fluren ritten und den Segen des Himmels auf die jungen Saaten herabflehten. Heute ist dieses „Osterreiten" nicht mehr üblich. Ebenso sind die schönen und sinnigen Erntegebräuche und damit die verschiedenen Erntelieder der Not der Zeiten zum Opfer gefallen.

Großer Wertschätzung erfreuten sich beim Hopfenpflücken, Spinnen, Federschleißen rc. die Geschichten- und Märchenerzähler. Es gab in dieser Hinsicht wahre Prachtexemplare. So war in meinem Heimatsorte ein Häusler, der bei den Bauern meist im Taglohn arbeitete, wegen seines Erzählertalentes sehr beliebt. Ich hatte Gelegenheit genug, sein Talent zu bewundern, und muß der Wahrheit gemäß sagen, daß der Mann eine ungewöhnliche Begabung besaß. Von seinen Geschichten und Märchen eigener Erfindung waren manche so urwüchsig und drollig, daß sie des Stiftes eines Grimm oder Musäus würdig gewesen wären. Auch verfügte der Genannte über eine unerschöpfliche Dosis von Witz und Humor und es gab daher fast keine Hochzeit, auf der er nicht das Amt des Spaß- und Lustigmachers versehen hätte. Sein Lieblingswunsch war, nach Amerika auszuwandern, von dem er sich goldene Berge versprach. Eines Tages verwirklichte der gute Mann auch seine Absicht, kehrte aber schon nach einem Jahre in die Heimat zurück. Als ich ihn gelegentlich einmal fragte, wie es ihm denn in Amerika gefallen habe, da wollte er nicht recht mit der Farbe heraus,

sondern tat nur folgenden lakonischen Ausspruch: „Wenn ich gewußt hätte, daß man in Amerika auch arbeiten muß, so wäre ich hübsch zu Hause geblieben." — Eine fast ebenso gute Geschichten- und Märchenerzählerin war eine alte Dienstmagd, die in unserem Hause über vierzig Jahre diente und wie ein Familienmitglied behandelt wurde. Obwohl sie stocktaub war, verstand sie doch alles, nur mußte sie dem Sprechenden auf den Mund sehen können. Es ließen sich leicht noch verschiedene andere Beispiele von einfachen Dorfbewohnern anführen, die sich in dieser oder jener Hinsicht durch besondere geistige Begabung auszeichneten, ohne daß sie selbst oder ihre Umgebung ein Wesen daraus gemacht hätten, weil eben der Naturmensch alles Gegebene als selbstverständlich hinnimmt. Jedenfalls sind im Bauernstande mehr Talente verborgen, als man gewöhnlich glaubt.



Bäuerliche Inschriften.

Es war eine schöne Sitte der Altvordern, die Häuser, die verschiedenen Gebrauchsgegenstände rc. mit Inschriften zu schmücken. Diese Inschriften, meist Sprüche ernsten oder heiteren Inhaltes, sind nicht ohne kulturhistorischen Wert, denn sie geben das Denken und Fühlen des Volkes in origineller Weise wieder. Sie wurden daher von vielen Seiten eifrig gesammelt. Besonders groß war die Ausbeute in den österreichischen Alpenländern, in deren weltfernen Tälern sich die alten Gewohnheiten und Gebräuche

überhaupt sehr lange erhielten. Solcher Inschriftensammlungen gibt es mehrere; eine existiert sogar aus dem Jahre 1725 und führt den Titel: „Sammlung teutscher, auserlesener Inscriptionen". Neuerlich hat Anton Dreselly eine große Anzahl (874) von bisher wenig oder gar nicht bekannten Inschriften jeder Art und aus verschiedenen Gegenden veröffentlicht.[1]) Sein Büchlein unterscheidet sich von anderen ähnlichen Arbeiten dadurch, daß es nur kürzere Sprüche bringt, die sich auf irgend eine Weise charakteristisch auszeichnen. Dresellys Inschriftensammlung ist sehr ansprechend und interessant zu lesen, wie die folgenden Proben beweisen werden.

Beginnen wir mit den Hausinschriften! Eine häufig vorkommende Inschrift, nur in verschiedener Form, ist z. B. die nachstehende:

Ich hab' dies Haus gebaut, doch ist's nicht mein
Und dess', der nach mir kommt, wird's auch nicht sein.
Den dritten trägt man wie uns beid' hinaus,
Nun ist die Frag': Wem gehört dies Haus?

Der Verfasser dieser Inschrift war ohne Zweifel eine nachdenkliche, philosophische Natur. Ganz auf dem Boden der realen Wirklichkeit steht ein anderer, der sein Haus mit den Versen verzieren ließ:

Das Haus stoht in Gottes Hand,
Ach, behüt's vor Feuer und Brand,
Vor Sturm und Wassersnot!
Mit äna Wort: Laß's stoh', wie's stoht!

---

[1]) Anton Dreselly, Grabschriften, Sprüche auf Marterſäulen, und Bildstöcken, Hausinschriften, Wirtsschilder, Trinkstubenreime, Geräteinschriften 2c. Gesammelt und geordnet von Anton Dreselly. 1898, Salzburg, Anton Pustet.

Ein dritter hat mit dem Bauen sehr schlechte Erfahrungen gemacht, denn er wünscht alle Maurer und Zimmerleute dorthin, wo der Pfeffer wächst:

> Das Bau'n ist eine große Lust,
> Daß 's so viel kost', hab' i nit gewußt.
> Behüt' uns Gott doch allezeit
> Vor Maurer- und vor Zimmerleut'!

Noch schlimmer ging es einem vierten, dessen Geld nicht mehr dazu langte, um das Dach mit einer soliden Eindeckung zu versehen. Er klagt:

> Wird mir mein Schwiegervater Geld vorstrecken,
> Werd' ich das Haus mit Ziegeln decken.

Erheiternd wirkt die Hausinschrift eines Landmannes, der gewiß ein großer Patriot war, weil er des Vaterlandes selbst an seiner Hauswand gedenkt, dabei aber doch dem lieben Vieh den Vorrang läßt:

> Wir steh'n, o Gott, in deiner Hand,
> Unser Vieh und das ganze Vaterland.

Bei einem Bauer von echtem Schrot und Korn ist es einmal nicht anders: zuerst das Vieh und dann alles übrige! Von demselben Standpunkte gehen die Verse aus:

> O Maria, Jungfrau rein,
> Laß uns dir empfohlen sein:
> Beschütze unser Haus und Rinder
> Und die Ochsen und die Kinder!

Es fehlt aber auch nicht an recht kritischen Seelen, die sich nicht scheuen, mit dem lieben Herrgott und St. Florian tüchtig „aufzubegehren"; so z. B. die Verfertiger der zwei Sprüche:

Dies Haus stellt' ich in Gottes Hand,
Da ist es dreimal abgebrannt;
Nun hab' ich 's St. Florian anvertraut
Und hoff', daß er besser darnach schaut.

Dies Haus steht in St. Florians Hand,
Verbrennt es, ist's ihm selbst ein' Schand'.

Recht derb sind oft die bäuerlichen Gedenksprüche auf Gräbern und Marterln[1]); manchem werden sie geradezu leichtfertig erscheinen. Man wolle jedoch folgendes bedenken: Der Naturmensch liebt erstens überhaupt eine ungeschminkte, kernige Sprache und zweitens ist er durchaus nicht empfindsam, macht daher aus dem Tode nicht soviel Wesens. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß der Volkswitz und Volkshumor sogar auf den Gräbern und Marterln zum Ausdrucke kommt. Die Kirche war dagegen nicht nur nachsichtig, sondern ging selbst mit Vorliebe auf den derben Ton des Volkes ein und nutzte dies auch, wenn sie auf die breiten Massen wirken wollte (man denke z. B. nur an die Predigten des Paters Abraham a Sancta Clara). Recht derbe, uns Modernen mit Recht anstößig erscheinende Grabinschriften sind unter anderen:

Hier liegt begraben mein Weib, Gott sei Dank!
Sie hat ewig mit mir gezankt.
Drum, lieber Erlöser, geh weg von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir!

Hier ruht der Brauersepp,
Gott Gnad' für Recht ihm geb';
Denn viele hat, was er gemacht,
Frühzeitig in das Grab gebracht.
Da liegt er nun, der Bierverhunzer,
Bet' ihm, o Christ, fünf Vaterunser!

[1]) Ein Marterl ist eine zum Andenken an einen Verunglückten errichtete Standsäule oder Tafel.

Gut gemeint, aber recht naiv sind die Verse:

Hier ruht das junge Öchselein,
Vom alten Ochs das Söhnelein;
Der liebe Gott hat nicht gewollt,
Daß er ein Ochse werden sollt'.
Der Vater Ochs hat mit Bedacht
Den Vers und Grabstein selbst gemacht.

Hier ruht Theresia Pfeil,
Sie starb in aller Eil'.
Von Heustocks Höh' fiel sie herab
Und fiel in eine Gabel;
Zum großen Lamentabel
Fand sie darin ihr Grab.

Als durchaus passend und treffend muß dagegen die Grabinschrift bezeichnet werden:

Er führte kunstgerecht den Pflug,
Besäte so die Erde;
Er lenkte sicher, scharf und klug
Mit Meisterhand die Pferde.
Und als entschwand die alte Kraft,
Das scharfe Auge trüber,
Kutschierte noch mit Meisterhand
Der würdige Mann hinüber.

Was die Marterlinschriften anlangt, so übertreffen sie die Grabinschriften womöglich noch an Naivität und Derbheit. In einem wahren Galgenhumor gehalten sind z. B. die folgenden:

Hier starb Martin Rausch.
Die Lawine traf ihn halt
Auf den Leib und macht' ihn kalt;
Auch der Jörgel war darunter,
Aber heut' noch ist gesund er.

Durch einen Ochsenstoß
Kam ich in den Himmelsschoß.
Mußt' ich auch gleich erblassen

Und Weib und Kinder verlassen,
So ging ich doch ein zur ewigen Ruh'
Durch dich, du Rindvieh du!

Jedenfalls gut gemeint, aber ein warnendes Beispiel für alle, denen die Satzzeichen gleichgiltig sind, ist die Aufschrift:

Hier ruht der ehrsame Johann Mißegger, auf der Hirschjagd durch einen unvorsichtigen Schuß erschossen aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager.

Durch wahrhaft lakonische Kürze zeichnen sich endlich aus:

Hier fiel Jakob Hosenknopf vom Hausdach in die Ewigkeit.

Hier hab' ich mich erfallen.

Wer Dresellys Inschriftenbüchlein zur Hand nimmt, wird eine Menge von Sprüchen finden, in denen der Volkswitz und Volkshumor aufleuchtet, aber auch viele, die durch ihre Innigkeit und Tiefe den Beweis liefern, daß unser Bauer trotz des oft rauhen Äußern ein warm fühlendes Herz und Gemüt besitzt.



Inhalt.

Druckfehler.

Auf S. 211 lies: Tantae molis erat, statt Tanta moles erat.









